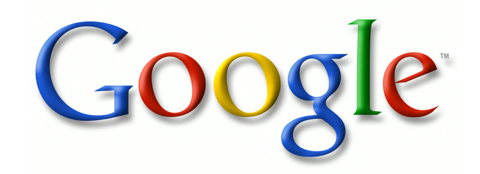
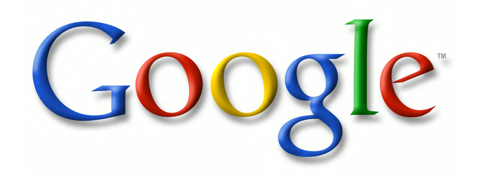
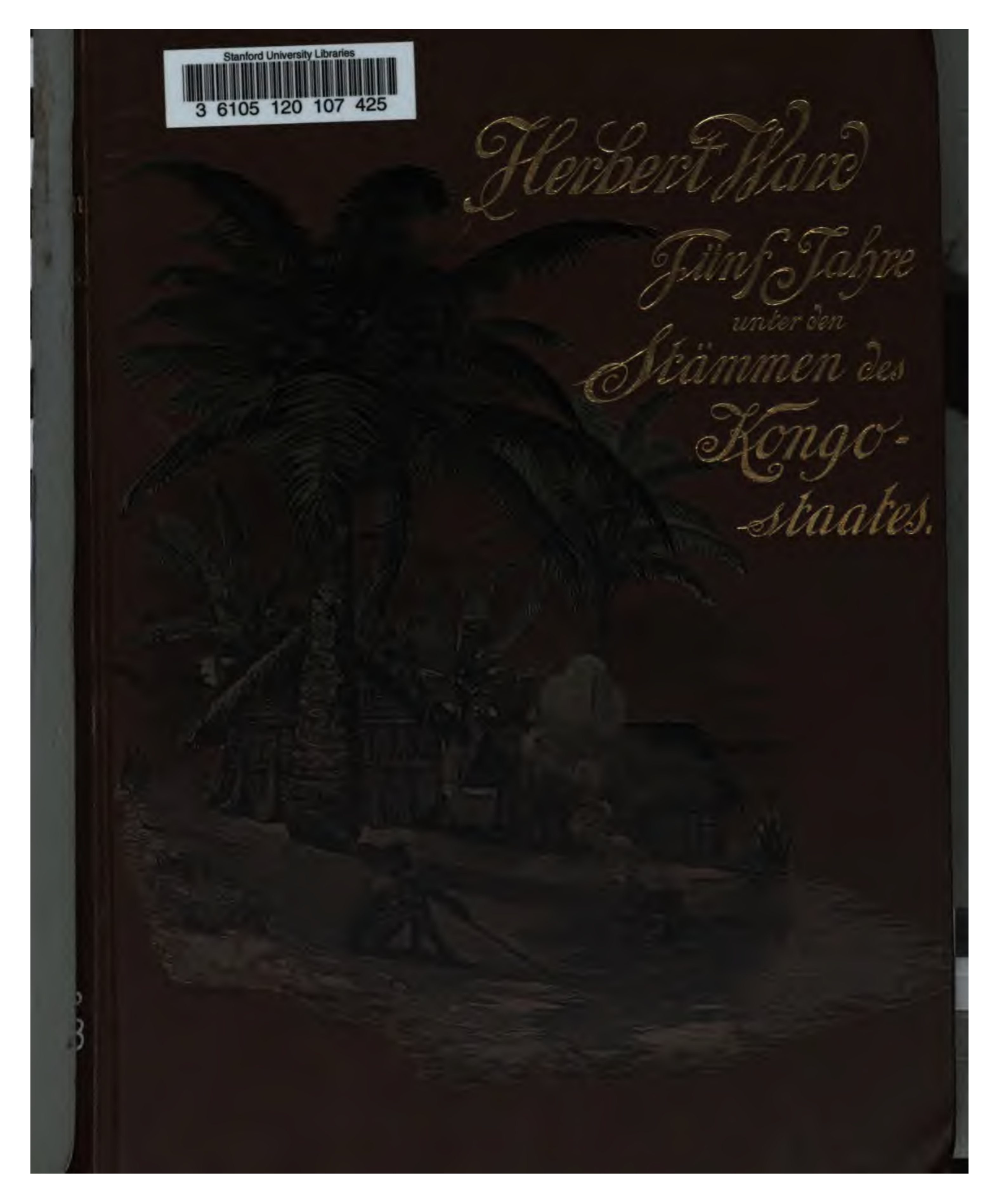
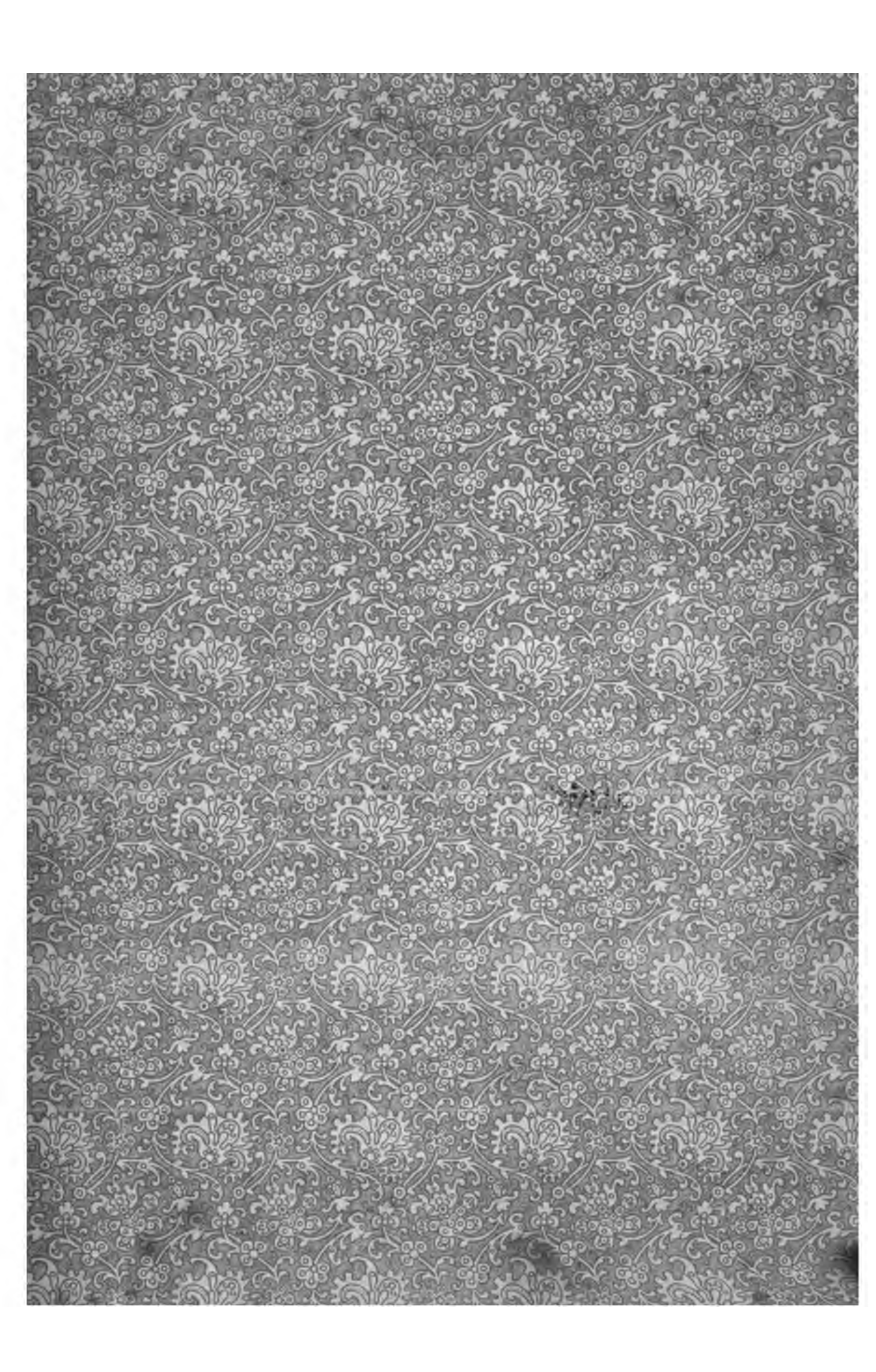





Stanford University Libraries
3 6105 120 107 425
Herbert Ward
Fünf Jahre
unter den
Stämmen des
Kongo-
-staates.


STANFORD LIBRARIES
STANFORD LIBRARIES
HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919







Herbert Ward.

Fünf Jahre

unter den

Stämmen des Kongo-Staates

von

Herbert Ward.

Deutsch von H. von Wobeser.

Mit Abbildungen nach Zeichnungen von H. Ward, V. Perard und W. B. Davis.

Vom Verfasser genehmigte Übersetzung.

Leipzig,
C. F. Amelangs Verlag.
1891.



Inhaltsverzeichnis.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Zweiter Teil.

Der Oberkongo.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Dritter Teil.

Kanoefahrt.

Verzeichnis der Illustrationen.

Vorrede.

Vom Jahre 1884 bis zum Jahre 1889 habe ich mit Feder und Bleistift etliche Skizzen und Bilder aus dem alltäglichen Leben der uncivilisierten Rassen des Kongolandes gesammelt.

Nachdem ich mich mit den drei verbreitetsten Sprachen des Landes — dem Kikongo, das von den Stämmen des Unterkongo geredet wird, dem Kibangi am Oberkongo und dem Kisuaheli, der Sprache der arabischen Begleiter Tippu-Tibs an den Stanley-Fällen — vertraut gemacht hatte, war ich in der Lage, mich direkt bei den Eingeborenen selbst zu unterrichten.

Während der erwähnten Jahre habe ich bei vielen Europäern liebenswürdige Gastfreundschaft gefunden, namentlich bei den Baptisten-Missionaren Herrn und Frau Ingham, Herrn und Frau Clarke, sowie den Herren Grenfell und Bentley.

Das Zusammensein mit den vielen Freunden und Gefährten wird für mich stets die angenehmste Erinnerung aus meinem Leben in Afrika bleiben; leider aber sind schon viele von diesen Freunden vom Fieber dahingerafft worden und in Afrika beerdigt, während andere sich noch jetzt dort abmühen und die übrigen in der ganzen Welt zerstreut sind.

Als ich im Frühjahr 1887 noch in Afrika weilte, schloß ich mich der von Herrn Henry M. Stanley geführten Expedition zum Entsatze Emin Paschas als Mitglied an, und später war ich einer der fünf Offiziere, welche im Lager von Jambuja am Aruwimi zurückblieben.

Vielleicht dürfte, da das Thema dieses Werkes sich darauf beschränkt, das Leben der Eingeborenen im Kongolande zu beschreiben, eine kurze Schilderung meiner Verbindung mit einigen der tragischen Ereignisse, welche bei diesem Teile der Stanleyschen Expedition vorgekommen sind, hier am Platze sein.

Im Mai 1887 schiffte sich die Expedition zum Entsatze Emin Paschas, nachdem sie den Überlandmarsch durch die Kataraktenregion des Unterkongo beendet hatte, auf dem Oberkongo ein. Infolge des Raummangels auf den drei Flußdampfern, mit denen die Weiterbeförderung erfolgte, wurde ein großer Teil der Lasten mit Munition, Waren u. s. w. unter der Obhut von Herrn John Rose Troup am Stanley-Pool zurückgelassen und ein provisorisches Lager mit 125 der „an Körperkraft schwächsten" Leute in Bolobo, etwa 225 Kilometer weiter flußaufwärts, angelegt und unter die Befehle von mir und Herrn William Bonny gestellt, bis der dem Kongo-Freistaate gehörende Flußdampfer „Le Stanley" zurückkehren würde, um uns zu holen. Am 14. August landeten wir drei mit unseren Mannschaften und Lasten im Lager von Jambuja am Aruwimi, etwa 2285 Kilometer von der atlantischen Seeküste. Das Lager der Nachhut stand unter dem Kommando der Herren Major E. M. Barttelot und J. S. Jameson und hatte eine Garnison von 127 Sansibar-Leuten und Sudanesen, nachdem Herr Stanley 383 Mann für die Vorhut ausgewählt und mit diesen am 28. Juni, sechs Wochen vor unserer Ankunft, den Marsch zu Emin Pascha angetreten hatte. Seitdem sind nie wieder Nachrichten von Herrn Stanley im Lager von Jambuja eingetroffen.

Unmittelbar nach unserer Ankunft und nachdem wir Major Barttelot unsere Leute und Vorräte übergeben hatten, erhielten wir das folgende, von Stanley vor seinem Abmarsche aufgesetzte Instruktionsschreiben zum Durchlesen:

24. Juni 1887.

Herrn Major Barttelot.

Geehrter Herr! Als Ältestem der auf der Expedition zum Entsatze Emin Paschas mich begleitenden Offiziere fällt das Kommando dieses wichtigen Postens selbstverständlich Ihnen zu. Es ist auch im Interesse der Expedition, daß Sie diesen Befehl übernehmen, und zwar aus dem Grunde, weil Ihre Sudanesen-Compagnie, welche nur aus Soldaten besteht und sich mehr für den Garnisondienst eignet, als die Sansibariten, hier besser verwertet werden kann, als auf dem Marsche.

Der Dampfer „Stanley" ist am 22. d. M. von Jambuja nach dem Stanley-Pool abgefahren. Wenn ihm kein Unfall zustößt, müßte er am 2. Juli in Leopoldville sein. In zwei weiteren Tagen wird er mit etwa 500 Lasten unserer Waren, die wir unter der Aufsicht des Herrn J. R. Troup zurückgelassen haben, beladen sein. Dieser Herr wird sich auf dem Dampfer ein-

schiffen, der, wie ich annehme, am 4. Juli seine Bergfahrt antreten und am 9. in Bolobo eintreffen wird. Wenn das Heizmaterial fertig ist, werden die 125 Mann, die sich unter Führung der Herren Ward und Bonny jetzt in Bolobo befinden, sich einschiffen, worauf der Dampfer die Reise fortsetzt. Er wird am 19. Juli in Bangala sein und am 31. Juli hier ankommen. Selbstverständlich kann der niedrige Wasserstand des Flusses in jenem Monat den Dampfer vielleicht einige Tage aufhalten, indessen können Sie, da ich großes Vertrauen zu seinem Kapitän habe, ihn mit Sicherheit vor dem 10. August erwarten*).

Die Nichtankunft dieser Waren und Leute ist es, welche mich zwingt, Sie zum Befehlshaber dieses Postens zu ernennen. Da ich aber binnen kurzem das Eintreffen einer großen Verstärkung von Leuten**) erwarte, welche die Zahl der Vorhut, die unter allen Umständen zur Rettung Emin Paschas vordringen muß, erheblich übersteigt, so hoffe ich, daß Sie nach der Abfahrt des „Stanley" auf seiner endgültigen Rückkehr nach dem Stanley-Pool im August nicht länger als wenige Tage aufgehalten werden.

Inzwischen kommt es Ihnen zu, bis zur Ankunft unserer Leute und Waren in dem Kommando über dieses befestigte Lager sehr aufmerksam und vorsichtig zu sein. Obwohl letzteres eine günstige Lage besitzt und von Natur fest ist, würde ein tapferer Feind doch keine schwierige Aufgabe darin finden, es zu erobern, wenn der Befehlshaber es an Disziplin, Kraft und Energie mangeln läßt. Ich bin deshalb überzeugt, daß ich eine gute Wahl getroffen habe, als ich Sie beauftragte, unsere Interessen während unserer Abwesenheit hier zu schützen.

Die Ihnen jetzt anvertrauten Interessen sind von allergrößter Bedeutung für diese Expedition. Die Leute, welche Sie unter ihren Befehlen haben werden, machen mehr als ein volles Drittel der Expedition aus, die Güter, die hierher gebracht werden, sind das für den Marsch durch die Regionen jenseit der Seeen nötige Geld; außerdem wird ein ungeheuerer Vorrat von Munition und Proviant da sein, die von gleicher Wichtigkeit für uns sind. Der Verlust dieser Mannschaften und Waren würde sicherer Ruin für uns sein und die Vorhut dann ihrerseits selbst um Entsatz bitten müssen. Ich hoffe daher, daß Sie in voller Berücksichtigung dieses Umstandes keine Mühe scheuen werden, um die Ordnung und Disziplin in Ihrem Lager aufrecht zu erhalten, Ihre Ver-

*) Der Dampfer wurde durch das Auflaufen auf einen treibenden Baumstamm einige Tage aufgehalten und traf am 14. August ein.

**) Die 600 Träger Tippu-Tibs.

teidigungswerke zu vervollständigen und sie in solchem Zustande zu halten, daß kein Feind, wie tapfer er auch sein mag, Erfolg über dieselben erringen kann. Zu diesem Zwecke würde ich Ihnen empfehlen, einen künstlichen Graben von sechs Fuß Breite und drei Fuß Tiefe herzustellen, welcher von dem natürlichen Graben an, in dem sich die Quelle befindet, um die Pallisaden herum führt. Die Anlage einer Plattform, ähnlich wie diejenige auf der Südseite, in der Nähe des östlichen, sowie des westlichen Thores würde für die Stärke des Lagers von Vorteil sein. Denn vergessen Sie nicht, es sind nicht nur die Eingeborenen, die Sie vielleicht angreifen wollen, sondern möglicherweise werden auch die Araber und ihre Begleiter aus dem einen oder andern Grunde Streit mit Ihnen suchen und einen Angriff auf Ihr Lager unternehmen.

Unser Kurs wird von hier nahezu astronomisch genau Ost oder nach dem Kompaß Ost zu Süd sein. Vielleicht werden die Pfade zu Zeiten nicht genau in dieser Richtung führen, doch ist die südwestliche Ecke des Albert-Sees in der Nähe von oder bei Kavalli unser Bestimmungsort. Bei unserer Ankunft daselbst werden wir in der Umgegend ein festes Lager aufschlagen, unser Boot zu Wasser bringen und nach Kibiro in Unjoro steuern, um von Signor Casati, falls derselbe sich dort befindet, Nachrichten über die Lage Emin Paschas zu erhalten. Ist letzterer am Leben und in der Nachbarschaft des Sees, dann werden wir uns mit ihm in Verbindung setzen; unser späteres Verfahren muß sich nach dem richten, was wir über die Absichten Emin Paschas erfahren. Wir können annehmen, daß wir nicht länger als 14 Tage bei ihm bleiben, bis über unsere Rückkehr nach dem Lager auf der von uns bereits zurückgelegten Straße entschieden worden ist.

Wir werden uns bemühen, durch Zeichnen von Bäumen und Anschneiden von jungen Stämmen am Wege genügende Spuren der Route zu hinterlassen, welche wir eingeschlagen haben. Bei allen Kreuzungspunkten, wo Pfade sich schneiden, werden wir den Boden auflockern und auf den nicht von uns benutzten Pfaden einen einige Zoll tiefen Graben herstellen, sowie auch die Bäume bezeichnen, wenn dies möglich ist.

Vielleicht werden Sie, wenn Tippu-Tib die volle Zahl der versprochenen erwachsenen Leute, nämlich 600 Mann, welche Lasten zu tragen vermögen, geschickt hat und der „Stanley“ mit den in Bolobo von mir zurückgelassenen 125 Leuten wohlbehalten eingetroffen ist, sich stark genug fühlen, um die Kolonne mit allen von dem Dampfer überbrachten und den von mir in Jambuja zurückgelassenen Waren längs des von mir eingeschlagenen Weges in Bewegung zu setzen. In diesem höchst wünschenswerten Falle werden Sie genau

meiner Route folgen und werden wir in nicht zu langer Zeit sicherlich zusammentreffen. Ohne Zweifel werden Sie unsere Bomas unberührt und noch stehend finden; Sie sollten Ihre Märsche daher so einzurichten suchen, daß Sie jene unterwegs benutzen können. Bessere Führer als diese Bomas würden auf unserer Route nicht zu erlangen sein. Wenn Sie während eines zweitägigen Marsches keine solche finden, können Sie überzeugt sein, daß Sie sich nicht auf unserer Route befinden.

Vielleicht hat Tippu-Tib auch nur einige Leute geschickt, aber nicht genug, um die Waren mit Ihrer eigenen Truppe tragen zu können. In diesem Falle muß es natürlich Ihnen überlassen bleiben, welche Waren Sie entbehren können, um imstande zu sein, den Marsch anzutreten. Zu diesem Zwecke würden Sie Ihre Liste aufmerksam durchzusehen haben.

1. Munition, namentlich schußfertige, höchst wichtig.
2. Perlen, Messingdraht, Kauris und Stoffe kommen in zweiter Linie.
3. Privatgepäck.
4. Pulver und Zündhütchen.
5. Europäischer Proviant.
6. Messingstangen, wie sie am Kongo gebraucht werden.
7. Lebensmittel (Reis, Bohnen, Erbsen, Hirse, Zwieback).

Sie müssen daher, nachdem Sie für Taue, Säcke, Werkzeuge, wie Schaufeln (vergessen Sie auch nie eine Axt oder Haumesser) gesorgt haben, überlegen, wie viele Lasten mit Proviant Sie unter Ihre Leute verteilen können, sodaß sie zu marschieren imstande sind, und ob nicht die Hälfte der Messingstangen in Kisten ebenfalls befördert werden kann oder zurückbleiben muß. Sollten Sie dennoch nicht marschieren können, dann würde es besser sein, zweimal täglich zwei Märsche von etwa 10 Kilometer zu machen, als allzuviel Gegenstände fortzuwerfen, falls Sie es vorziehen sollten, zu marschieren, anstatt auf unsere Ankunft zu warten.

Bei der endgültigen Abfahrt des „Stanley" von Jambuja wollen Sie es nicht unterlassen, an Herrn William Mackinnon unter der Adresse von Gray, Dawes & Co., 14, Austin Friars, London, einen Bericht zu senden über das, was während meiner Abwesenheit und nachdem ich den Marsch nach Osten angetreten habe, vorgefallen ist; ob Sie von mir überhaupt gehört haben, ob Sie Nachrichten von mir zu erhalten hoffen und was Sie zu thun beabsichtigen. Sie wollen ihm auch eine genaue Abschrift dieses Befehls senden, damit das Entsatzkomitee selbst beurteilen kann, ob Sie angemessen gehandelt haben oder zu handeln beabsichtigen.

Gegenwärtig wird Ihre Garnison aus 80 Gewehrträgern und 40 bis 50 Überzähligen bestehen. Der „Stanley" wird Ihnen binnen wenigen Wochen weitere 50 Gewehrträger und 75 Überzählige unter den Befehlen der Herren Troup, Ward und Bonny überbringen.

Ich bestimme Herrn J. S. Jameson für jetzt zu Ihrem Kameraden; außerdem werden die Herren Troup, Ward und Bonny unter Ihren Befehlen stehen. Bei den gewöhnlichen Verteidigungsarbeiten und der Führung der Leute im Lager und auf dem Marsche giebt es nur einen Chef, und das sind Sie; sollte aber ein sehr wichtiger Schritt in Aussicht genommen werden, dann bitte ich Sie, auch den Rat des Herrn Jameson zu hören; und wenn die Herren Troup und Ward hier sind, dann bitte ich, auch sie ins Vertrauen zu ziehen und sie frei ihre Meinungen aussprechen zu lassen.

Ich glaube, ganz klar über alles geschrieben zu haben, was mir notwendig dünkt. Ihre Behandlung der Eingeborenen sollte, wie ich meine, gänzlich von deren Benehmen gegen Sie abhängen. Lassen Sie sie in Frieden nach den benachbarten Dörfern zurückkehren, und wenn Sie durch Mäßigung, gelegentliche kleine Geschenke von Messingstangen u. s. w. auf irgend eine Weise einen freundschaftlichen Verkehr beschleunigen können, dann würde ich Ihnen empfehlen, dies zu thun. Verlieren Sie keine Gelegenheit, jegliche Art von Information über die Eingeborenen, die Lage der verschiedenen Dörfer in Ihrer Nachbarschaft u. s. w. einzuziehen.

Ich habe die Ehre zu sein Ihr ergebener

Henry M. Stanley,
Befehlshaber der Expedition.

Seit dem Abmarsche Stanleys hatte man nichts von Tippu-Tib und der von ihm versprochenen Hülfe gehört.

Während der ersten drei Tage nach unserer Ankunft waren wir mit der ganzen Mannschaft beschäftigt, die Vorräte unterzubringen und den Dampfer mit Holz zum Heizen der Kessel auf der Rückfahrt den Kongo hinab zu beladen. Spät am Nachmittage des dritten Tages wurden wir durch Gewehrschüsse in einem provisorischen Eingeborenendorfe am gegenüberliegenden Ufer des Aruwimi überrascht, und sehr bald erkannten wir die weißen Gewänder und Turbane der arabischen Beutejäger, die mit ihrem blutigen Werke, dem Sklavenfange, beschäftigt waren. Als sie den Dampfer und unser Lager erblickten, verschwanden sie, und als Bonny und ich mit einem kleinen Kanoe über den

Fluß fuhren, um mit ihnen zu sprechen, fanden wir, daß sie sich, ehe wir das Ufer erreichten, in den Wald zurückgezogen hatten.

Am folgenden Tage verließ der „Le Stanley" Jambuja, um die Rückfahrt den Fluß hinab anzutreten, und bald darauf kam Abdallah, ein arabischer Mischling und der Anführer der arabischen Beutejäger, welche das Dorf am anderen Ufer geplündert hatten, zu uns ins Lager und teilte uns mit, er und seine Begleiter gehörten zu einer Abteilung Träger, welche Tippu-Tib zur Beförderung unserer Lasten versprochen hätte; sie seien jedoch auf dem Wege von dem Hauptquartier Tippu-Tibs an den Stanley-Fällen nach Jambuja infolge der Feindseligkeiten der Eingeborenen gezwungen worden, sich zu trennen. Es seien dann kleine Trupps ausgesandt worden, um unser Lager aufzusuchen, und er und seine Begleiter bildeten eine dieser Kundschafterabteilungen. Abdallah erzählte ferner, Tippu-Tib sei ganz bereit, uns die versprochene Zahl von Trägern zu liefern, aber da die Stanley-Fälle nur wenige Tagemärsche entfernt seien, so sei es vielleicht ratsam, daß einer unserer Offiziere jenen persönlich besuche, um das Nähere wegen der Reorganisierung der versprochenen Trägertruppe zu besprechen; er, Abdallah, werde gern als Führer nach den Stanley-Fällen dienen. Darauf hin erhielten Jameson und ich von Major Barttelot den Befehl, uns mit Abdallah zu Tippu-Tib zu begeben und uns die größte Mühe zu geben, damit wir die versprochenen Träger so bald wie möglich bekämen.

Herr Stanley hatte uns für den Fall, daß die Hülfe von Tippu-Tib nicht eintreffen sollte, in dem Satze „dann würde es besser sein, zweimal täglich zwei Märsche von etwa 10 Kilometer zu machen, falls Sie es vorziehen sollten, zu marschieren, anstatt auf unsere Ankunft zu warten", die Wahl gelassen, in kurzen Tagemärschen zu marschieren, mit dem Gros der Munition und Vorräte der Expedition, durch dichten Wald und Unterholz, mit Leuten, die durchaus unzuverlässig waren, Leuten, die in Bolobo und Jambuja, wo Stanley die 383 Mann für die Vorhut ausgewählt hatte, gewissermaßen „ausgejätet" waren, Leuten, die zum größten Teile anerkannt schlimme Charaktere, die „an Körperkraft schwächsten" und die Invaliden der Expedition waren. Hätten wir aber unter diesen Umständen den Marsch angetreten, ohne vorher jede Chance zu benutzen, um von Tippu-Tib die 600 Träger zu erhalten, welche wir brauchten, um überhaupt marschieren zu können, so würden wir den berechtigten Vorwurf verdient haben, daß wir folgenden Passus in Stanleys Schreiben nicht beachtet hätten: „Der Verlust dieser Mannschaften (unserer aus Sansibar-Leuten und Sudanesen bestehenden Garnison) und Waren würde sicherer Ruin für uns sein und die Vorhut dann ihrerseits selbst um Entsatz bitten müssen."

Tippu-Tib versprach, die Leute sofort zu sammeln, und versicherte uns, daß wir spätestens in etlichen Wochen die versprochenen Träger erhalten sollten.

Von dem Augenblicke an begann das Trauerspiel der Nachhut. Tippu-Tib fuhr fort, die Sache in die Länge zu ziehen, die an die Landeskost nicht gewöhnten Sansibariten und Sudanesen erkrankten und starben. Alle fünf Offiziere wurden der Reihe nach von Malaria-Fieber und Dysenterie niedergeworfen und bis an den Rand des Todes gebracht. Von der Vorhut traf aber keinerlei Nachricht in Jambuja ein; ein Monat der Schrecken nach dem andern verfloß, aber noch immer hatte Tippu-Tib keine Hülfe gesandt, und wir waren infolge des ausgemergelten Zustandes der Sansibariten und Sudanesen bald vollständig machtlos, irgend etwas zu thun.

Herr Stanley hatte berechnet, daß er im November, fünf Monate nach dem Tage seines Abmarsches von Jambuja, zurückkehren werde, allein die Zeit verging, und noch immer hörte man kein Wort von ihm oder über ihn. Im März 1888, vier Monate nach der Zeit, bis zu welcher wir die Rückkehr Stanleys nach Jambuja erwarteten, sandte Major Barttelot Herrn Jameson nach Kassongo, der eine Monatsreise oberhalb der Stanley-Fälle liegenden Hauptfeste Tippu-Tibs, um einen endgültigen Versuch zu machen, die von letzterem versprochenen Träger zu erhalten, während ich den Befehl erhielt, mich nach der Westküste aufzumachen und, um das Komitee von der Lage der Dinge in Kenntnis zu setzen, von der nächsten Telegraphenstation die folgende Botschaft abzusenden:

„Keine Nachrichten von Stanley, seitdem ich im Oktober v. J. geschrieben*). Tippu-Tib ging am 19. November nach Kassongo, hat uns bis zum März aber nur 250 Mann besorgt; es kommen mehr, aber in unbestimmter Zahl und zu unbestimmter Zeit. Falls Stanley in Schwierigkeiten ist, wäre es abgeschmackt, wollte ich in geringerer Stärke als er marschieren, da ich mehr Lasten zu befördern und das Maximgeschütz weniger habe; habe deshalb Jameson nach Kassongo gesandt, um Tippu bezüglich des Restes der ursprünglich versprochenen 600 Mann anzutreiben und von ihm so viel Krieger wie möglich, bis zu 400, zu erhalten; um bezüglich der Dienstleistungen und Bezahlung der Leute die vorteilhaftesten Bedingungen zu erzielen, haben er und ich im Namen der Expedition für das Geld gut gesagt. Jameson wird gegen den

*) Unbestimmte, von Deserteuren verbreitete Gerüchte. Nach dem Abmarsche Stanleys sind niemals authentische Nachrichten von ihm in Jambuja eingetroffen.

14. Mai zurückkehren, der früheste Termin zum Aufbruch aber der 1. Juni sein. Wenn ich aufbreche, beabsichtige ich, einen Offizier mit allen nicht absolut notwendigen Lasten bei den Stanley-Fällen zu lassen. Ward befördert diese Botschaft. Bitte, veranlassen Sie den König der Belgier, an den Administrator des Freistaates eine Depesche zu senden, damit ihm Träger zur Verfügung gestellt werden und er einen Dampfer bereit findet, um ihn nach Jambuja zu bringen. Wenn vor seiner Ankunft Träger kommen, marschiere ich ohne ihn. Er müßte gegen den 1. Juli zurück sein. Telegraphieren Sie mir Ihren Rat und Ihre Meinung. Die Offiziere sind sämtlich wohl. Ward wartet auf Antwort.

Barttelot.

Herrn William Mackinnon (Gray, Dawes & Co.),
14, Austin Friars, London."

Ich verließ Jambuja am 28. März, fuhr Tag und Nacht in aller Eile mit zwei Kanoes den Kongo hinab und schickte nach 32tägiger ununterbrochener Fahrt am 1. Mai das Telegramm ab, auf welches vom Komitee folgende Antwort eintraf:

„Herrn Major Barttelot, Adresse Ward, Kongo.

Das Komitee verweist Sie auf Stanleys Instruktionen vom 24. Juni 1887. Wenn Sie diesen Instruktionen gemäß noch nicht marschieren können, dann bleiben Sie, wo Sie sind, und warten Sie auf seine Ankunft oder bis Sie neue Instruktionen von Stanley erhalten. Das Komitee giebt Ihnen nicht die Befugnis zur Anwerbung von Kriegern. Von Emin Pascha sind über Sansibar Nachrichten, datiert Wadelai, 2. November, eingetroffen. Von Stanley hatte er damals noch nichts gehört. Emin Pascha befindet sich wohl; es mangelt ihm augenblicklich nicht an Vorräten und er geht nach dem Südwestende des Sees, um nach Stanley auszuschauen. Briefe sind regelmäßig via Ostküste zur Post gegeben worden.

Gez. Vorsitzender des Komitee."

Auf der Rückreise landaufwärts erhielt ich ein Schreiben von Major Barttelot, der mir befahl, in Bangala, einer Station des Freistaates am Oberkongo, etwa 1500 Kilometer von der Küste, zu bleiben und die Obhut über gewisse Lasten zu übernehmen, die er dorthin geschickt habe. Während meiner

Abwesenheit scheint Jameson mit einer genügenden Zahl von Mannschaften, um damit marschieren zu können, von Tippu-Tib in Kassongo nach Jambuja zurückgekehrt zu sein, während J. Rose Troup, der an einer komplizierten Krankheit infolge von Blutarmut schwer zu leiden gehabt hatte, als Invalide nach Hause gesandt worden war.

Nachdem ich einige Wochen in Bangala gewesen war, erhielt ich die Nachricht von der Ermordung Major Barttelots, und einige Tage später traf Jameson, nachdem er den Kongo von den Stanley-Fällen her ca. 750 Kilometer weit mit Kanoes hinabgefahren war, in bewußtlosem Zustande in Bangala ein. Am nächsten Tage starb er am Gallenfieber, das er sich durch Strapazen und Entbehrungen zugezogen hatte. Nachdem ich meinen armen Kameraden beerdigt hatte, machte ich mich wieder auf den Weg nach der Küste, um die traurige Nachricht von diesem neuen Unglück nach London zu telegraphieren, worauf ich die Antwort erhielt, ich solle nach dem Oberkongo zurückkehren, den Rest der Expedition sammeln und nach der Küste zurückbringen. Auf dem Marsche nach dem Innern erfuhr ich, daß Stanley nach dem Schauplatz der Ermordung des Majors Barttelot zurückgekehrt sei und Bonny, sowie alles, was noch von den Mannschaften und Lasten der Nachhut übrig war, mit sich nach der Provinz Emin Paschas genommen habe.

In der Hoffnung, eine Gelegenheit zu finden, um Stanley zu folgen, oder wenigstens weitere Nachrichten zu erhalten, setzte ich meine Reise nach den Stanley-Fällen fort, von wo ich, da es mir nicht möglich war, ihm zu folgen, nach einem Aufenthalt von länger als einem Monat bei den Arabern, und als ich nichts weiteres von Stanley in Erfahrung bringen konnte, mit etlichen Überlebenden von der Expedition, sowie meiner eigenen kleinen Abteilung Sansibariten nach der Küste zurückkehrte. Dort erhielt ich vom Komitee die Ordre, nach England zurückzukehren, da es mir unmöglich sei, meinerseits noch etwas für die Expedition zu thun.

Als freiwilliges Mitglied der Expedition hatte ich keinen Anspruch auf eine Bezahlung meiner Dienste, jedoch hat das Komitee mir in liebenswürdiger Weise den Betrag von 330 £ (6600 Mark) übersandt mit folgendem Begleitschreiben:

„Geehrter Herr!

Auf Wunsch des Komitees für den Entsatz Emin Paschas habe ich das Vergnügen, Ihnen den folgenden, in seiner heutigen Sitzung gefaßten Beschluß in Abschrift zu übersenden: „Das Komitee wünscht Herrn Ward seine volle

Anerkennung auszusprechen für die Dienste, welche er der Expedition geleistet, und die Treue, mit der er die ihm übertragenen Pflichten erfüllt hat."

Ihr ganz ergebener

F. de Winton, Ehrensekretär.

Komitee für den Entsatz Emin Paschas."

Leider bestehen widersprechende Ansichten über das Verhalten der Nachhut. Ohne Zweifel ist es für Stanley ein schwerer Schlag gewesen, als er die traurige Geschichte von Jambuja mit seinen hundert Gräbern erfuhr, allein in seinem Werke: „Im dunkelsten Afrika" verurteilt er einen Teil seiner Expedition, der viele Entbehrungen ertragen hat, während derselbe sein Bestes zu thun suchte, in zu scharfer Weise. Von den fünf Offizieren haben zwei das Leben in seinem Dienste verloren, und ein dritter hat sich Krankheiten zugezogen, bei denen es zweifelhaft ist, ob er sich je von ihnen vollständig wieder erholen wird.

H. W.

London, 8. September 1890.

Erster Teil.

Der Unterkongo.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Meine Jugend. — Abfahrt nach Neuseeland. — Siebenjähriges rauhes Leben. — Reise um das Kap Horn. — Borneo. — Der Tod Frank Hattons. — Rückkehr nach England. — Joseph Hatton.

Der unwiderstehliche Drang, die weite Welt zu sehen, fremde Länder zu durchwandern und mit außerhalb des Geräusches und Getriebes der Zivilisation lebenden Barbaren zu verkehren, veranlaßte mich im Alter von 15 Jahren, meine englische Heimat zu verlassen und in einem Wanderleben fern von Verwandten und Freunden Abenteuer aufzusuchen.

Wenn ich eingestehe, daß der einzige Preis, den ich in der Schule je errungen habe, in einem Taschenfernrohr bestand, welches eine Kommission für athletische Übungen mir für meine akrobatischen Leistungen am Barren zuerkannte, und erkläre, daß meine litterarischen Neigungen sich auf Berichte über Reisen und Abenteuer beschränkten, sowie daß ich jedes Buch solchen Inhalts, von Herodot bis auf Robinson Crusoe, für den ich, beiläufig erwähnt, ein reges persönliches Interesse hatte, eifrig durchlas, so bedarf es wohl keiner weiteren Bemerkungen über meine Jugend.

Als ich meinen Eltern den Entschluß, in die weite Welt zu gehen, mitteilte, schüttelten sie energisch den Kopf. Einige meiner Verwandten, die ihr Interesse an meiner Wohlfahrt bisher nur in Gestalt unbedeutender Geldgeschenke bei Gelegenheit meiner Geburtstage bekundet hatten, erhoben ganz begeisterte Anklagen gegen mich und ergingen sich in den verschwenderischsten Prophezeiungen, daß ich ein unwürdiger Taugenichts werden würde. Mein Vater erklärte mir, daß er mich enterben würde, und ich erinnere mich noch sehr lebhaft meines Unwillens, als er mit seinem Anwalt über die Sache sprach und dieser gesetzeskundige Herr in leisem Tone zu ihm sagte: „Nun,

Herr Ward, wenn es mein Sohn wäre, würde ich ihm seine Ansichten bald mit der Reitpeitsche austreiben."

Kurz nachher, an einem Wintermorgen, bei einem der typischen Londoner Nebel, holte die englische Bark James Wichart unter dem rohen Gebrüll der halb betrunkenen Matrosen, welche eifrig die Taue einholten und die Speichen des Gangspills drehten, aus dem Gewirr der Docks, und ich, die Hände tief in die im übrigen leeren Taschen versenkt, gehörte zu einer kleinen Gruppe von Auswanderern, welche auf dem Hauptdeck zusammengedrängt standen.

Wir waren nach Auckland in Neuseeland bestimmt, doch hätte ein zufälliger Beobachter aus dem traurigen Ausdruck in den thränenfeuchten, ungewaschenen Gesichtern einiger meiner Reisegefährten vielleicht schließen können, daß wir nach einem viel ungastlicheren Lande zu reisen beabsichtigten.

Auf solche Weise begann mein Wander- und Abenteurerleben, und trat ich als freundloser Knabe mit mutigem Herzen und kräftigen Armen als meinem einzigen Kapital der Welt entgegen.

Ich war bereit, mich jeder Arbeit zuzuwenden, und meine Beschäftigung ist während der vier Jahre, welche ich in Neuseeland zugebracht habe, in der That eine so vielseitige und mannigfaltige gewesen, daß ich, wenn ich an diesen Teil meiner Laufbahn zurückdenke, mich selbst über meine Gewandtheit wundere. Ich war nacheinander reitender Viehtreiber, Zirkusreiter und Bergmann, und wußte niemals, welchen Charakter die veränderten Verhältnisse anzunehmen mich zwingen könnten, oder welchem Gewerbe ich mein tägliches Brot zu verdanken haben würde. Wie ich fürchte, hat man meine Leistungsfähigkeit in den verschiedenen Berufen vielleicht nach dem Vorrat an diesem Lebensbedürfnis gemessen, der oft klein genug war.

Es war eine rauhe, aber gesunde Lehrzeit, die ich durchgemacht habe. Wenn mich Freunde und Einfluß nicht unterstützten, so habe ich wenigstens schon früh im Leben gelernt, mich auf meine eigenen Hilfsmittel zu verlassen und zu verhindern, daß ich in dieser eiligen, selbstsüchtigen, überfüllten Welt unter die Füße getreten wurde.

Nach Ablauf von vier Jahren rauhen Lebens und schwerer Arbeit, in denen geringe Erfolge mit zahlreichen Widerwärtigkeiten abwechselten, beschloß ich bei einer sich mir bietenden Gelegenheit, in die Heimat zurückzukehren, und ließ mich auf einem über San Francisco nach England bestimmten Segelschiffe als Vollmatrose anmustern. Nie werde ich diese Reise vergessen, die mit ihrer fürchterlichen, langweiligen Fahrt mitten im Winter um das sturmumtoste Kap Horn wohl die schlimmste der Erfahrungen ist, welche ich gemacht habe. Wir

brauchten 7 Wochen, um um das Kap herumzukommen, und erst 7 Monate nach der Abfahrt von San Francisco segelte ich in den Hafen von Plymouth ein, nachdem ich mich in dieser Weise rund um die Welt gearbeitet hatte.

Nach kurzem Aufenthalt in England war ich wieder unterwegs, diesmal als Kadet in Diensten der Britischen Nord-Borneo-Gesellschaft, welche kurz vorher die königliche Konzessionsurkunde erhalten hatte, nach Borneo bestimmt. Bei der Ankunft daselbst wurde ich nach einer weit im Innern jenes wilden und fast unbekannten Landes liegenden Station beordert, wo ich, umgeben von den Stämmen der Dyak-Kopfjäger, 7 Monate lebte und mir das Malaria-Fieber zuzog, das allen meinen Wanderungen und Abenteuern ein Ende zu machen drohte. Längere Zeit verzweifelte man an meinem Leben, und da eine Wiederherstellung in den vom Fieber behafteten Dickichten der Insel in Frage stand, so wurde ich auf einen nach den chinesischen Häfen bestimmten Küstendampfer geschafft, der mich im Laufe seiner Reise nach Japan brachte. Allein das Mittel schlug in meinem Falle wenig an, weil das Fieber sich schon zu fest bei mir eingenistet hatte, und da ich überzeugt war, daß ich mich von seinem Griff nicht freimachen würde, solange ich im Orient weilte, so wandte ich den Blick nochmals der Heimat zu.

Wenngleich meine Erlebnisse in Borneo infolge meines schlechten Gesundheitszustandes keine befriedigenden gewesen sind, so verdanke ich diesem Abschnitt meines Lebens doch eine Freundschaft, welche in verschiedener Weise Einfluß auf mein späteres Leben gehabt hat. Eines Tages wurde mir auf meiner einsamen Station durch einen Malaien die Nachricht überbracht, daß ein Weißer in einiger Entfernung von meinem damaligen Aufenthalt sich durch einen unglücklichen Zufall erschossen habe. Es war mein armer Freund Frank Hatton, von dem ich mich erst vor etlichen Tagen getrennt hatte und der sein thatenreiches und viel versprechendes Leben auf solche tragische Weise enden mußte. Auf der Verfolgung eines Elephanten durch den Wald war er mit seinem Gewehr in den Schlingpflanzen hängen geblieben; die letzteren hatten den Drücker erfaßt, und der Schuß war ihm in die rechte Lunge gedrungen und hatte fast augenblicklich seinen Tod herbeigeführt. Ich hatte während der kurzen Zeit, die wir zusammen verlebt hatten, große Zuneigung zu Frank Hatton gewonnen, und mein erster Gedanke bei der Rückkehr war daher, seinen Vater aufzusuchen, wenn ich wieder Kraft genug besaß, um mich zu bewegen.

Herr Joseph Hatton befand sich damals mit Herrn Henry Irving in Amerika, beeilte sich aber, als er hörte, daß aus Borneo Jemand angekommen sei, der die ihm bekannt gewordenen mageren Details der Katastrophe ergänzen

könnte, nach England zurückzukehren und suchte mich bei der Ankunft in der Heimat sofort auf, um sich von mir erzählen zu lassen, was ich ihm über die grausamen Umstände mitteilen konnte, die ihn seines einzigen, heißgeliebten Sohnes beraubt hatten.

Durch Herrn Hatton erhielt ich eine Zusammenkunft mit Henry M. Stanley, sodaß also durch eine Verkettung von Umständen ein Ereignis auf einer fernen Insel des Ostens die Vermittelung war, daß ich nach dem Herzen von Zentralafrika gesandt wurde.

Bei der Gestaltung unseres Schicksals sind Einflüsse in so seltsamer Weise thätig, daß das Unglück, welches mich zum Überbringer schlimmer Nachrichten nach England machte, in gewisser Weise mit der Abfassung dieses Werkes in Verbindung steht; während ich heute meine Erinnerungen aus meinem fünfjährigen Leben unter den Kongostämmen zu Papier bringe, glaube ich fast noch das Echo des tötlichen Schusses durch den Urwald von Borneo hallen zu hören.

Zweites Kapitel.

Zusammenkunft mit H. M. Stanley. — Meine Dienste werden angenommen. — Kontrakt. — Landung an der Mündung des Kongo. — Transportdienst. — Nach Bangala beordert. — Rührende Landmarken.

Nie werde ich meine erste Zusammenkunft mit Herrn Stanley vergessen, die in seiner Wohnung in Sackville Street in London stattfand. Stanley hatte damals soeben sein Werk vollendet, die Schaffung des Kongo-Freistaates, der auf der Berliner Konferenz im nächsten Jahre von allen Großmächten anerkannt und unter die Oberhoheit Sr. Maj. des Königs Leopold II. der Belgier gestellt wurde. Das Zimmer, in welchem ich empfangen wurde, machte großen Eindruck auf mich, weil es charakteristisch für den Mann war; Schmuckgegenstände oder Nippsachen waren nicht vorhanden, und ebenso wenig hatte er die Wände mit Gewehren und Trophäen des Forschungsreisenden behangen. Alles deutete auf ernste, unermüdliche Arbeit, von der auch Fußboden und Tische Spuren zeigten, da sie mit Manuskripten, Karten, zerstreuten Zeitungen und Abhandlungen bedeckt waren, doch bemerkte ich in der rings umher herrschenden Unordnung die auf so vielen Illustrationen vorkommende berühmte Kongo-Mütze, die er achtlos auf einen Nebentisch geworfen hatte.

Stanley empfing mich freundlich und ernst-höflich, doch hatte er in seinem Wesen eine Feierlichkeit, welche mich im ersten Augenblick nicht gerade beruhigte. Ich fühlte, daß seine durchdringenden grauen Augen mich analysierten und erforschten, doch gab der leidenschaftslose Ausdruck der Züge mir keinerlei Andeutung, wie das Urteil ausfallen würde.

Die wenigen Fragen, welche Stanley an mich richtete, schien er nur zu stellen, um zu entdecken, was ich in Wirklichkeit für Absichten hätte bei der Bitte, nach Zentralafrika gesandt zu werden.

Er sagte, er habe durch Herrn Hatton von mir gehört und verstanden, daß ich mein Glück in dem von ihm erschlossenen großen Lande zu versuchen wünschte.

Um mich auf die Probe zu stellen, sprach er in entmutigender Weise von dem Klima im äquatorialen Afrika.

„Die Leute sterben dort," bemerkte er ernst.

Ich murmelte etwas von Borneo und Fieber, worauf er mich einen Augenblick amüsiert anblickte und sagte:

„Nun, trotz alledem ist der Kongo ein Sanatorium im Vergleich zu Borneo. Sie scheinen sich für das dortige Leben zu eignen," fuhr er fort, als ich ihm erzählt hatte, daß ich bereits in verschiedenen Teilen der Welt ein rauhes Leben kennen gelernt hätte. „Wenn ich mich indessen entschließe, Sie hinzusenden, müßte ich Sie natürlich um einige Zeugnisse bitten, da Sie draußen Stellungen von großer Wichtigkeit und Verantwortlichkeit einnehmen würden."

Das war eine ganz selbstverständliche Forderung, allein ich hatte sie aus irgend welchen Gründen nicht erwartet und war daher einen Augenblick ziemlich verwirrt, bis mir ein glücklicher Gedanke kam; ich nahm meine Matrosenentlassungsscheine aus der Tasche und reichte sie ihm.

Er schien von der Prüfung meiner armseligen Beglaubigungen erfreut und sofort befriedigt zu sein, und ich konnte nicht umhin zu denken, daß der kleine zerknitterte Fetzen Papier, welcher über das Betragen und die Leistungsfähigkeit der armen Teerjacke Auskunft gab, bei ihm vielleicht Erinnerungen aufgefrischt hatte an eine Zeit, in der auch er „vor dem Maste" das Leben mit gesalzenem Speck und steinhartem Brot gefristet hatte.

Nach einigen Tagen erhielt ich die Mitteilung, daß meine Dienste angenommen wären und ich mich mit einem in zwei Wochen von Liverpool abgehenden Dampfer nach dem Kongo zu begeben hätte.

In dem Couvert, welches diese Mitteilung enthielt, befanden sich auch zwei in ihrer Weise gleich merkwürdige Dokumente. Das eine war ein Dienstvertrag, das andere eine Liste derjenigen Dinge, welche man bei der Ausrüstung eines Offiziers im Kongo-Freistaate für wichtig hielt.

Es war der erste Versuch, den die Belgier mit der Kolonisation machten, und beide offiziellen Schriftstücke ließen daher einen reichlichen Mangel an diesbezüglichen Kenntnissen, sowie das ernste Bestreben erkennen, diesen augenscheinlichen Mangel durch eine Menge imaginärer Klauseln und Details zu verhüllen. Die Liste der Kleidungsstücke, welche von dem diesem Departement vorstehenden weisen Rate von belgischen Generalen und Obersten empfohlen

wurden, wimmelte geradezu von lächerlichen Vorschlägen. Mit größtem Ernst wurde mir die Notwendigkeit auseinandergesetzt, mich mit einem Alpenstock zu versehen, und mit dem ganzen Gewicht gouvernementaler Autorität mir geraten, die Reise nicht anzutreten, ohne mich vorher mit zwei Beinkleidern, einem Korkhelm und einem starken Taschenmesser zu versorgen.

Da ich auf keinerlei Weise gezwungen werden konnte, mir diese Artikel anzuschaffen, weil es mir freigestellt war, sie für mein eigenes Geld zu kaufen, so war ich in der Lage, über die Abgeschmacktheiten dieser eigentümlichen Liste zu lächeln. Mit dem Kontrakt lag die Sache aber anders, und seine Klauseln waren so lächerlich und kindisch, daß sie mehr zu ärgern als zu amüsieren geeignet waren. Man machte mich darauf aufmerksam, daß, wenn ich je krank würde, dies auf meine eigene Gefahr und Kosten geschähe, und deutete beinahe an, daß, wenn ich in den Diensten des Staates stürbe, ein solches Benehmen als höchst tadelnswert betrachtet werden würde. Dann waren noch weitere Klauseln vorhanden, welche mir verboten, in Bezug auf den Kongo etwas zu schreiben oder zu veröffentlichen, während für jedes unabhängige Handeln meinerseits Gehaltsabzüge und Geldstrafen angedroht waren. Thatsächlich war der ganze Kontrakt so gefaßt, daß wer sich für eine jämmerliche Entschädigung freiwillig zum Dienst in einem todbringenden Klima meldete, eine nur geringe oder gar keine Gegenleistung für die von ihm gelaufene Gefahr erhielt. Ich wünschte aber so dringend, meine neue Laufbahn zu beginnen, daß ich die unzähligen Beschränkungen annahm und den Kontrakt unterzeichnete, der sich über den Zeitraum von drei Jahren erstrecken sollte.

Im Oktober 1884 landete ich an der Mündung des Kongo, von wo ich mich sofort nach Vivi begab, einer am unteren Ende der Kataraktenregion gelegenen Station, welche damals die Hauptniederlage am Flusse war. Hier hatte Sir Francis de Winton, der nach der Abreise Stanleys im Frühling desselben Jahres zum Generalverwalter ernannt worden war, sein Hauptquartier aufgeschlagen. Als ich mich bei ihm meldete, wurde ich mit dem Transportdienst am unteren Kongo beauftragt, bei welchem es mir oblag, eingeborene Träger für die Beförderung der Lasten nach den Stationen im Innern zu sammeln. Nachdem ich 15 Monate mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen war und in dieser Zeit zahlreiche Märsche unter den Bakongostämmen gemacht hatte, wurde ich zum Befehlshaber der Station bei den Bangala, in dem am dichtesten bevölkerten Distrikt des Kongostaates, ernannt. Dort blieb ich sechs Monate bis zur Ankunft eines neuen Generalverwalters, des Herrn Generals Jannsens, dessen Politik darin bestand, die englischen Pioniere durch Offiziere

der belgischen Armee zu ersetzen; derselbe teilte mir in einem von Artigkeiten strotzenden Schreiben mit, meine Dienste seien wegen meiner Kenntnisse von der Kikongosprache bei dem Transportdienst in der Kataraktenregion unentbehrlich, enthob mich meines Kommandos und ersetzte mich durch einen seiner eigenen Landsleute. Der ganze Dienst wurde von dem neuen Verwalter reorganisiert, und es traten in dem Personal der Staatsbeamten große Veränderungen ein. Ursprünglich waren die Pioniere aus allen Nationalitäten ausgewählt worden, jetzt wurden diejenigen, welche die Entbehrungen der ersten Zeit getragen hatten, entweder kalt gestellt oder gezwungen, sich anderswo Dienste zu suchen. Die Mehrheit dieser ersten Pioniere hatte eine Geschichte zu erzählen; meist waren sie in guter Gesundheit, voll Enthusiasmus und mit nagelneuer Ausrüstung nach dem Kongo gekommen, und ihr seltsames Benehmen zu Beginn ihrer afrikanischen Laufbahn lieferte oft das Material zu lustigen Anekdoten, während das Ende häufig weit rührender war.

Man stolpert manchmal über ein von Ameisen zerfressenes hölzernes Kreuz oder einen kleinen Haufen roher Steine, die tief verborgen unter dem hohen Gras oder Dornendickicht liegen: das ist die Ruhestätte eines stolzen Jünglings, der in der ersten Blüte seiner Männlichkeit niedergestreckt worden ist. Vielleicht vermag man nicht einmal zu sagen, wer dort liegt, da seitdem viele gekommen und gegangen, und es mehr als wahrscheinlich ist, daß der Freund, der diese rohe Grabstätte errichtet hat, selbst in einem anderen Teile des Landes zur Ruhe gebettet worden ist. Wie viele Mütter, Frauen und Bräute mögen sich Sorge und Kummer machen um die Geliebten, welche durch das tötliche Klima des Kongolandes niedergestreckt worden sind! Wie mögen sie sich bemühen, sich ein Bild von dem gefürchteten Lande zu machen! Ein mächtiger Fluß, dunkle Eingeborene und anmutige Palmen, das ganze Land von der heißen tropischen Sonne beschienen, treten in ihren Gedanken wahrscheinlich am meisten in den Vordergrund und dann das wie ein Heiligtum betrachtete kleine Paket Briefe von dem Geliebten im Innern Afrikas, mit der Aufschrift „Postmarken nicht erhältlich“ auf den mit seltsamen Poststempeln versehenen Kouverts. Sie sind vorsichtig zusammengebunden und werden mit liebender Sorgfalt und herzzerreißender Traurigkeit behandelt, diese mit verschwommener, verwischter Tinte beschriebenen Papierbogen von verschiedener Größe, voll von langen, rätselhaften Namen der Eingeborenenorte, von unzusammenhängenden Sätzen und Andeutungen bezüglich unbekannter Personen und Ereignisse, weil das fieberhaft-erregte Hirn zum Phantasieren geneigt ist. Selten stellen die Briefe die Vorfälle in laufender Reihe dar, weil manche auf dem Überlandwege zur Küste

hinab verloren gehen und infolgedessen der verknüpfende Faden der Ereignisse reißt; aber sie enthalten ganze Seiten voll froher Erwartung bezüglich der Rückkehr in die Heimat und eine Unmenge von Fragen über Familie und Freunde, die leider für immer unbeantwortet geblieben sind. Dann trifft in einem großen, blauen Couvert aus Brüssel die in kalte, höfliche Phrasen des Bedauerns eingekleidete offizielle Mitteilung ein, daß der Geliebte nicht wiederkehren wird. Schon vor Monaten ist die Leiche unter den schattigen Palmen zur Ruhe gebettet worden; kein Lärm stört den endlosen Schlaf; der Schrei eines vorüberfliegenden Vogels und bei Nacht das heisere Gequake der Frösche in den nahen Sümpfen sind das einzige Geräusch, welches das Schweigen und die Abgeschiedenheit des geweihten Ortes unterbricht.

Drittes Kapitel.

Die Kikongosprache. — Reisen unter den Bakongo. — Nachrichten von der Emin-Pascha-Expedition. — Zusammentreffen mit Stanley. — Eine malerische Procession. — Ich schließe mich der Expedition an. — Als Befehlshaber von Bolobo zurückgeblieben. — Die Nachhut.

Im Sommer 1886 befand ich mich wieder in meiner alten Stellung beim Transportdienst am unteren Kongo. Von da bis zum Anfang des Jahres 1887 war ich beständig hierhin und dorthin unterwegs, um eingeborene Träger zu sammeln, und da ich durch eifriges Studium mir die Kikongosprache angeeignet hatte, so war ich in der Lage, mir manches über die eigentümlichen Gebräuche und den in den wenig bekannten kleinen Dörfern der Bakongo herrschenden Aberglauben aufzuzeichnen. Ich hatte auf diesen Reisen mein Notiz- und mein Skizzenbuch stets zur Hand, und die rohen Aufzeichnungen, welche ich dort vornahm, verursachten mir nicht nur das höchste Vergnügen, sondern machten auch die gewonnenen Eindrücke zu dauernden, während sie sonst im Laufe der Zeit aus meinem Gedächtnis entschwunden wären.

Ich hatte jetzt zwei und ein halb Jahre in Centralafrika zugebracht, und wenn das dortige Leben auch einen großen Reiz auf mich ausübte, so hatte ich zu Zeiten doch den sehnlichen Wunsch, noch weitere Blicke in die Außenwelt zu thun, als diejenigen, welche die Zeitungen mir gewährten, deren neueste Nachrichten sechs Monate alt waren, und ich war gerade auf dem Wege nach der Küste hinab in der Absicht, mich an Bord des ersten nach Europa bestimmten Dampfers zu begeben, als ich in Matadi erfuhr, daß eine Expedition zum Entsatze Emin Paschas ausgerüstet worden sei und man die Rückkehr Stanleys als Befehlshaber nach Afrika erwarte. Das änderte alle meine Pläne; der Enthusiasmus, welcher mich in der Aussicht auf die Rückkehr in mein Heimatland beseelt hatte, schwand dahin, und meine einzige Hoffnung und ein-

ziger Wunsch war nunmehr, in die kleine Gesellschaft aufgenommen zu werden, welche in die fernen Regionen des äquatorialen Afrika zu bringen beabsichtigte, um einem wackeren und verehrten Manne Entsatz zu bringen. Ich begab mich schleunigst mit Charles Ingham, der von Stanley vorausgeschickt worden war,



Henry M. Stanley.

um Vorkehrungen für den Transport der Lasten zu treffen, nach Lukunga zurück, half ihm, mehrere Hundert Träger zu diesem Zwecke zu engagieren und führte etliche Tage später etwa 400 Bakongo in Eilmärschen flußabwärts. Eines Morgens hatte ich schon früh das Lager abgebrochen und marschierte an der Spitze meiner Karawane rasch weiter, als ich in der Ferne einen großen

sudanesischen Soldaten, welcher die Yachtflagge Gordon Bennetts trug, über den Rücken eines Hügels kommen sah. Hinter ihm ritt auf einem hübschen buntgefleckten Maultier, dessen silberplattiertes Zaumzeug in der hellen Morgensonne erglänzte, Herr Stanley in seinem berühmten afrikanischen Kostüm; unmittelbar hinter ihm folgten seine persönlichen Diener, Somali in ihren seltsam verzierten Westen und weißen Gewändern; dann kamen die Sansibariten mit ihren Decken, Wasserflaschen, Munitionstaschen und Gewehren, kräftige sudanesische Soldaten in dunklen mit Kapuzen versehenen Mänteln, das Gewehr auf dem Rücken tragend, und unzählige breitere und schmälere Ledergürtel um den Leib gewunden, und endlich Sansibar-Träger, welche mit Eisen beschlagene Munitionskästen schleppten, auf denen Äxte und Schaufeln, sowie in grobe wollene Decken von rötlicher Farbe gewickelte Kleiderbündel befestigt waren.

Stanley begrüßte mich sehr herzlich und stieg ab. „Setzen Sie sich," sagte er, mit der Hand auf den nackten Boden zeigend. Wir hockten darauf nieder, und er bot mir eine Cigarre an aus dem silbernen Etui, welches Se. K. Hoheit der Prinz von Wales ihm am Vorabend seiner Abreise von England geschenkt hatte.

In so knappen Worten wie möglich teilte ich Stanley meinen Wunsch mit, mich der Expedition anzuschließen, worauf er mir, nachdem wir uns einige Minuten unterhalten hatten, sagte, er werde mich als Freiwilligen mitnehmen. Dann äußerte er seine Überraschung über mein in Anbetracht meines langen Aufenthaltes in Afrika gesundes Aussehen. Nachdem er mir endlich noch aufgetragen hatte, so rasch wie möglich mit meinen Eingeborenen nach Matadi zu eilen, die Lasten herbeizuschaffen und ihn möglichst geschwind am Stanley-Pool wieder einzuholen, trennten wir uns.

Auf dem Vorbeimarsche lernte ich auch die übrigen Bestandteile der großen Karawane Stanleys kennen. An einer Stelle derselben wurde ein stählernes Walfischboot getragen, das in je von vier Mann geschleppte und an Stangen hängende Abschnitte zerlegt war; dann traf ich schwer mit Reis beladene Esel, und eine kleine Strecke weiter sah ich die Haremsfrauen Tippu-Tibs, die das Gesicht zum Teil verhüllt hatten und in buntfarbige Baumwollstoffe gekleidet waren. Hin und wieder begegneten mir in der langen Marschlinie auch englische Offiziere, mit denen ich natürlich freundliche Grüße austauschte. Ferner sah ich mehrere langhörnige ostafrikanische Ziegen, die von unverschämten kleinen Sansibarknaben getrieben wurden, und eine kurze Strecke weiter kam mir bei einer plötzlichen Wendung des schmalen Fußpfades die würdige Gestalt des berühmten Tippu-Tib in Sicht, der in seinem fliegenden arabischen Gewande

von blendender Weiße majestätisch daherschlenderte und auf der linken Schulter einen reich verzierten Säbel trug, das Zeichen des ihm von Sr. Hoheit dem Sultan von Sansibar verliehenen Ranges. In respektvoller Entfernung folgten ihm mehrere arabische Scheichs von ruhigem, würdevollem Wesen, die auf meinen Gruß sich höchst anmutig verneigten.

„Haidjambo", sagte ich.

„Saidjambo", erwiderten sie.

„Khabari gani?" (Was für Nachrichten?) fragte ich.

„Khabari ndjema" (Gute Nachrichten), war die Antwort, und in dieser Weise passierte ich den Zug von 700 Menschen, in deren Reihen die verschiedenen Typen aus allen Teilen des östlichen äquatorialen Afrika, sämtlich die unterscheidende Kleidung ihrer Heimat tragend, vertreten waren. Alle Gewänder und Ausrüstungsgegenstände sahen sauber und frisch aus, da die Expedition sich erst vor etlichen Tagen ausgeschifft hatte. Der Zug machte, als er sich auf dem schmalen zerissenen Pfade im Gänsemarsche weiterbewegte, einen ebenso brillanten, wie überraschenden Eindruck; die Marschlinie dehnte sich ununterbrochen wohl über sechs Kilometer aus.

Nachdem ich die Transportarbeit beendet hatte, schloß ich mich der Expedition in Stanley-Pool wieder an, wo wir uns auf drei Flußdampfern von geringem Tiefgang zur Weiterfahrt auf dem Oberkongo einschifften.

Das erste Depot der Expedition wurde in Bolobo angelegt, wo ich als Befehlshaber zurückblieb, während das Gros der Expedition die Fahrt flußaufwärts bis zu den Stromschnellen des Aruwimi fortsetzte, wo das verschanzte Lager der Nachhut angelegt wurde. Dieser Colonne, die unter dem Befehl des später verstorbenen Majors Barttelot stand, war auch ich zugeteilt. Die tragischen Ereignisse, welche die Mitglieder der unglückseligen Nachhut betroffen haben, sind dem Publikum bereits genügend bekannt und stehen auch in keiner Beziehung zu dem Hauptinhalt dieses Buches, in welchem ich meine eigenen, während eines Zeitraums von fünf Jahren gemachten Beobachtungen von dem häuslichen Leben und dem Charakter der Wilden am Kongo zu schildern beabsichtige.

Ich hatte eigentlich den Befehl über die erste Sansibarkompagnie übernehmen und Stanley auf dem Vormarsch von Jambuja begleiten sollen, doch wurde diese Anordnung wieder abgeändert, wie Stanley mir sagte, weil es wünschenswert sei, daß in Bolobo jemand zurückbleibe, der das Land kenne und die Sprache der Eingeborenen verstehe. Der wirkliche Grund bestand jedoch darin, daß die übrigen Offiziere sich darüber beklagt hatten, daß ich auf Kosten

eines von ihnen, die sie sämtlich mit von England gekommen seien, den Vormarsch mitmachen solle, obwohl ich mich erst unterwegs der Expedition angeschlossen hätte. Die Beschwerde der Offiziere war allerdings berechtigt; nichtsdestoweniger war es für mich ein unglücklicher Tag, als ich in Bolobo zurückbleiben mußte, weil ich infolgedessen in Jambuja erst eintraf, nachdem Stanley das Lager bereits verlassen hatte, und also gerade von demjenigen Teil der Expedition ausgeschlossen wurde, der mich veranlaßt hatte, meine Heimkehr nach Europa aufzugeben.

Außer Major Barttelot und mir blieben noch die Herren Jameson, Troup und Bonny bei der Nachhut zurück. Mit dem Major Barttelot, unserem zeitweiligen Chef, wußte ich es von Anfang an nicht recht zu treffen; wir sahen die Dinge in verschiedenem Lichte an, er durch die strenge, scharfe Brille der Disziplin und in der autokratischen Weise eines englischen Offiziers, ich wie ein Mann, der das Leben auch schon von der rauhesten Seite kennen gelernt und den verschiedensten Phasen desselben gegenübergestanden hatte. Mit einem Wort, er war der Soldat, der gekommen war, um Emin zu retten, während ich mich dem Forschungsreisenden in der Hoffnung auf Abenteuer angeschlossen hatte. Ihm waren afrikanische Sitten und Sprachen fremd und ein fortwährender Argwohn gegen alles und jeden eigen, den jener Mangel stets hervorruft; ich sprach zwei oder drei afrikanische Sprachen und besaß die Kenntnis von den Sitten der Eingeborenen, die man sich nur durch längeren Aufenthalt unter ihnen erwirbt. Infolgedessen waren die schwarzen Soldaten, mit denen Major Barttelot in Berührung kam, für ihn ein unbekanntes Etwas, das von dem hochmütigen Offizier, nach dessen Meinung nichts einem englischen Soldaten gleichkam, unterschätzt und verachtet wurde. Er war nur an das aufrichtige Verfahren der Weißen gewohnt, war aber vollständig verloren, wenn er mit den Schwarzen zu thun hatte, deren Worte sehr häufig Lügen sind. Nichtsdestoweniger besaß Barttelot viele gute Seiten; er war einer von den Leuten, die man als die besten Menschen der Welt bezeichnet, wenn man sie an einem Orte trifft, wo sie die auf ihnen ruhende schwere Verantwortlichkeit abstreifen können. Freimütig und offenherzig in der Sprache, wußte er, wenn er wollte, die Zuneigung anderer zu gewinnen, besaß einen unerschöpflichen Vorrat von Humor und konnte vorzüglich erzählen. In seinen Neigungen war er britisch bis zum höchsten Grade.

Jameson war in vielen Beziehungen gerade das Gegenteil von Barttelot. Während letzterer voll Energie war, vor Eifer brannte, etwas zu thun und kaum zwei Minuten ruhig bleiben konnte, ohne auf- und abzuwandern, war

Jameson gewissermaßen ruhig, äußerst bescheiden und in keiner Weise anmaßend, und seine tiefe, angenehme Stimme ließ den wahren Charakter des Mannes erkennen. Barttelot mit seinen festen offenen Zügen erinnerte einen an den kühnen Parforcereiter, Jameson mit der gewinnenden Weichheit seiner Züge und seiner musikalischen Stimme an die Ruhe des Studierzimmers und die Abgeschlossenheit des Gelehrten. Und doch gab es keinen kühneren Jäger als Jameson. Sein Gesicht machte den Eindruck der Zartheit, aber seine Glieder waren hart und muskulös, und aus seinen klaren Augen blickten Unerschrockenheit, Mut und Entschlossenheit. Er hatte in den Felsengebirgen gejagt, war auf Borneo gewesen, wo er einen Sonnenstich bekommen hatte, und hatte auf der Suche nach Abenteuern viele Länder besucht. Ich habe mich von Anfang an zu ihm hingezogen gefühlt; sieben Monate bin ich in seiner Gesellschaft gewesen, und er hat mich in der schwersten Zeit meiner Krankheit gepflegt, während ich nicht ahnte, daß ich ihm noch vor Ablauf eines Jahres die Augen zudrücken würde.

Troup und ich waren alte Freunde und schon im Dienst des Kongostaates Kameraden gewesen. Er hatte sich ursprünglich für den Armeedienst vorbereitet und auch bereits die erforderlichen Prüfungen bestanden, war aber aus irgend welchen Gründen nie eingetreten, sondern hatte sich auf Reisen begeben, bis er endlich an den Kongo gelangte, wo wir miteinander bekannt wurden. Sehr methodisch in seinem Wesen und äußerst gewissenhaft, war er gerade der geeignete Mann für den Transportdienst, bei welchem Stanley ihn verwendete.

Bonny endlich waren die ärztlichen Funktionen bei der Nachhut übertragen, und er erwies sich als ein sehr wertvoller Gefährte, indessen wurde er von Major Barttelot nie ganz für voll angesehen, weil er in der Armee nur Unteroffiziersrang bekleidet hatte.

Viertes Kapitel.

Die Bakongo. — Ihre Dörfer. — Der König von Kongo. — Nganga Nkissi. — Untersuchung wegen Zauberei. — Das Nkasa-Gift. — Der Tod Nkobas. — „Der Wille des Großen Geistes." — Freigesprochen.

Die Bakongo-Stämme, welche die Kataraktenregion des Unterkongo bewohnen, sind im Vergleich zu den Wilden des Inneren eine sanftmütige, unkriegerische Rasse. Der Kannibalismus ist ihnen unbekannt, und sie schaudern schon vor Widerwillen, wenn man nur davon spricht, daß sie Menschenfleisch essen könnten.

Die Bakongo sind große Leute von anmutiger Gestalt und angenehmen Gesichtszügen, die nur durch die Stammesmerkmale etwas entstellt werden; bei ihnen schmücken die Zähne meist den Mund in ihrer natürlichen Form und werden nicht, wie bei so vielen Stämmen des Oberkongo, spitz gefeilt.

Die Dörfer der Bakongo liegen gewöhnlich auf den Gipfeln von Hügeln, selten am Ufer des Flusses, und sind von dichten Baumgruppen umgeben, in denen die Palmen stets vorherrschen. Außer dem als Malafu bekannten Saft, den der Palmbaum aus den von den Eingeborenen gemachten Einschnitten ausschwitzt, liefert er ihnen auch ein Nahrungsmittel in Gestalt der Palmnüsse, deren ölige Schale beim Kochen verwendet wird und zum Schmackhaftmachen der Gemüsegerichte — süße Kartoffeln, Bohnen, Kohl und Maniokspitzen — dient, während die harte Nuß geknackt und der weiche Kern gegessen wird. Ferner geben die Zweige des Palmbaumes ihnen das Material zum Bau der Häuser, während die Blätter oft zur Bedachung verwendet werden, an Stelle des Grases, mit welchem sonst im Bakongo-Lande die Hütten allgemein gedeckt sind.

Die Dörfer sind klein und bestehen aus etwa zwanzig Hütten, die dichtgedrängt zusammenliegen; nur wenige zählen fünfhundert Bewohner, wenn

es überhaupt ein Dorf giebt, das eine solche Einwohnerzahl aufweist; allein da in einigen Theilen des Landes jede Hügelspitze mit Grashütten bedeckt ist, so ist die das Gebiet bewohnende Bevölkerung doch eine große.

Jedes Dorf steht unter der besonderen Regierung seines eigenen Häuptlings oder Oberhauptes, das keinen Herrscher über sich anerkennt, obwohl das ganze Land Hunderte von Meilen weit sich früher einmal der Oberhoheit eines Souverain gebeugt hat, der sich König von Kongo nannte und seine Hauptstadt in San Salvador hatte, einem noch heute bestehenden kleinen Dorfe in den portugiesischen Besitzungen, das etwa 120 km südlich vom Kongoflusse und ungefähr 225 km von der Seeküste liegt. Es giebt noch jetzt einen König von Kongo, der sich selbst so nennt und in San Salvador lebt, Dom Pedro V., allein derselbe besitzt nur dem Namen nach eine Autorität über die Dörfer in der unmittelbaren Nachbarschaft seiner Hauptstadt, während die Eingeborenen jenseit dieses Kreises, wenn sie auch von ihm als dem Ntotila — ein Titel, der soviel wie Oberkönig oder Kaiser bedeutet — sprechen, Dom Pedro doch keine Botmäßigkeit schulden, oder, wenn dies doch der Fall ist, wenigstens keine Miene machen, ihren Verpflichtungen nachzukommen.

Die Häuptlinge der verschiedenen Dörfer üben eine große Macht aus, und bei öffentlichen Angelegenheiten, der Kriegserklärung gegen einen Nachbar oder dem Abschluß des Friedens nach beendeten Feindseligkeiten, ist ihre Meinung in dem Rate der Ältesten meist die ausschlaggebende. Indessen ist es der Nganga Nkissi oder Zauberdoktor, welcher Charakter und Leben der Leute beherrscht und eine noch größere Macht besitzt, als selbst die Häuptlinge, da diese in derselben Weise wie ihre Unterthanen in den Fesseln des Aberglaubens liegen. Jedes Dorf hat seinen Nganga Nkissi, und die abergläubische Furcht, welche die Leute vor ihm hegen, weil man ihm in Folge seiner angeblichen geheimen Verbindung mit der Geisterwelt übernatürliche Macht zuschreibt, ermöglicht es ihm, nicht nur bei allen öffentlichen Angelegenheiten von Wichtigkeit einen großen Einfluß auszuüben, sondern auch bei häuslichen Fragen den Ausschlag zu geben.

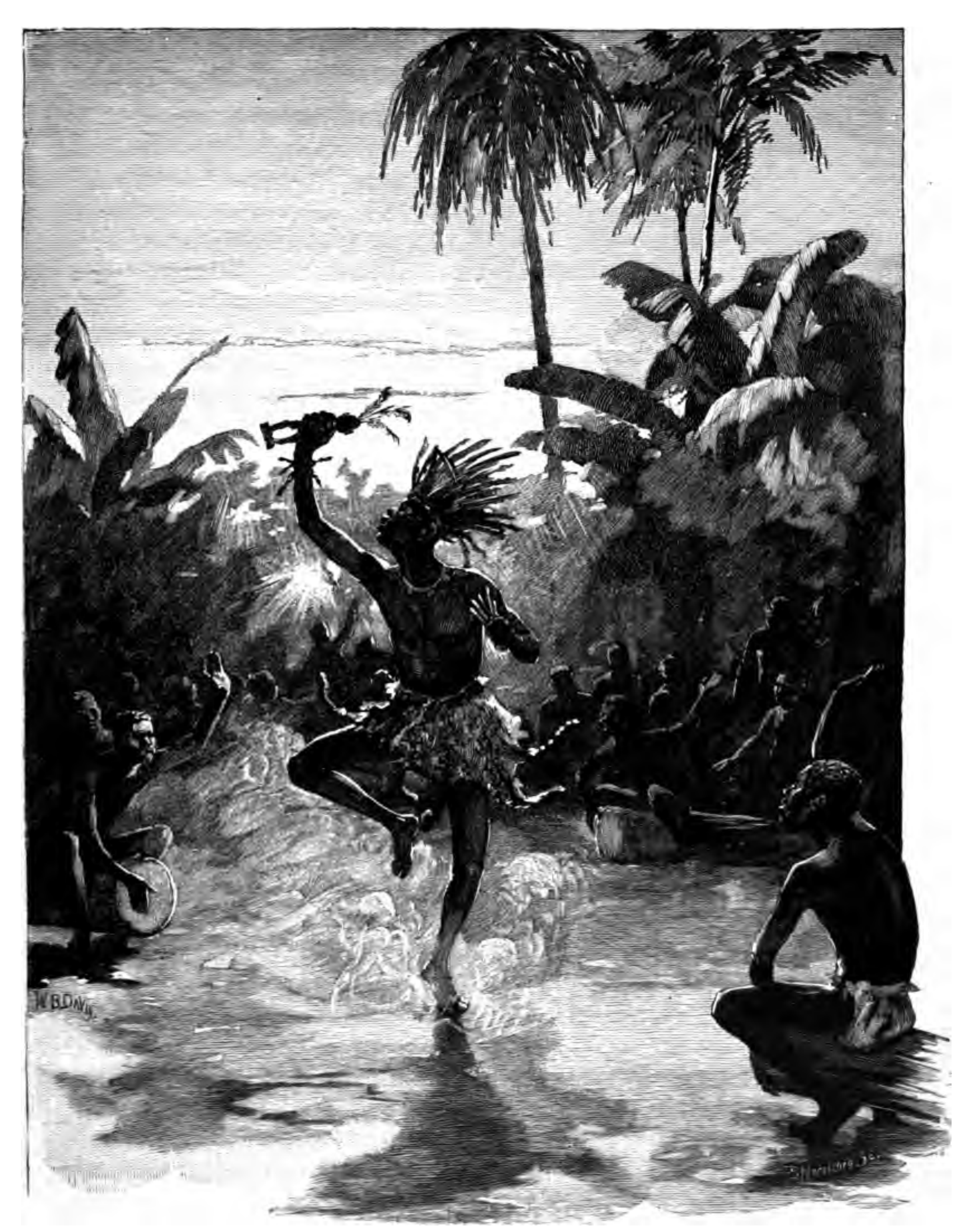
Bei den Bakongo ist der Glaube allgemein, daß jede Krankheit die Folge von Zauberei ist, welche ein Mitglied der Gemeinde ausgeübt hat, und man benutzt daher die Dienste des Zauberdoktors, um denjenigen zu entdecken, der ndoki, d. h. vom Teufel besessen ist und sich des Verbrechens schuldig macht, den Geist des Kranken zu verzehren. Im Falle, daß der letztere sterben sollte, wird der Medizinmann von den Verwandten des Verstorbenen beauftragt, den Zauberer ausfindig zu machen, der „das Herz gegessen“ hat. Sie glauben

nämlich, daß der Geist (mojo) mitten im Herzen liegt; er wird als die Haupttriebfeder aller Thaten des Menschen, als der Anstifter zu allem Guten wie zu allem Bösen betrachtet, sodaß also das Verzaubern des Geistes im Herzen eines Menschen soviel bedeutet, wie veranlassen, daß derselbe dahinsiecht und stirbt.

Bei solchen Gelegenheiten kommt der Zauberdoktor mit seinem umfangreichen Apparat von Zaubermitteln, die aus Fischgräten, Schlangenköpfen, den Fellen wilder Katzen, Eierschalen und einem Vorrat von pulverisierter Kreide bestehen.

Nachdem er sich niedergelassen, manipuliert er in geschickter Weise mit seinen Zaubermitteln und führt eine Reihe von Taschenspielerkunststücken aus; die Grasmatte, auf welcher er sitzt, scheint lebendig zu werden, worüber der schlaue Betrüger erstaunt zu sein scheint, da er die Schultern zuckt und den Kopf schüttelt, als ob die Sache über sein Verständnis ginge. Hin und wieder beugt er sich zur Erde nieder und horcht mit dem Ohr am Boden; dann macht er plötzlich einen Luftsprung, gestikuliert in mannigfacher wilder Weise und greift mit den geöffneten Händen zu, als ob er einen unsichtbaren Gegenstand zu erfassen suchte. Darauf blickt er die verschiedenen Personen im Kreise, die vor Ehrfurcht sämtlich mehr oder weniger still und atemlos sind, durchdringend an. Gewöhnlich verlangt er, ehe er den Namen des armen Teufels nennt, den er ndoki, d. h. vom bösen Geist besessen zu sein beschuldigt, von den Verwandten der verstorbenen Person die Bezahlung für seine Dienste, und bei diesem Geschäft zeigt er, daß die Verbindung mit der Geisterwelt seine Schlauheit bei der Wahrnehmung seiner eigenen Interessen keineswegs verringert, da er weder in Bezug auf die Quantität, noch betreffs der Qualität der Entschädigung, welche er für seine phantastische Thätigkeit beansprucht, sich leicht betrügen läßt.

Das unglückliche Opfer, welches vom Zauberdoktor als ndoki ausersehen ist, hat sich der Giftprobe zu unterziehen, um seine oder ihre Schuld oder Unschuld zu beweisen. Aus der giftigen Rinde eines unter dem Namen Nkasa bekannten Baumes wird ein Trank hergestellt, der gewöhnlich bei Tagesanbruch eingegeben wird. Während des ganzen Tages wird das Opfer mit Spöttereien und Beleidigungen von allen Leuten des Stammes gequält, die in halb berauschtem Zustande ihn umtanzen und alles in ihrer Macht Stehende thun, um den armen Teufel zu ärgern. Wenn das Nkasa-Gift bis Sonnenuntergang als Brechmittel wirkt, ist die Unschuld des Angeklagten erwiesen, und das Opfer wird freigegeben; wirkt die Dosis dagegen tötlich, dann ist das Gottesurteil als



Tanz eines Zauberdoktors.

gerecht bestätigt, und die Leute freuen sich, auf diese Weise die böse Macht getötet zu haben, und sind überzeugt, die Anklage wegen Zauberei gegen die richtige Person erhoben zu haben.

Die Achtung, in welcher der Nganga steht, verhindert ihn übrigens manchmal nicht, Bestechungen anzunehmen, entweder von den Verwandten des kürzlich Verstorbenen, die bei der Bezahlung des Verfahrens andeuten, daß ihrer Meinung nach der und der der Schuldige sei, oder von dem armen Teufel, der als ndoki bezeichnet worden ist und sich die guten Dienste des Nganga beim Brauen des Nkasa-Trankes sichern will, denn viele von ihnen sind schlau genug, um zu glauben, daß es, wenn auch ihre Unschuld zur Verteidigung genügen müßte, ebenso sicher ist, den Nganga bei guter Laune zu erhalten, damit er den Nkasa-Trank nicht zu kräftig braue.

Welche Gründe sie aber auch zwingen mögen, dem Nganga Geschenke zu machen, jedenfalls wird dieser von denselben reich, feist und fett.

Der erste Fall, bei welchem ich die Macht des Nganga nkissi kennen lernte, ereignete sich kurz nach meiner Ankunft im Bakongo-Lande.

Auf einer Jagdexpedition war ein ziemlich einflußreicher Häuptling namens Nkoba von einem verwundeten weiblichen Elefanten eingeholt, mit dem Rüssel vom Erdboden aufgehoben und auf einen seiner Zähne gespießt worden. Der arme Bursche lebte nur noch wenige Stunden, da Starrkrampf eingetreten war.

Schrecklich war das Jammern seiner Begleiter, welche Tag und Nacht unaufhörlich ihre Gewehre abschossen, bis ihr Pulver verbraucht war. Sein Eigentum, das aus etlichen irdenen Tassen und vier farbigen Regenschirmen bestand, wurde in dem Hause, wo seine Leiche aufgebahrt war, aufgehängt, und rund herum saßen die sechs Gattinen, die den Toten bewachten und beklagten. Alle seine Begleiter hatten zum Zeichen der Trauer das Kopfhaar abgeschoren, und der ganze Distrikt war vor dem Nganga nkissi versammelt, der entscheiden sollte, ob der Elefant vom Teufel besessen und von irgend einem Feinde des toten Häuptlings bezaubert, oder ob das Unglück in diesem Falle Diambudi nsambi, der Wille des Großen Geistes, gewesen sei.

Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang ließen alle, in ängstlicher Spannung den Spruch des Medizinmannes erwartend, sich nieder, und zwar waren mehr als 500 Eingeborene anwesend, die in einem niedrigen Viereck in Reihen von etwa 30 Personen saßen. Tiefes Schweigen herrschte, als der Nganga in ihre Mitte sprang, die in seinen Händen befindlichen Götzenbilder, Leoparden-klauen und oberen Enden von Kalabassen rasseln ließ und einen unheimlichen Gesang anstimmte, dessen Refrain von allen Anwesenden unter Trommel-

begleitung und Händeklatschen mitgesungen wurde. Zu Zeiten erhob sich der Chor zu solcher Stärke, daß die Luft zu zittern schien, während die erregten Sänger im nächsten Augenblick ihre Stimmen in einem leisen, summenden Murmeln verhallen ließen. Nachdem der Ngango alle Umstände des Falles mit gedehntem Tonfall der Stimme rezitiert hatte, führte er einen Tanz aus, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Die wild umherspringende Gestalt in ihrem aus Leopardenfellen bestehenden und mit Zaubermitteln verzierten Gewande bot ein geisterhaftes Bild dar. Als die Sonne untergegangen war, und die Dunkelheit sich über die umgebende Szenerie und die eifrige Versammlung stahl, erreichte die Aufregung ihren höchsten Grad, da der Nganga mit lauter, feierlicher Stimme erklärte, Nkobas Tod sei der Wille des Großen Geistes, Diambu di-nsambi, und es sei kein böser Einfluß bei dieser Angelegenheit im Spiel gewesen.

Ich kann hier noch hinzufügen, daß ich später von meinen Begleitern erfahren habe, daß meine Anwesenheit von Einfluß auf das Urteil des Nganga gewesen ist, da, wenn er eine andere Erklärung abgegeben hätte, irgend ein Opfer zum Trinken des Nkasa-Giftes ausersehen worden wäre, was ich, wie er wußte, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern gesucht haben würde.

Fünftes Kapitel.

Selbstmord. — Die Bantusprache. — Palaver. — Dankbarkeit. — Die Babwende. — Schlafsucht. — Eine legendenhafte Zwergrasse. — Der Stamm der Leichen.

Gelegentlich kommen bei den Bakongo Fälle von Selbstmord vor, jedoch weit weniger häufig, als in civilisierten Ländern; bei den Bakongo schreibt man die Ursache des Selbstmordes dem Zorn zu, einem Gefühl, das sich sehr stark bei ihnen geltend macht.

Ein Eingeborener wird zornig über seine Verwandten, über sich selbst; es geht ihm nicht so, wie es seiner Meinung nach sollte, und so macht er sich eines Tages auf und tötet sich in einem Wutanfall, worauf seine Verwandten bemerken, der arme Sakala oder Kokisa sei zornig (lou) geworden und habe sich umgebracht.

Weiter vom Flusse ins Land hinein und entfernt von den viel beschrittenen Karawanenrouten zeichnen die Leute sich durch eine natürliche Beredsamkeit aus, von der sie wegen der vielen sanften Modulationen ihrer Sprache und des harmonischen Wohlklanges der übereinstimmenden Silben derselben reichen Gebrauch machen können.

Die Sprache ist besonders reich im Ausdruck und weich im Ton, da die Worte hauptsächlich aus Vokalen bestehen; l, m und n sind die vorherrschenden Konsonanten. Die Mehrheit von Hauptworten wird durch eine Vorsilbe gebildet. Allitterierender Gleichklang ist eine der Haupteigenschaften dieser Sprache, die als eine Abzweigung von der afrikanischen Bantusprache klassifiziert wird. Die Philologen betrachten die Zulusprache ebenfalls als einen Zweig des Bantu, das die Wurzel von fast allen den vielen Dialekten zu sein scheint, die von den verschiedenen und zahlreichen Stämmen südlich vom Äquator geredet werden.

Obwohl der Wortschatz der verschiedenen Stämme im Kongolande weit voneinander abweicht, ist der Bau der Sprachen doch mehr oder weniger derselbe, so daß, wenn man erst die Sprache des einen Stammes beherrscht, man auch sehr leicht den Dialekt eines benachbarten Distrikts lernt.

Alle Afrikaner lieben die „Palaver" oder öffentlichen Besprechungen, und es bedarf bei den Bakongo oft nur einer höchst unbedeutenden Ursache, um einen großen Redestrom zu entwickeln. Sie argumentieren gut und sind geborene Disputanten; fühlt aber ein Eingeborener, daß er seinem Gegner im Argumentieren nicht gewachsen ist, so mietet er sich einen Anwalt.

Bei dem Palaver hält der Eingeborene stets eine Anzahl kleiner gespaltener Bambusstäbe oder anderer kleiner Holzstücke in der linken Hand und bezeichnet jeden Punkt seiner Argumente damit, daß er eins derselben vor sich auf die Erde legt. Wenn er alle hervorragenden Thatsachen und Hauptpunkte seiner Geschichte vorgetragen hat, liegt eine lange Reihe dieser kleinen Holzstücke vor ihm; hat er Veranlassung, auf einen schon besprochenen Punkt seiner Rede zurückzukommen, so nimmt er den auf diesen Gegenstand bezüglichen Stab wieder auf und legt ihn erst, nachdem er das Thema vollständig erschöpft hat, auf seinen Platz zurück.

Falls ein Sprecher von der Gegenpartei im Kreise Einwendungen dagegen erhebt, daß der Redner auf einen früheren Punkt, bei dem es sich vielleicht um Kinkelas Schwein oder Mbatschis Huhn handelt, das Luemba gestohlen hat oder geraubt zu haben beschuldigt wird, zurückkommt, und der Ankläger das auf das Huhn bezügliche Stäbchen ergreift, so tritt jener auf und faßt mit den Worten: „Nein, nein, nicht dieses" ein anderes Holzstückchen, welches auf einen ganz anderen Teil der Angelegenheit — daß der eigene Vetter des ersten Redners mit einer Luemba gehörenden Schnur am Roste gebratener Ratten oder einem Bündel Zuckerrohr am letzten Markttage sich davongemacht habe — Bezug hat. Er sucht dann eine Gegenklage zu erheben, bis die Stäbchen von Schwein und Huhn und Ratten und Zuckerrohr derartig unter einander vertauscht sind, daß man sich nicht mehr hindurchfinden kann, worauf unter den Freunden von Nr. 1 lautes unwilliges Murren entsteht, das Nr. 2 zwingt, sich zu seinen Genossen zurückzubegeben, damit der unglückliche erste Sprecher Gelegenheit hat, unter seinen Bambusstäbchen wieder gehörige Ordnung zu schaffen und Schwein und Huhn in den Vordergrund der Erzählung zurückzubringen. Vielleicht rächt er sich für diese Unterbrechung dadurch, daß er die ganze Geschichte nochmals vom ersten Anfang an, der bis auf die frühesten Zeiten zurückdatiert und sich auf die entferntesten Vorfahren von Luemba und

Mbatschi bezieht, erzählt. Das ist in der That raffinierte rednerische Grausamkeit, und wenn die Gegner nicht schließlich in der Lage wären, ihm die ganze Geschichte mit Zinseszins, d. h. mit Bezugnahme gerade auf die Unterbrechung und seine Antwort, heimzuzahlen, würden sie die ihm auferlegte Geduldsprobe kaum aushalten.

Bei der Beantwortung von Fragen versuchen die Bakongo meist dem Fragenden das zu sagen, was er am liebsten hört, ohne jegliche Rücksicht auf die Wahrheit, welche wir bei unseren Antworten für unerläßlich halten.

Die Bakongo sind eine sanfte, harmlose Rasse; sie haben wenig Laster, während ihre Tugenden negativer Art sind. Die beiden Haupteigenschaften des Afrikaners, Aberglauben und Selbstsucht, besitzen sie in hohem Maße. Nur selten findet man Beispiele von Dankbarkeit, obwohl man ein solches Gefühl manchmal in der seltsamsten Verkleidung antrifft. Einmal war es mir durch einen glücklichen Zufall gelungen, einem Säugling das Leben zu retten; die Mutter hatte mir das in Krämpfen liegende Kind gebracht, und ich war so glücklich gewesen, in meiner Arzneikiste ein Mittel zu finden, welches fast sofortige Besserung geschafft hatte. Und doch fand der Dienst, den ich der Frau geleistet hatte, keine Würdigung, sondern brachte mir nur insgeheim den Ruf ein, ein Zauberer zu sein. Infolge dieses, sowie vieler weiterer Beispiele ähnlicher Art gewann ich die etwas bittere Überzeugung von dem Mangel an Freundlichkeit im Charakter der Eingeborenen.

Auf der Rückkehr nach diesem Distrikt nach mehrmonatlicher Abwesenheit lagerte ich eines Abends in der Nähe des Dorfes, wo ich das Kind wiederhergestellt hatte. Gegen Mitternacht wurde ich durch die Stimme einer Frau geweckt, welche, während das flackernde Licht des erlöschenden Lagerfeuers den Schatten ihrer Gestalt auf die Seiten meines Zeltes warf, Kopf und Arm durch die Öffnung steckte und mir in der Eile zuflüsterte:

„'Ma 'ma, oh Majala Mbemba tambula diaki di'nsusu“ (Hier, hier, Adlerflügel, nimm dieses Hühnerei).

Den Grund dieses seltsamen Besuches in der Dunkelheit nicht recht verstehend, schalt ich mit dem Weibe und sagte:

„Es ist Mitternacht; alle Leute schlafen. Ich kaufe nachts keine Lebensmittel. Komm nach Sonnenaufgang, dann werde ich kaufen.“

„Nein, nein! Ich will dies Ei nicht verkaufen, ich schenke es dir. Vergiß nicht, daß du vor zwanzig Monaten meinem kranken Kinde Dilonga (ein Heilmittel) gegeben hast. Mwan'ami läuft jetzt und spielt gesund umher. Du hast meinem Kinde neues Leben eingeflößt. Ich möchte dich bezahlen. Ich bin

Obwohl der Wortschatz der verschiedenen Stämme im Kongolande weit voneinander abweicht, ist der Bau der Sprachen doch mehr oder weniger derselbe, so daß, wenn man erst die Sprache des einen Stammes beherrscht, man auch sehr leicht den Dialekt eines benachbarten Distrikts lernt.

Alle Afrikaner lieben die „Palaver" oder öffentlichen Besprechungen, und es bedarf bei den Bakongo oft nur einer höchst unbedeutenden Ursache, um einen großen Redestrom zu entwickeln. Sie argumentieren gut und sind geborene Disputanten; fühlt aber ein Eingeborener, daß er seinem Gegner im Argumentieren nicht gewachsen ist, so mietet er sich einen Anwalt.

Bei dem Palaver hält der Eingeborene stets eine Anzahl kleiner gespaltener Bambusstäbe oder anderer kleiner Holzstücke in der linken Hand und bezeichnet jeden Punkt seiner Argumente damit, daß er eins derselben vor sich auf die Erde legt. Wenn er alle hervorragenden Thatsachen und Hauptpunkte seiner Geschichte vorgetragen hat, liegt eine lange Reihe dieser kleinen Holzstücke vor ihm; hat er Veranlassung, auf einen schon besprochenen Punkt seiner Rede zurückzukommen, so nimmt er den auf diesen Gegenstand bezüglichen Stab wieder auf und legt ihn erst, nachdem er das Thema vollständig erschöpft hat, auf seinen Platz zurück.

Falls ein Sprecher von der Gegenpartei im Kreise Einwendungen dagegen erhebt, daß der Redner auf einen früheren Punkt, bei dem es sich vielleicht um Kinkelas Schwein oder Mbatschis Huhn handelt, das Luemba gestohlen hat oder geraubt zu haben beschuldigt wird, zurückkommt, und der Ankläger das auf das Huhn bezügliche Stäbchen ergreift, so tritt jener auf und faßt mit den Worten: „Nein, nein, nicht dieses" ein anderes Holzstückchen, welches auf einen ganz anderen Teil der Angelegenheit — daß der eigene Vetter des ersten Redners mit einer Luemba gehörenden Schnur am Roste gebratener Ratten oder einem Bündel Zuckerrohr am letzten Markttage sich davongemacht habe — Bezug hat. Er sucht dann eine Gegenklage zu erheben, bis die Stäbchen von Schwein und Huhn und Ratten und Zuckerrohr derartig unter einander vertauscht sind, daß man sich nicht mehr hindurchfinden kann, worauf unter den Freunden von Nr. 1 lautes unwilliges Murren entsteht, das Nr. 2 zwingt, sich zu seinen Genossen zurückzubegeben, damit der unglückliche erste Sprecher Gelegenheit hat, unter seinen Bambusstäbchen wieder gehörige Ordnung zu schaffen und Schwein und Huhn in den Vordergrund der Erzählung zurückzubringen. Vielleicht rächt er sich für diese Unterbrechung dadurch, daß er die ganze Geschichte nochmals vom ersten Anfang an, der bis auf die frühesten Zeiten zurückdatiert und sich auf die entferntesten Vorfahren von Luemba und

Mbatschi bezieht, erzählt. Das ist in der That raffinierte rednerische Grausamkeit, und wenn die Gegner nicht schließlich in der Lage wären, ihm die ganze Geschichte mit Zinseszins, d. h. mit Bezugnahme gerade auf die Unterbrechung und seine Antwort, heimzuzahlen, würden sie die ihm auferlegte Geduldsprobe kaum aushalten.

Bei der Beantwortung von Fragen versuchen die Bakongo meist dem Fragenden das zu sagen, was er am liebsten hört, ohne jegliche Rücksicht auf die Wahrheit, welche wir bei unseren Antworten für unerläßlich halten.

Die Bakongo sind eine sanfte, harmlose Rasse; sie haben wenig Laster, während ihre Tugenden negativer Art sind. Die beiden Haupteigenschaften des Afrikaners, Aberglauben und Selbstsucht, besitzen sie in hohem Maße. Nur selten findet man Beispiele von Dankbarkeit, obwohl man ein solches Gefühl manchmal in der seltsamsten Verkleidung antrifft. Einmal war es mir durch einen glücklichen Zufall gelungen, einem Säugling das Leben zu retten; die Mutter hatte mir das in Krämpfen liegende Kind gebracht, und ich war so glücklich gewesen, in meiner Arzneikiste ein Mittel zu finden, welches fast sofortige Besserung geschafft hatte. Und doch fand der Dienst, den ich der Frau geleistet hatte, keine Würdigung, sondern brachte mir nur insgeheim den Ruf ein, ein Zauberer zu sein. Infolge dieses, sowie vieler weiterer Beispiele ähnlicher Art gewann ich die etwas bittere Überzeugung von dem Mangel an Freundlichkeit im Charakter der Eingeborenen.

Auf der Rückkehr nach diesem Distrikt nach mehrmonatlicher Abwesenheit lagerte ich eines Abends in der Nähe des Dorfes, wo ich das Kind wiederhergestellt hatte. Gegen Mitternacht wurde ich durch die Stimme einer Frau geweckt, welche, während das flackernde Licht des erlöschenden Lagerfeuers den Schatten ihrer Gestalt auf die Seiten meines Zeltes warf, Kopf und Arm durch die Öffnung steckte und mir in der Eile zuflüsterte:

„'Ma 'ma, oh Majala Mbemba tambula diaki di'nsusu" (Hier, hier, Adlerflügel, nimm dieses Hühnerei).

Den Grund dieses seltsamen Besuches in der Dunkelheit nicht recht verstehend, schalt ich mit dem Weibe und sagte:

„Es ist Mitternacht; alle Leute schlafen. Ich kaufe nachts keine Lebensmittel. Komm nach Sonnenaufgang, dann werde ich kaufen."

„Nein, nein! Ich will dies Ei nicht verkaufen, ich schenke es dir. Vergiß nicht, daß du vor zwanzig Monaten meinem kranken Kinde Dilonga (ein Heilmittel) gegeben hast. Mwan'ami läuft jetzt und spielt gesund umher. Du hast meinem Kinde neues Leben eingeflößt. Ich möchte dich bezahlen. Ich bin

arm, aber nimm dieses Hühnerei. Ich bin in der Dunkelheit gekommen, damit meine Leute nichts davon erfahren, weil sie mich verspotten würden, wenn sie von diesem Geschenk wüßten."

Bakongofrau.

Mit gemischten Gefühlen der Überraschung und der Teilnahme für die arme Frau legte ich das Ei der sicheren Aufbewahrung wegen in einen meiner Stiefel, wickelte mich in meine wollene Decke ein und war bald wieder fest eingeschlafen.

Am nächsten Morgen übergab ich das Ei meinem Diener, den ich darüber belehrte, wie er mir dasselbe zum Frühstück in der Pfanne backen sollte; dann nahm ich während des Wartens auf die Träger, welche das Zelt abschlagen und ihre Lasten für den Marsch des Tages vorbereiten sollten, mein Notizbuch und schrieb den Inhalt unseres Zwiegesprächs in der vorhergehenden Nacht nieder, in der Überzeugung, daß ich vor zwei Jahren, als ich die Eingeborenen für undankbar und unerkenntlich gehalten hatte, ungerecht in meinem Urteil gewesen sei. Beim Schreiben wurde ich aber von meinem Diener unterbrochen, der die zerbrochene Eierschale in seinen schmutzigen Händen hielt und mir meldete: „Herr, das Ei war faul." — —

Die Babwende, ein am nördlichen Ufer des Kongo Manjanga gegenüber lebender Stamm, der sich von dem genannten Orte bis zum Kwilu im Norden und fast bis zum Stanley-Pool im Osten ausdehnt, sind ein Zweig der Bakongo und reden einen anderen Dialekt derselben Sprache oder vielmehr sprechen dieselbe Sprache in anderer Weise aus.

Sie sind wahrscheinlich der abergläubischeste und gleichzeitig der wildeste der Bakongostämme. Viele der Männer tragen ein paar Hundezähne, lange, gebogene Hauer, in einem Schlitz der Nase, durchbohren zu diesem Zwecke die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern, schieben die Zähne in die Öffnung hinein, befestigen die Wurzeln aneinander in dem Loche und lassen nur die Spitzen der Zähne aus den Nasenlöchern vorstehen, sodaß sie beinahe wie die Hauer eines Ebers aussehen.



Götzenbilder der Babwende.

Die Babwende sind eine kräftige, abgehärtete Rasse. Sie schmücken sich Rücken und Unterleib durch zahlreiche Einschnitte ins Fleisch, welche die Form von den ganzen Körper umschließenden Ketten und gewundenen Tauen oder oft auch von Krokodilen oder wilden Tieren haben. Die in der Nähe des Kongo lebenden Babwende sind erfahrene Fischer und lotsen mit großer Geschicklichkeit und hohem Mute ihre kleinen Kanoes durch die Stromschnellen und gefährlichen Kanäle, welche der Fluß auf diesem Teile seines Laufes besitzt.

Die Fischer setzen ein so festes Vertrauen auf ihre Zaubermittel, daß sie sich an Stellen des Kongo, der, wie sie wissen, von Krokodilen schwärmt, in den Fluß begeben und nach den Netzpfählen hinausschwimmen, um ihre Netze einzuholen, wobei sie, ohne Rücksicht auf die Gefahr, sich allein darauf

verlassen, daß die Kraft ihrer Zaubermittel sie vor den gefräßigen, stets nach Opfern spähenden Tieren schützen werde. Diese Amuletts oder Zaubermittel bestehen aus einer Sammlung von allerlei wertlosen Dingen, die der Nganga zusammengesucht, in einen Beutel oder ein Stück Antilopenfell gethan und dem vertrauensvollen Käufer als ein untrügliches Schutzmittel gegen Krokodile übergeben hat.

Die Babwende haben eine seltsame Weise, einen Handel zu besiegeln; sie führen nämlich die geöffnete linke Hand quer vor dem offenen Munde vorbei und blasen die Luft mit einem leichten zischenden Geräusch aus, während sie die Hand vor dem Munde vorüberbewegen.

Bei den Babwende und anderen Bakongostämmen kommt die „Schlafsucht", die von einigen Leuten als eine Art Berri-berri-Krankheit betrachtet wird, sehr viel vor. Der Leidende wird anfänglich von Schmerzen im Nacken befallen, die sich dann allmählich auf die Glieder ausdehnen, während der Kranke den stetig zunehmenden Wunsch hat, zu schlafen. Dies Gefühl wird nach und nach immer stärker, bis der Patient schließlich fast fortwährend schläft; zu jeder Stunde des Tages und in jeder Stellung, selbst wenn er mit dem Einnehmen des Mittagsmahles beschäftigt ist, verfällt er in einen dumpfen, schweren Schlaf. Ich habe Träger gesehen, welche sich noch in den ersten Stadien der Schlafsucht befanden und im Gehen einschliefen, allmählich aber, wenn sie durch einen plötzlichen Stoß erschreckt wurden, ihre Umgebung wiedererkannten und ihre Gefährten mit dummen, starren Blicken betrachteten.

Das Ende dieser Krankheit ist stets tötlich, doch hat man bis jetzt noch kein Mittel gegen dieselbe entdeckt, und ebenso wenig haben die europäischen Ärzte, die einige Fälle behandelt haben, die Ursache und die wirkliche Natur der Krankheit feststellen können. Manchmal verheert sie größere Distrikte bei den Bakongo, und es sind schon ganze Dörfer von ihr entvölkert worden.

Die Krankheit kommt im ganzen Kongobecken vor und ist den vielen Stämmen unter verschiedenen Namen bekannt; am oberen Flusse heißt sie Ntolo, und kann ein Eingeborener seinen Feind nicht schlimmer verfluchen, als wenn er den Wunsch ausspricht, daß er „Waka ntolo" sein, d. h. vom Schlafe betroffen werden möge.

Unter den Eingeborenen von Lutete, einem Distrikt in der Nähe des Stanley-Pool, geht die alte Sage, daß weit weg im Innern eine Rasse von Zwergen wohne, deren Köpfe so groß und schwer sind, daß, wenn die Leute fallen, sie sich ohne Hülfe nicht wieder erheben können!

Ein weiterer bei ihnen verbreiteter Glaube ist, daß im Südosten vom Stanley-Pool ein Stamm lebt, der sich von Leichen ernährt. Sie nennen diese Leute „Avumbi", nach „vumbi", dem Kikongo-Ausdruck für Leiche. Obwohl ich nie jemand getroffen habe, der bei den Avumbi gewesen zu sein behauptete, wird dieser Name und die Sage von jenen Leuten doch allgemein wiederholt.

Sechstes Kapitel.

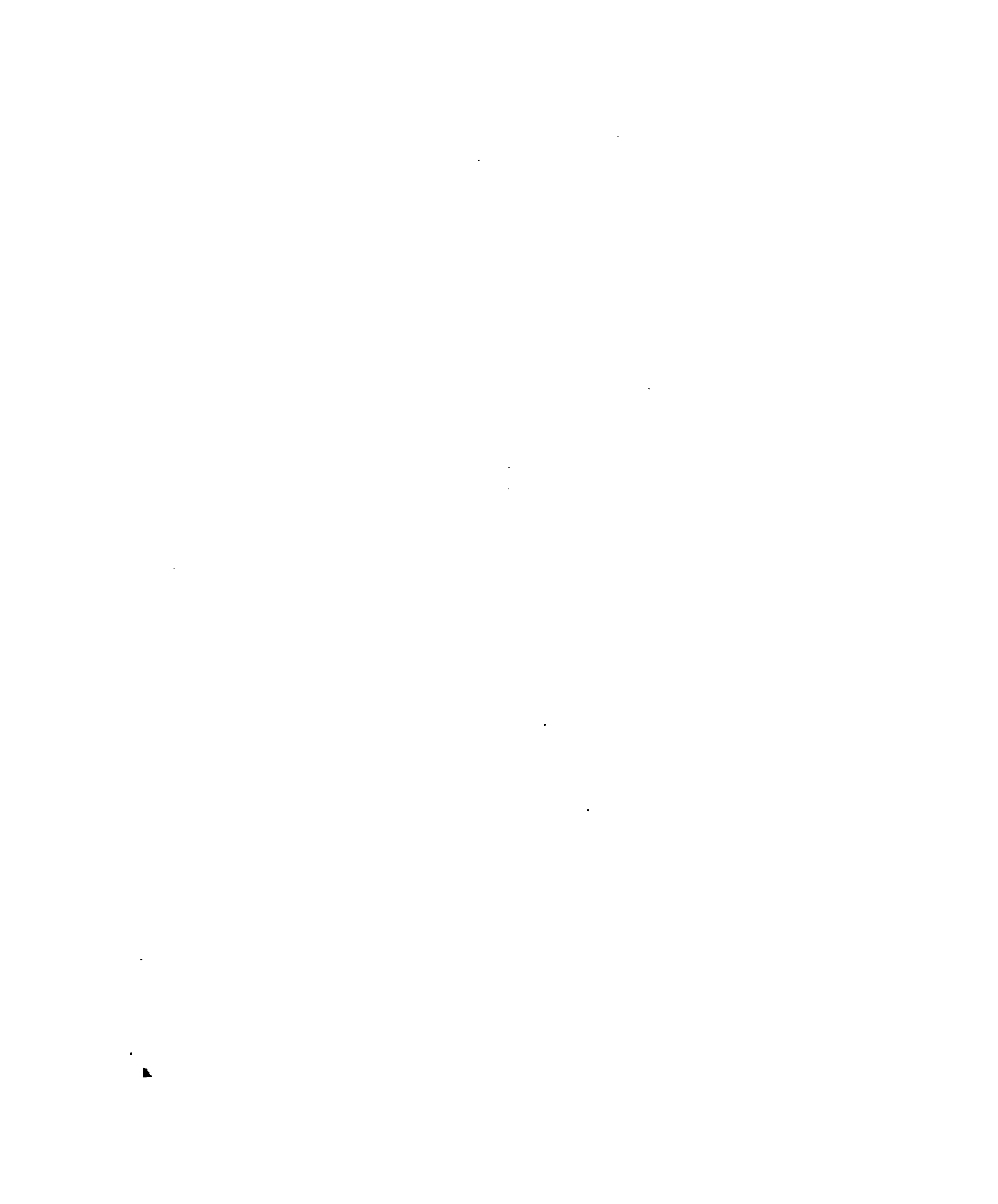
Ngaljemas Ziege. — Der Geist eines Menschen in dem Aste eines Baumes. — Der freimauerische Orden der Nkimba. — Geheimnisvolle Sprache. — König über Leben und Tod. — Barbarische Gebräuche. — Eine aus vier Tagen bestehende Woche. — Wertschätzung des Schweinefleisches. — Tausch eines Sklaven für ein fettes Schwein.

Im Jahre 1880 bemühten sich zwei englische Missionare, die sich erst kurz vorher in San Salvador, dem Kongo dia Ntotila (Kongo des Königs) niedergelassen hatten, von den Dorfbewohnern Nachrichten über Stanley=Pool und Mitteilungen über den dorthin führenden Weg zu erhalten; bei dieser Gelegenheit fragten sie, um die Genauigkeit der ihnen erteilten Antworten zu erproben und festzustellen, ob die Eingeborenen wirklich dort gewesen seien, wiederholt, ob einer von ihnen die merkwürdig große ostafrikanische Ziege gesehen hätte, die Stanley bei seiner Thalfahrt auf dem Kongo im Jahre 1877 Ngaljema, dem Häuptling des am Pool liegenden Distrikts Kintamo, geschenkt hatte. Niemand wollte aber auf alle Fragen zugeben, daß er die Ziege am Pool gesehen habe, da die Leute damals noch voll Mißtrauen gegen die Weißen und die Zwecke waren, die letztere bei Stellung dieser Fragen verfolgten.

Einige Jahre später entdeckten die Missionare, daß die Ursache, weshalb sie keine Antwort auf ihre Frage erhalten hatten, darin bestanden hatte, daß die Leute sämtlich geglaubt hätten, sie, die Missionare, seien der Meinung gewesen, die Ziege enthalte den Geist des Königs von San Salvador, und hätten sich in den Besitz derselben setzen wollen, um üblen Einfluß auf den König auszuüben.

Ein eigentümlicher Aberglaube besteht bezüglich der Krankheiten von langer Dauer. In solchen Fällen nimmt man an, daß der Mojo (Geist) des Kranken den Körper verlassen hat und in der Ferne herumschweift, und ruft die Hülfe

Der Orden der Nkimba.



des Zauberdoktors an, damit er den umherwandernden Geist fange und in den Körper des Patienten zurückbringe. Gewöhnlich erklärt der Zauberdoktor nach Ausführung mannigfacher verwickelter Tänze, es sei ihm gelungen, den umherschweifenden Geist in den Ast eines Baumes zu treiben, worauf sämtliche Bewohner der Stadt den Nganga nach dem bezeichneten Baum begleiten und die stärksten Männer ausgewählt werden, um den den Geist des Kranken enthaltenden Ast abzubrechen und nach der Stadt zurückzutragen. Unterwegs geben die Träger durch Gesten zu verstehen, daß ihre Last gewichtig und schwer zu tragen sei. Der Ast wird vor die Hütte des Kranken gebracht und an der Seite derselben aufrecht aufgestellt; dann singt und manipuliert der Nganga mit seinen Zaubermitteln, womit man das Vutulanga mojo oder Zurückbringen des Geistes in erfolgreicher Weise beendet zu haben meint.

Besonders unter den Bakongostämmen existiert die Einrichtung des Nkimba, einer Art freimaurerischen Ordens, der die Eingeweihten zu gewissen Vorrechten gegenüber den Mungwata oder Uneingeweihten berechtigt. Sämtliche Knaben von zehn bis zwölf Jahren sind wählbar und machen in der Mehrzahl einen Erziehungskursus durch, der je nach den Gebräuchen des Stammes sechs Monate bis zwei Jahre dauert. Während dieser ganzen Zeit dürfen sie sich nicht waschen, sondern beschmieren ihren Körper mit verschiedenfarbiger Kreide und tragen ein aus Gras angefertigtes Kostüm, wie die nebenstehende Zeichnung ersehen läßt.

Frauen und Kinder der Stadt sind in beständiger Furcht vor den Nkimba, die bei Tag und Nacht jederzeit durch die Dörfer wandern und jeden Nahrungsgegenstand und jedes Kleidungsstück, ohne zu fragen, sich aneignen dürfen, wenn der betreffende Artikel nur einem Mungwata oder Uneingeweihten gehört.

Bei der Einführungszeremonie hat der Kandidat einen gewissen Trank zu verschlucken, der ihm das Bewußtsein nimmt. Der betreffende wird alsdann für tot erklärt und in den Wald hinausgetragen, wo man die Beschneidung an ihm vornimmt und ihn nach einiger Zeit ins Leben zurückruft, worauf dann die einfachen Dorfbewohner glauben, er sei von den Toten auferstanden. Er erhält nunmehr einen neuen Namen, und thut, als könne er sich seines früheren Stammes und selbst seiner Eltern nicht mehr erinnern. Die Nkimba behaupten, ihr Vater sei der Regenbogen, der sich jedesmal am Himmel zeige, wenn ein neuer Bruder eingeweiht und aufgenommen werde. Sie nehmen auch eine neue geheimnisvolle Sprache an, die aber nur den Männern gelehrt, den Frauen dagegen nie enthüllt wird. Möglicherweise ist dies eine alte, archäo-

logische Form der Bantusprache, welche wie das Sanskrit, das alte Slawische und das Lateinische, zu Religionszwecken erhalten geblieben ist; vielleicht ist es aber auch nichts weiter als eine willkürliche Verwandlung von Worten, wie sie bei solch gekünstelten Sprachen, wie das Kingume in Sansibar, vorkommt.

Ein starker Aberglaube der Bakongo besteht auch darin, daß gewisse Leute Macht über die Elemente besitzen sollen. Diese Macht wird Simbanga bisulu (den Himmel haltend) genannt. Sehr oft nehmen die Bakongo Leute, welche im Verdacht einer solchen Macht stehen, gefangen und halten sie zur Zeit der Trockenheit in engster Haft, bis Regen kommt.

In vielen Distrikten der Bakongostämme giebt es einen Häuptling, welcher König über Leben und Tod genannt wird. Derselbe verkündet das Urteil über Mörder und sonstige Übelthäter, die dann in barbarischer Weise auf den Marktplätzen hingerichtet werden.

Zu diesem Zwecke wird ein Loch gegraben, in welches das Opfer in stehender Stellung hineingeworfen wird, worauf man ersteres bis zum Halse des Unglücklichen ausfüllt, ein kräftiger Mann dem armen Teufel mit einem großen Steine das Hirn einschlägt und ein Erdhügel über dem Grabe aufgehäuft wird. Viele Marktplätze zeichnen sich durch die große Zahl solcher Erdhügel aus, die stets bedeutsame Zeichen des Schicksals von Übelthätern sind.

Falls jemand von einer Krankheit befallen wird, welche die Behörden des Dorfes als ansteckend betrachten, wird das arme Opfer oft in brutaler Weise mit Knüppeln zu Tode geprügelt, worauf die Leiche fern vom Dorfe an einem kleinen Baum befestigt wird, gewöhnlich auf dem Gipfel eines Hügels, wo die schauerliche Gestalt sich in kühnen Umrissen von dem klaren tropischen Himmel abhebt.

Einst wurde ich nach ermüdendem Tagemarsche von meinen Begleitern vollständig getrennt und hatte in dem Gewirr der Eingeborenenpfade den Weg völlig verloren. Es war dies in einem Distrikt, wo die Leute sich seit einiger Zeit den Beamten des Kongostaates feindselig gesinnt gezeigt hatten. Um einen weiteren Blick auf das umliegende Land zu erhalten, erkletterte ich den Gipfel eines benachbarten Hügels, auf dessen Spitze ich zu meinem Schrecken die Leiche eines Ermordeten fand, die an einen in den Boden gesteckten rauhen Ast gebunden war und den Kopf des Hügels krönte. Der Kopf des Unglücklichen war mit einem schweren Stein zertrümmert worden, und über dieser grauenhaften Scene zogen drei Habichte ihre Kreise in der Luft. Während ich noch die schauerliche Scene betrachtete, hörte ich unter mir im Thal den Knall von Flintenschüssen. Die Sonne war im Untergang begriffen, und bald würde die

Dunkelheit mich umgeben; außerdem war ich unbewaffnet und machte mir in Gedanken Sorgen um meine Begleiter, da das Schießen, welches ich gehört hatte, sehr gut eine Botschaft von ihrem Schicksal für mich sein konnte. Nichtsdestoweniger übte die Scene mit ihrer Umgebung einen so seltsam fascinierenden Eindruck auf mich aus, daß ich den Ort nicht verlassen konnte, ehe ich eine rohe Skizze davon in mein Notizbuch gezeichnet hatte.



Leiche eines Gemordeten.

Dann stieg ich, meinen Kurs auf ein Feuer richtend, das ich etwa 70 m unter mir flackern sah, in der Dunkelheit am Bergabhange hinab und freute mich, als ich fand, daß ich zufälligerweise das Lagerfeuer meiner eigenen Gefährten entdeckt hatte.

Die Woche der Bakongo besteht aus vier Tagen, Nkandu, Nkonsu, Nkonge und Nsona. Die Marktplätze, welche gewöhnlich auf den Gipfeln von Hügeln liegen, sind nach diesen Wochentagen benannt und werden dementsprechend der Reihe nach besucht. Am Nkandu versammeln sich sämtliche Bewohner der benachbarten Dörfer auf dem Nkandumarkte, während sie am folgenden Tage auf dem nächsten Hügel, dem Marktplatz für Nkonsu, zusammenkommen. Die Marktplätze liegen gewöhnlich 3—5 km voneinander entfernt und stehen unter der Botmäßigkeit der benachbarten Häuptlinge, welche alle Streitigkeiten schlichten und darauf achten, daß die von ihnen erlassenen Gesetze nicht übertreten werden. Auf die Märkte dürfen

logische Form der Bantusprache, welche wie das Sanskrit, das alte Slawische und das Lateinische, zu Religionszwecken erhalten geblieben ist; vielleicht ist es aber auch nichts weiter als eine willkürliche Verwandlung von Worten, wie sie bei solch gekünstelten Sprachen, wie das Kingume in Sansibar, vorkommt.

Ein starker Aberglaube der Bakongo besteht auch darin, daß gewisse Leute Macht über die Elemente besitzen sollen. Diese Macht wird Simbanga disulu (den Himmel haltend) genannt. Sehr oft nehmen die Bakongo Leute, welche im Verdacht einer solchen Macht stehen, gefangen und halten sie zur Zeit der Trockenheit in engster Haft, bis Regen kommt.

In vielen Distrikten der Bakongostämme giebt es einen Häuptling, welcher König über Leben und Tod genannt wird. Derselbe verkündet das Urteil über Mörder und sonstige Übelthäter, die dann in barbarischer Weise auf den Marktplätzen hingerichtet werden.

Zu diesem Zwecke wird ein Loch gegraben, in welches das Opfer in stehender Stellung hineingeworfen wird, worauf man ersteres bis zum Halse des Unglücklichen ausfüllt, ein kräftiger Mann dem armen Teufel mit einem großen Steine das Hirn einschlägt und ein Erdhügel über dem Grabe aufgehäuft wird. Viele Marktplätze zeichnen sich durch die große Zahl solcher Erdhügel aus, die stets bedeutsame Zeichen des Schicksals von Übelthätern sind.

Falls jemand von einer Krankheit befallen wird, welche die Behörden des Dorfes als ansteckend betrachten, wird das arme Opfer oft in brutaler Weise mit Knüppeln zu Tode geprügelt, worauf die Leiche fern vom Dorfe an einem kleinen Baum befestigt wird, gewöhnlich auf dem Gipfel eines Hügels, wo die schauerliche Gestalt sich in kühnen Umrissen von dem klaren tropischen Himmel abhebt.

Einst wurde ich nach ermüdendem Tagemarsche von meinen Begleitern vollständig getrennt und hatte in dem Gewirr der Eingeborenenpfade den Weg völlig verloren. Es war dies in einem Distrikt, wo die Leute sich seit einiger Zeit den Beamten des Kongostaates feindselig gesinnt gezeigt hatten. Um einen weiteren Blick auf das umliegende Land zu erhalten, erkletterte ich den Gipfel eines benachbarten Hügels, auf dessen Spitze ich zu meinem Schrecken die Leiche eines Ermordeten fand, die an einen in den Boden gesteckten rauhen Ast gebunden war und den Kopf des Hügels krönte. Der Kopf des Unglücklichen war mit einem schweren Stein zertrümmert worden, und über dieser grauenhaften Scene zogen drei Habichte ihre Kreise in der Luft. Während ich noch die schauerliche Scene betrachtete, hörte ich unter mir im Thal den Knall von Flintenschüssen. Die Sonne war im Untergang begriffen, und bald würde die

Dunkelheit mich umgeben; außerdem war ich unbewaffnet und machte mir in Gedanken Sorgen um meine Begleiter, da das Schießen, welches ich gehört hatte, sehr gut eine Botschaft von ihrem Schicksal für mich sein konnte. Nichtsdestoweniger übte die Scene mit ihrer Umgebung einen so seltsam fascinierenden Eindruck auf mich aus, daß ich den Ort nicht verlassen konnte, ehe ich eine rohe Skizze davon in mein Notizbuch gezeichnet hatte.


Leiche eines Gemordeten.

Dann stieg ich, meinen Kurs auf ein Feuer richtend, das ich etwa 70 m unter mir flackern sah, in der Dunkelheit am Bergabhange hinab und freute mich, als ich fand, daß ich zufälligerweise das Lagerfeuer meiner eigenen Gefährten entdeckt hatte.

Die Woche der Bakongo besteht aus vier Tagen, Nkandu, Nkonsu, Nkonge und Nsona. Die Marktplätze, welche gewöhnlich auf den Gipfeln von Hügeln liegen, sind nach diesen Wochentagen benannt und werden dementsprechend der Reihe nach besucht. Am Nkandu versammeln sich sämtliche Bewohner der benachbarten Dörfer auf dem Nkandumarkte, während sie am folgenden Tage auf dem nächsten Hügel, dem Marktplatz für Nkonsu, zusammenkommen. Die Marktplätze liegen gewöhnlich 3—5 km voneinander entfernt und stehen unter der Botmäßigkeit der benachbarten Häuptlinge, welche alle Streitigkeiten schlichten und darauf achten, daß die von ihnen erlassenen Gesetze nicht übertreten werden. Auf die Märkte dürfen



keine Gewehre mitgebracht werden, und wer im Zorn das Messer zieht, wird mit summarischer Strafe belegt. Feste Preise für die Waren, welche aus allerlei der Jahreszeit entsprechenden Gemüsen, hauptsächlich aber aus Maniok, Bananen, süßen Kartoffeln, Yams, Erdnüssen, Pfeffer, Eierfrüchten und Ananas bestehen, giebt es nicht. Nach der Regenzeit, wenn das lange Gras verbrannt worden ist, beginnt die Saison der Ratten, die in langen, schmalen Fallen aus Korbgeflecht gefangen werden. Letztere sind von cylindrischer Form und werden so aufgestellt, daß die Ratten, wenn das Gras angezündet wird, in die Fallen laufen, die so enge sind, daß die Tiere sich nicht herumdrehen können. Die Ratten werden dann getötet, aufgespießt, wie nebenstehende Skizze zeigt, und am Rost gebraten.

Grobes Salz wird in einem fingerhutförmigen Maße verkauft, fettes Schweinefleisch in kleinen Portionen von etwa 30 Gramm, während der schönste Speck oft an einem langen Holzstabe aufgespießt wird, den der Schlachter manchmal der besseren Aufbewahrung wegen in sein wolliges Haar steckt, sodaß an heißen Tagen das wertvolle Fett in einer für verschwenderisch gehaltenen Weise ihm vom Kopf über die Schultern herabtröpfelt.

Im Schatten der Büsche, etwa hundert Meter von der geschäftigen eigentlichen Marktscene entfernt, wälzen sich ungefähr 300 oder 400 fette Schweine im Staube und keuchen infolge der außerordentlichen Hitze, während man unter einem benachbarten Busch oft arme, traurig blickende, abgemattete und an kranken Füßen leidende Sklaven erblickt, die

weit aus dem Inlande hierher gebracht worden sind, entweder um verkauft zu werden oder um als Zahlung oder Tribut an die Vermittler zu dienen, welche die Eingeborenen bei ihren Elfenbeinverkäufen an die portugiesischen Händler vertreten.

Unter anderen Sträuchern bemerkt man magere, geduldige Ziegen, die an den Zweigen festgebunden sind, während ihre Eigentümer sich unter die geschäftige Menge gemischt haben und Käufer zu erlangen suchen. Gewöhnlich werden fünf Ziegen für gleichwertig mit einem Schwein gehalten, und an einigen Orten, wo das Schweinefleisch knapp ist, wird auch bereitwillig ein Sklave gegen ein fettes Schwein vertauscht.



Hölzerne Schweineglocken.

Etwas weiter entfernt haben sich unter dem spärlichen Schatten der nahen Bäume kleine Gruppen lustiger Gesellen gesammelt, die mit untergeschlagenen Beinen um einen allwissend aussehenden alten Nganga Nkissi oder Zauberdoktor herumsitzen, welcher aus einer zärtlich unter dem Arm gehaltenen ungeheuern braunen Kalebasse fröhlich Malafu oder Palmensaft ausschenkt und in einige alte geborstene und schmutzige Becher gießt, die ein Eingeborener vor Jahren als Teilzahlung für die an die portugiesischen Händler an der Küste verkauften Produkte erhalten haben mag. Ich erinnere mich, beobachtet zu haben, wie ein großer, aufgedunsener, bösartig aussehender Eingeborener, in dessen Gesicht jeder Zug Schurkerei und Brutalität erkennen ließ, Malafu aus einem solchen Becher trank, der in vergoldeten Buchstaben die Inschrift trug: „Geschenk für ein artiges kleines Mädchen“.

Unter dem Einfluß dieses Malafu, dessen Wirkung sich durch die glühende Hitze der tropischen Sonne noch verstärkt, wird der Nganga oder Zauberdoktor

5*

geschwätzig, da der verschmitzte Bursche bei der Austeilung des Palmweins stets einen gehörigen Teil für sich selbst zurückbehält und infolgedessen bald in einen Zustand vergeßlich machender Berauschtheit gelangt, während die übrigen Zechgenossen Skandalgeschichten erzählen, Nachteiliges von ihren Nachbarn berichten und sich in von der Trunkenheit angeregten Erörterungen über die verhältnismäßigen Preise für Heuschrecken und weiße Raupen auf den benachbarten Nkonso- und Nkandumärkten ergehen.



Malafu-Kalebassen.



Die Station Lukungu.

Siebentes Kapitel.

Die Station Lukungu. — Ersteigung des Mongwa Bidi. — Empfang beim Häuptling. — Ein Gericht Raupen. — Ein junges Mädchen wird von einem Leopard getötet. — Ein Ausnahmefall von Mut.

Im Jahre 1885 war ich mit noch einem anderen Weißen in Lukungu stationirt, das als im Herzen des Bakongo-Landes liegend bezeichnet werden kann. Unsere Aufmerksamkeit war namentlich darauf gerichtet, den einwohnenden Leuten Vertrauen zu unseren friedlichen Absichten einzuflößen und sie durch unsere Bemühungen zu veranlassen, als Träger in den Dienst des Freistaates zu treten.

Um diesen Zweck zu erreichen, war es oft erforderlich, daß einer von uns auf einige Tage die benachbarten Dörfer besuchte, während der andere zu Hause blieb, um die Station zu bewachen und die Leute zu beaufsichtigen.

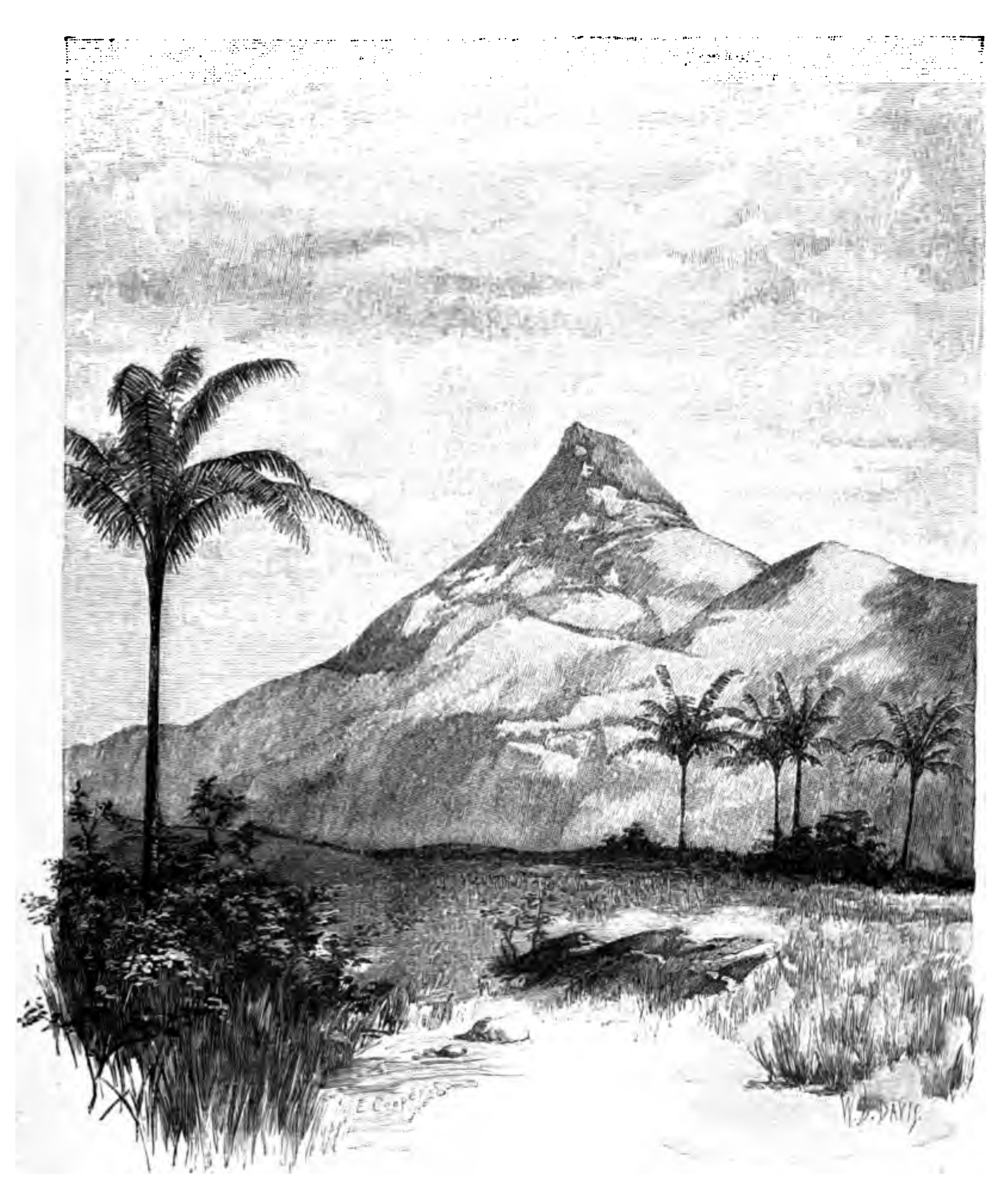
Die erstere Aufgabe fiel mir öfter zu als meinem Gefährten, und ich hatte auf meinen Reisen, da ich nachts in einem Dorfe blieb und am folgenden nach dem nächsten weitermarschierte, vielfach Gelegenheit, den Charakter der Eingeborenen kennen zu lernen und in ein sehr freundliches Verhältnis zu den verschiedenen Häuptlingen der Nachbarschaft zu treten.

Etwa 23 km von Lukungu erhebt sich der höchste Punkt des Bakongo-Landes, ein Berg, welcher den Namen Mongwa Bidi führt, etwa 900 m über das Thal emporragt, und dessen kahle, felsige Krone im Umkreise von ganzen 75 km eine hervorragende Landmarke bildet. Ich beschloß, diesen Berg zu erklettern und machte mich eines Morgens von meinem am Fuß des Abhanges liegenden Lager auf, um die zerklüfteten Seiten zu erklimmen. Nachdem ich mehrere Stunden in höchst beschwerlicher Weise emporgestiegen war, gelang es mir, den Gipfel zu erreichen, wo ich anstatt eines steilen Abstieges, ähnlich wie an der Seite, auf welcher ich heraufgeklettert war, ein reich bewaldetes Tafelland fand, das hier und dort von Dörfern, unter Palmgruppen verborgen und von hellgrünen Flecken beackerten Landes umgeben, bedeckt war. Meinen Marsch fortsetzend, gelangte ich rasch nach dem nächsten dieser Dörfer, wo ich bald von einer Menschenmenge umgeben war, die einer etwas anderen Rasse angehörte, als ich im Tieflande anzutreffen gewohnt gewesen war. Ermüdet von dem weiten Marsch dieses Tages und den Strapazen während des Kletterns, bat ich die Leute um Erlaubnis, in ihrem Dorfe zu schlafen, sowie, daß sie mir Lebensmittel liefern möchten, bis ich mich meinen Begleitern wieder anschließen könnte, die mich am entfernten Fuße des Mongwa Bidi ängstlich erwarteten.

Nach ein paar Minuten sah ich auf der Hauptstraße des Dorfes eine Menschenmenge herannahen, geführt von dem Häuptling, der mit einem Lendentuch aus blau und weiß karriertem Baumwollenstoff bekleidet war, während die meisten seiner Unterthanen den aus den Fasern der Ananasstengel oder des Palmbaumes hergestellten groben gelben Mbadi-Stoff trugen.

Sich auf einer Grasmatte niederlassend, welche man auf dem Erdboden vor der Hütte ausgebreitet hatte, in die ich nach der Äußerung meines Wunsches, im Dorfe zu schlafen, geführt worden war, forderte der Häuptling mich auf, seinem Beispiel zu folgen, worauf die Menge seiner Begleiter sich in einem Halbkreis hinter ihm gruppierte und mit untergeschlagenen Beinen niederhockte.

Alsdann trat ein kleiner Bengel von ungefähr zwölf Jahren vor und setzte einen schwarzen irdenen Topf, welcher anstatt mit einem Deckel mit grünen Blättern bedeckt war, auf die Grasmatte vor mir nieder, worauf der Häupt-



Der Mongwa Bidi.

ling, ein würdig aussehender Bursche, dessen Oberlippe durch den häufigen Gebrauch von Schnupftabak hellbraun gefärbt war, seinem ersten Ratgeber befahl, mir in wohlgesetzter Rede mitzuteilen, daß er sehr erfreut sei, einen Weißen in seinem Lande zu begrüßen; er habe schon viel von mir gehört durch Leute, welche in Lukungu gewesen wären, und noch vieles dergleichen mehr. Er schloß mit der Bemerkung, es mache ihm großes Vergnügen, mich zu bitten, daß ich den beifolgenden Topf mit Speise annehmen möge. Alsdann enthüllte er, die Blätter entfernend, meinen entsetzten und erschrockenen Blicken eine Masse weißer und grüner Raupen, welche man in grünen schalenförmigen Blättern bereits auf dem Feuer geröstet hatte. Diese zierliche und delikate Speise schien der Häuptling, dessen Namen man mir als Ngudi Nkama, wörtlich „Vater von Hundert", nannte, hochzuschätzen, und ich glaube, er würde mit Freuden vor dem Schlafengehen an dem saftigen und schmackhaften Gericht teilgenommen haben.

Ich schlief in dieser Nacht auf dem nur wenige Zoll über den Erdboden emporragenden Bambusrahmen, der in allen Bakongo-Häusern als Bett dient, oder eigentlich bemühte ich mich nur zu schlafen, während die Muskitos ihre Sonntagsmahlzeit an dem fremden weißen Manne feierten, der sich unter sie gewagt hatte. Dazu kam, daß ich hungrig war, denn die Eier, welche man mir besorgt, nachdem ich mich geweigert hatte, die Raupen zu essen, waren weder groß noch zahlreich und bildeten in ihrem rohen Zustande nach dem beschwerlichen Marschieren und Klettern am Tage mit einem Stück Kwanga nur ein armseliges Mahl.

Die Eingeborenen trommelten auf einem Ziegenfell, das straff über die Öffnung eines ausgehöhlten Baumstammes gespannt war, und tanzten um ein mitten zwischen ihnen angezündetes Feuer herum, wobei ein Mann sang und alle übrigen beim Refrain im Chor mit einfielen. Das wirre Geräusch der Stimmen und das aus der Ferne erklingende Trommeln in den benachbarten Dörfern trugen ebenfalls dazu bei, mich wach zu halten. Dieser Lärm hatte etwa vier Stunden gedauert, und es mußte nach meiner Schätzung zwischen 10 und 11 Uhr sein, als ein heftiger Aufschrei am anderen Ende des Dorfes das Trommeln und Singen plötzlich verstummen machte, und mich aus der Hütte auf den vor derselben liegenden vom Monde beschienenen freien Platz trieb, der sich rasch von den anscheinend sämtlich in der Richtung der Störung davoneilenden Leuten leerte. Ich folgte ihnen und befand mich bald in der Mitte einer erregten Menge, die mir erzählte, was sich ereignet hatte. Eine der Frauen hatte, um Wasser zu holen, ihren irdenen Topf genommen,

war den steilen Hügel nach der 200—300 m entfernten Quelle hinabgestiegen und hatte zur Begleitung auf dem Wege ein junges Mädchen mitgenommen. Als sie sich dem Wasser näherten, war aus dem Gebüsch an dem jenseitigen Ufer des Flusses ein Leopard hervorgesprungen und hatte das arme kleine Geschöpf niedergeworfen, während die Frau schreiend den Hügel hinauf geflohen war, glücklicherweise von dem Leopard nicht verfolgt. Ihre Schreckensrufe hatten sofort die Menge herbeigezogen, welche ich um mich her erblickte. Von den Männern waren viele bereits mit Steinschloßgewehren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, während ich erst zurücklaufen mußte, um meine neben dem Bette liegende gezogene Flinte zu holen, ehe ich ihnen nach den Hügel hinabeilen konnte. Da ich befürchtete, daß der Leopard entkommen würde, wenn wir sämtlich auf demselben Wege herankämen, so forderte ich einige der Eingeborenen auf, nach links abzubiegen und sich nach der anderen Seite der Quelle zu begeben, während ich den Pfad verfolgte, den die Frauen eingeschlagen hatten.



Bitschi, Musikinstrumente der Bakongo.

Als wir das Wasser erreichten, fanden wir den Körper des Mädchens, das zwischen den Schultern, wo das Tier die Krallen eingeschlagen hatte, fürchterlich zerrissen war. Auch die Brust war schwer verletzt, als wenn das Tier, nachdem es das Mädchen niedergerissen hatte, versucht hätte, den Körper umzudrehen.

Von dem Leopard waren keine weiteren Spuren zu entdecken, sodaß wir nach Durchforschung aller Dickichte in der Nähe der Quelle mit dem Körper des Mädchens nach dem Dorfe zurückkehrten. Bei der Untersuchung der Kleinen beim Scheine des Feuers entdeckten wir, daß die Klauen des Tieres tief ins Fleisch eingedrungen waren, und sahen, daß nur sehr wenig Hoffnung vorhanden war, das Mädchen wieder herzustellen. Es wurde in eine der Hütten getragen, wo der Nganga sich bemühte, die Wunden zu verbinden und

das Blut zu stillen, doch kam die Verletzte gar nicht mehr zum Bewußtsein. Wir wunderten uns nur, daß der Leopard sie nicht noch schlimmer verletzt hatte; er mußte unmittelbar, nachdem er das Mädchen erreicht hatte, verscheucht worden sein, obwohl sonst nur ein sehr gefräßiges Tier den Versuch macht, zwei Personen auf einmal anzugreifen.

Am nächsten Morgen verließ ich, noch in trauriger Stimmung über das Ereignis der Nacht, das Dorf, um zu meinen Leuten am Fuße des Mongwa Bidi zurückzukehren. Der Weg führte mich an dem Schauplatz des nächtlichen Dramas vorbei, als ich, nachdem ich den Strom passiert und gerade begonnen hatte, den leichten Abhang zu erklimmen, der mich zu dem Plateau des jenseitigen Tafellandes brachte, in dem Gebüsch zu meiner Linken ein Geräusch hörte. Hinblickend, bemerkte ich die Gestalt eines Mannes, der sich mit Mühe einen Weg durch die Bäume und das dichte Unterholz bahnte. Als er aus demselben heraus war, kam er auf mich zu, worauf ich bemerkte, daß er aus mehreren Rissen quer über die Brust und die Schultern blutete. Bald erfuhr ich, wie er die Wunden erhalten hatte. Der Eingeborene war am Abend vorher, gerade in dem Augenblicke, als der Leopard auf das Mädchen lossprang, auf dem Rückwege von einem benachbarten Dorfe gewesen und auf dem Schauplatz erschienen, als die Frau den Hügel hinaufgeflohen war. Sowie der Leopard den Mann hörte, wandte er sich um und sprang auf die herankommende Gestalt los, gerade in dem Moment, als der Eingeborene das Gewehr hob und schoß. Der Schuß that seine Wirkung, und der schwer verwundete Leopard machte sich davon, während der Eingeborene, ein mutiger Bursche und, wie ich später entdeckte, berühmter Jäger, der die Beute zu verlieren fürchtete, ein solch edles Wild aber nicht aufgeben wollte, ihm folgte, ohne an das Mädchen zu denken. Nach etwa $^{3}/_{4}$ Kilometer traf er das Tier, auf das er nochmals aus nächster Nähe einen Schuß abgab, da er unterwegs Zeit gehabt hatte, wieder zu laden. Diesmal war der Leopard aber aufgesprungen und hatte ihn gefaßt, sodaß der Eingeborene einen Augenblick schon alles für verloren hielt; dann hatte der Mann jedoch alle seine Kräfte zusammengenommen und dem verwundeten Tiere mit dem Schaftende seines Gewehrs einen furchtbaren Schlag auf den Schädel versetzt, sodaß der Leopard gezwungen wurde, seinen Griff loszulassen, worauf der Eingeborene nochmals das Gewehr erhoben und dem Tiere den Schädel vollständig zertrümmert hatte.

Erschöpft und aus zahlreichen Wunden blutend, war der Mann dann neben dem Tiere niedergesunken und hatte fast ohne Bewußtsein gelegen, bis die Wärme und das Licht der Sonne ihn am Morgen soweit wieder gekräftigt

hatten, daß er nach einem nahen Bach kriechen konnte, worauf es ihm, nachdem er sich im Wasser erfrischt und seine Wunden ausgewaschen hatte, gelungen war, nach dem Orte hinzuwanken, wo ich ihn traf.

Ich half ihm, sein Dorf zu erreichen, wo bei dem Bekanntwerden seiner Geschichte sofort ein Trupp Männer aufbrach, um den toten Körper des Leopard zu holen. An einer Stange wurde derselbe von zwei Leuten herbei= geschleppt.

Der Eingeborene, der diese wackere That ausgeführt hatte, galt bei seinen Gefährten als ein sehr hübscher Bursche; er reihte die Klauen und Zähne des Leopard auf eine Schnur und trug sie als Kragen um den Hals, damit jeder von seiner Heldenthat erführe.

Später sah ich ihn noch mehreremal auf der Station Lukungu, die er mit anderen Leuten aus demselben Dorfe aufsuchte, um für diejenigen, welche sich als Träger bei Bula Matadi (Stanley) anwerben lassen wollten, Stoffe zu holen. Wir waren sehr gute Freunde, da ich stets Bewunderung für diesen Burschen hegte, der den Mut gehabt, es allein mit einem verwundeten Leopard aufzunehmen.

Vorstehende Geschichte schildert einen Fall von Mut, wie man ihn bei den Stämmen des Unterkongo selten antrifft, denn wenn sie auch große Jäger von Antilopen und kleinerem Wild sind, so wagen sie sich doch nicht an Elefanten, Büffel und Leoparden heran, sondern bemühen sich, diese Tiere in Fallgruben zu locken, wo sie dieselben mit Muße und in voller Sicherheit töten können.

Achtes Kapitel.

Durchschnittlicher Tagemarsch. — Majala Mbemba (Adlerflügel), der mir von den Eingeborenen gegebene Name. — Die ersten Eindrücke eines gelegentlichen Beobachters. — Ich schieße auf einen alten männlichen Elefanten. — Ein Festmahl.

Der durchschnittliche Tagemarsch eines Weißen auf dem Wege von Matadi nach Stanley-Pool beträgt 15 bis 22½ Kilometer, einige Leute sind aber nicht imstande, eine solche Strecke zurückzulegen. Von den Eingeborenen weiß man, daß sie mit einer Last von 32½ bis 35 Kilo auf den Schultern bis zu 45 Kilometer in einem Tage gegangen sind, indessen bilden solche Märsche eine sehr seltene Ausnahme, während 22½ bis 30 Kilometer das Allerhöchste sind, was sie beim Tragen von Lasten zurückzulegen lieben.

Sie bewundern jede Leistung physischer Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer aufs höchste, und der Weiße, der einen Elefanten oder Büffel schießen oder eine enorm weite Strecke marschieren kann, ist sicher, ihre Hochschätzung zu gewinnen.

Ich erhielt meinen Namen „Majala Mbemba", d. h. „Flügel des Adlers", von der Thatsache, daß ich einmal den Weg vom Kimpete nach Lukungu, eine Entfernung von 70 Kilometer, auf beschwerlichem, ermüdendem Pfade an einem Tage gemacht habe.

Ich war nach sehr langem und langweiligem Marsche abends, nachdem alle bereits zur Ruhe gegangen waren, in Lukungu eingetroffen und hatte mich, da ich meinen Kameraden nicht wecken wollte, für die Nacht auf unserem kleinen Speisetisch hingestreckt, wo die Diener am nächsten Morgen, als sie in der Frühe hereinkamen, um das Frühstück zu bereiten, mich zu ihrem größten Erstaunen im besten Schlafe und behaglich schnarchend fanden. Meine Träger hatten bei der Ankunft am Kwilu erfahren, daß ich mich dort nicht aufgehalten

6*

hatte, und zu ihrem Entsetzen an der Stelle, welche ich ihnen als Lagerplatz für diesen Tag bezeichnet hatte, keine Spur von mir entdecken können. Als sie dann zwei Tage darauf in Lukungu eintrafen, hörten sie, daß ich noch an demselben Tage, an dem ich Kimpete verlassen hatte, in Lukungu angelangt war, und behaupteten, ich müßte die Flügel eines Adlers gehabt haben, um den Marsch in so kurzer Zeit zurückzulegen. Dieser Name blieb an mir haften, und ich bin während meines übrigen Aufenthalts bei den Bakongo durch meine keineswegs außerordentliche Leistung ganz populär geworden. Wahrscheinlich setzte die Thatsache, daß es ein Weißer war, der sie in ihrem eigentlichen Berufe geschlagen hatte, sie am meisten in Erstaunen, da die Träger stolz auf ihre Leistungen im Marschieren sind.



Eine Bakongo-Hütte.

Unter den Eingeborenen hatte sich die Meinung verbreitet, daß die Mindeli oder Weißen starker körperlicher Anstrengungen nicht fähig seien, weil jene zu oft an den Anblick von armen Burschen gewöhnt worden waren, die, an den Folgen des Klimas leidend, mit Schmerzen behaftet, leichenblaß und mit vor Erschöpfung gebeugtem Körper über die langen Hügelreihen oder durch die tiefen, feuchten Thäler mit dichtem Grase dahingewankt waren, oder weil sie selbst mit ihren kräftigen Schultern und Köpfen in einer roh hergestellten Hängematte das bedauernswerte Wrack eines wackeren Jünglings getragen hatten, der sechs Monate vorher, von Gesundheit und Kraft strotzend,

die Heimat verlassen hatte und nun sich in Eilmärschen auf dem Wege zur Küste hinab befand, in der schwachen Hoffnung, noch so lange zu leben, daß er das Deck eines nach Europa bestimmten Dampfers erreichen könnte.

Einem gelegentlichen Beobachter scheinen die Eingeborenen, welche die Kataraktenregion bewohnen, sorglose, gleichgültige Wesen zu sein. Er sieht sie in Gruppen auf dem Marktplatze oder in den Thüreingängen ihrer Hütten stehen, wo sie sich den lieben langen Tag von der Sonne braten lassen, und nur mit größter Mühe vermag er sie zu der geringsten Anstrengung anzuspornen, wenn er bei den Arbeiten der Expedition ihrer Hülfe bedarf. Und dennoch liegt unter dem apathischen Äußeren der Eingeborenen eine gewisse Schlauheit verborgen, die mich bei mehreren Gelegenheiten, als sie unerwartet zu Tage trat, überrascht und belustigt hat.

Eine gewisse wunderliche Logik liefert ihnen unerschöpfliche Gründe und Entschuldigungen, wenn sie sich in einer Verlegenheit befinden. Beispielsweise wird der ermüdete Jäger, der über Berg und Thal gewandert ist, um einem Elefanten zu folgen, der nur in der Phantasie des eingeborenen Führers besteht, eine Meile nach der anderen von dem verschlagenen Betrüger weitergelockt mit der Behauptung, daß er, nachdem er so weit gegangen, auch noch weitergehen könne, da es sicher besser sei, noch eine kurze Strecke zu gehen, wenn anzunehmen sei, daß er einen Elefanten finden könne, als nach dem Lager zurückzukehren, wo er, wie er bestimmt wisse, keinen antreffen werde.

Eines Morgens wurde ich in der ersten Dämmerung vor Aufgang der Sonne durch die rauhe Stimme eines Eingeborenen geweckt, der, den Kopf durch den Eingang meines Zeltes steckend, mir zurief:

„O Majala Mbemba nswalu nswalu Sinsau sikale sinavave!" (Rasch, rasch, Adlerflügel, es sind Elefanten hier!) In demselben Augenblicke sprang ich auf die Füße, ergriff eiligst meine Flinte und Patronentasche und folgte meinem Führer eine Strecke weit durch den dunklen Morgennebel. Bald darauf trafen wir zwei Eingeborenenfrauen, welche auf einem hohen Felsen standen und eifrig nach einem Fleck dichten Waldes an der Vereinigung zweier Hügel blickten. Im Flüstertone trafen wir unsere Vorkehrungen. Die beiden Weiber sollten nach dem entfernteren Rande des Waldes gehen und der Mann sich in der Nähe des Felsens aufstellen, während ich mich zu dem im Thal liegenden Sumpfe begeben wollte, um den Elefanten entgegenzutreten, die aller Wahrscheinlichkeit nach diese Richtung einschlagen würden, wenn sie von dem Rufen und Geheul der drei Eingeborenen aufgeschreckt würden, denen ich dringend eingeschärft hatte, mir genügend Zeit zu lassen, um meine Stellung im Sumpf einzunehmen,

ehe sie mit dem Lärm begönnen. Ich hatte gerade den Morast erreicht, als ich in der Ferne das Rufen und Schreien der Eingeborenen hörte, dem gleich darauf das Krachen von Zweigen im Walde folgte, ein Zeichen, daß die Elefanten aufgescheucht waren. Dann vergingen etliche Minuten, bis plötzlich die Gestalt eines ungeheuren alten männlichen Tieres, dessen Haut in runzeligen Falten herabhing, aus dem Walde hervortrat; der Elefant stand mir gerade gegenüber am Rande des Dickichts, schüttelte den Kopf, schlug mit den großen, zerrissenen Ohren, und schien durch das plötzliche helle Licht nach der Dunkelheit des Waldes geblendet zu sein.

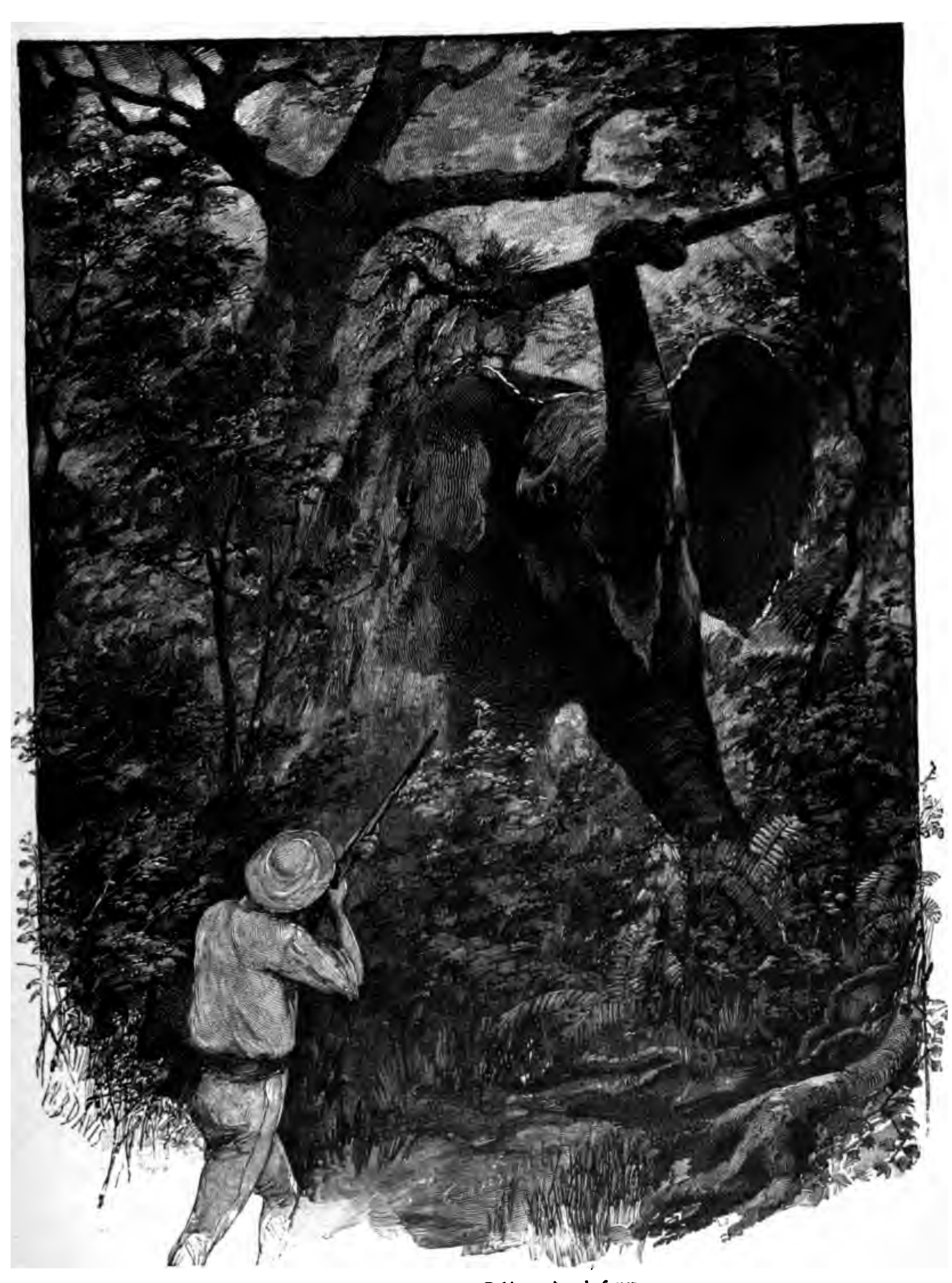
Inzwischen setzten die Eingeborenen ihr Geheul fort, das den aufmerksam gemachten Elefanten ärgerlich und zornig machte. Anscheinend hatte er keine Lust, die Ruhe des Waldes zu verlassen und den Weg auf dem offenen Terrain fortzusetzen, allein das Schreien auf dem Gipfel des Hügels warnte ihn vor Gefahr. Ich hob nun die Büchse, zielte nach dem Gehirn und gab Feuer.

Als der Rauch sich verzogen hatte, lag das Tier am Boden, indessen erholte das Ungetüm sich wieder, als ich in der Meinung, mein Schuß sei tötlich gewesen, einige Schritte vorging, und im nächsten Augenblicke stand es wieder auf den Füßen. Den Rüssel aufrollend und den Rücken krümmend, brüllte der Elefant vor Schmerz und Wut; meine Kugel hatte das Ziel verfehlt und anscheinend die Schläfe nur gestreift.

Das wütende Tier zog sich ein paar Schritte zurück, rollte, einen jungen Baum von 15 Centimeter Stärke erblickend, den Rüssel um den Stamm, riß ihn mit den Wurzeln aus dem Boden und schleuderte ihn hoch in die Luft, wobei es sich vollständig in eine Staubwolke einhüllte. Nun schoß ich zum zweitenmal, und diesmal war ich glücklicher beim Zielen, denn der Elefant taumelte einen Augenblick und stürzte dann, mitten durch das Gehirn getroffen, mit dem Kopfe voran, schwer zu Boden.

Die Eingeborenen aus den benachbarten Dörfern, die das Schießen gehört hatten, ließen sich rasch herbeirufen. In allen Richtungen sah man zerstreute Abteilungen, die im Gänsemarsch den Weg nach dem Kadaver des Tieres nahmen, die Männer mit langen Messern bewaffnet, um das Fleisch zu zerschneiden, die Weiber mit Matets, d. h. aus Palmstengeln geflochtenen langen Körben, in denen sie die Stücke nach Hause tragen wollten.

Ich war bei Seite getreten und sah zu, wie die erregte Menge sich um den toten Elefanten sammelte und die Augen der Eingeborenen bei dem Anblick von so viel Fleisch sich vor Freude erweiterten. Ich selbst war enttäuscht, weil der Elefant allein gewesen war und keine Zähne besaß. Ein großer alter



Ich zielte nach dem Gehirn und gab Feuer.

Häuptling, mit einem Lendentuch aus rotem Baumwollenstoff und einer schmutzigen Mütze bekleidet, beobachtete, die Arme auf sein langläufiges Steinschloßgewehr gelegt, mich eine Weile aufmerksam und sagte dann in seiner wohllautenden, reichen Sprache:

„Weshalb sieht der weiße Mann so traurig aus? Ist es ihm nicht genug, daß er allein einen solch großen Elefanten getötet hat? Betrachte seine Größe; er ist wirklich ein Ungetüm."

„Ja," erwiderte ich, „aber sieh nur, er hat keine Zähne. Ich habe alle diese Mühe umsonst gehabt. Was nützt es mir, einen Elefanten ohne Elfenbein zu schießen?"

„Ach ja, du sprichst wahre Worte; du hast kein wertvolles Elfenbein bekommen. Aber weshalb willst du traurig sein? Sieh nur, das Fleisch ist für uns."

Die nun folgende Scene war wild und ekelhaft, da die Männer das noch warme, dampfende Fleisch zerhackten und zerschnitten und es stückweise den Weibern zuwarfen, die sich rund herum herandrängten und wie hungrige Hunde miteinander stritten und kämpften. Hin und wieder wurde ihnen ein größeres Stück als gewöhnlich zugeworfen, worauf sie alle herbeistürzten und in ihrer rohen Gier das Fleisch buchstäblich in Fetzen zerrissen.

Bald waren alle mit Blut beschmiert. Die nackten, schwitzenden Männer hatten sich bis zu den Eingeweiden des Kadavers durchgehackt, worauf ihre ekelerregenden Operationen gelegentlich durch Streitigkeiten aufgehalten wurden, wenn einer der allzu unternehmenden Schlächter aus Versehen einen Schnitt mit dem scharfen Messer seines ruhigeren Nachbars erhielt.

Bei Sonnenuntergang suchte ich den Ort wieder auf; nicht ein einziger Eingeborener war noch dort, das Gras war rund um das kahle Skelett blutig und niedergetreten, und an den Knochen kaum noch ein Atom von Fleisch zu entdecken. Über dem Gerippe bemerkte ich einige Aasvögel. Die Knochen waren rein und weiß abgeschabt, und die großen, krummen Rippen und massiven Knochen des Ungetüms, das vor wenigen Stunden noch so viel Kraft entwickelt hatte, erinnerten mich an das gewaltige Elefantenskelett im Britischen naturhistorischen Museum.

Neuntes Kapitel.

Das System des Handtransports. — Schwierigkeiten unterwegs. — Diebstahl. — Zahlung in Stoffen, Glasperlen und Messingdraht. — Hitzige Getränke werden vorgezogen. — Zweifelhafte Vorteile. — Lokale Feindseligkeiten. — Die Schönheiten der Bwende.

Das gegenwärtige System, die Stationen am oberen Flusse mit Waren, Proviant und den tausenderlei kleinen Dingen zu versorgen, welche erforderlich sind, um das Werk der Civilisation und des Handels unter die barbarischen Völker des Innern zu tragen, ist äußerst langwierig, unzuverlässig und kostspielig. Jeder Ballen Stoffe, jede Kiste mit Metallwaren oder Proviant, die nach den Stationen des Oberkongo bestimmt ist, muß eine Entfernung von 315—330 Kilometer auf den Köpfen und Schultern von Eingeborenen getragen werden, welche man unter den Bakongostämmen in der Kataraktenregion anwirbt; die Konkurrenz unter den verschiedenen Handelshäusern und Missionen, welche ihre Stationen zu versorgen haben und auf dem Oberkongo Dampfer fahren lassen, sowie die Bedürfnisse der Regierung, welche stets einen großen Vorrat von Waren in Matadi, dem Ausschiffungspunkte von Europa am Unterlaufe unterhalb des ersten Katarakts hat und sie dort auf den Transport nach Leopoldville am Stanley-Pool warten läßt, wo der Strom wieder schiffbar wird, machen aber die Aufgabe, eine genügende Menge von Trägern zusammenzubringen, zu einer sehr schwierigen.

Die Leute, welche zu dieser schweren Arbeit brauchbar sind, beschränken sich, im allgemeinen gesprochen, auf die Distrikte Lukungu und Manjanga, die in der Mitte zwischen Matadi und Stanley-Pool am Südufer des Kongo liegen, obwohl man in neuerer Zeit eine erhebliche Menge von Trägern auch am nördlichen Ufer des Kongo, Manjanga gegenüber, sowie in den dem Stanley-Pool näher gelegenen Distrikten Ngombe, Lutete und Nsungi angeworben hat.

Diese letzteren Distrikte sind jedoch in der Regel von ihren eigenen Handelsangelegenheiten fast vollständig in Anspruch genommen, da der größte Teil der jungen Leute und Sklaven

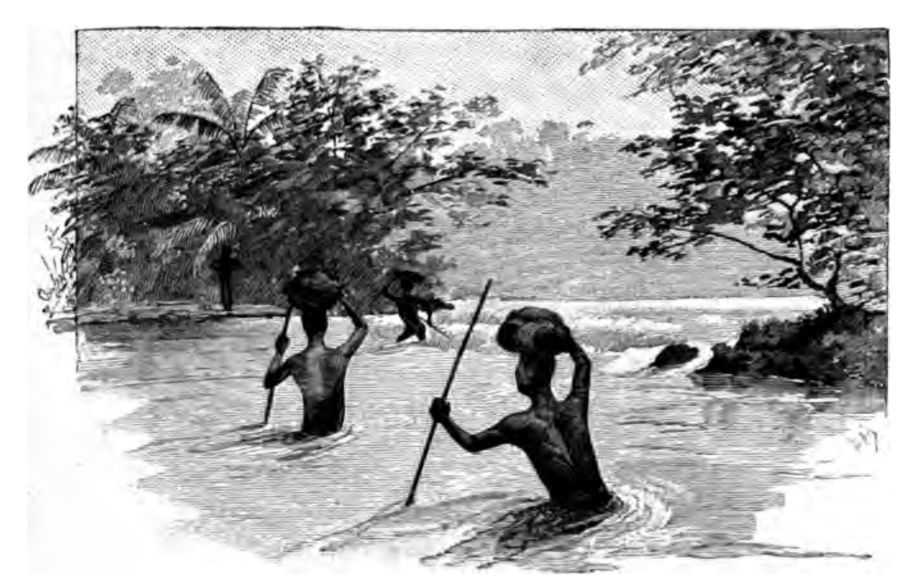


von den Häuptlingen zum Transport des von letzteren den Bateke an den Ufern des Stanley-Pool abgekauften Elfenbeins nach den europäischen Handelshäusern am unteren Flusse gebraucht wird und deshalb nicht viel Zeit hat, um sich der Transportarbeit im Dienste der Weißen zu widmen.

Von dem Tage, an welchem ein Warenballen von Matadi abgeht, bis zur Ankunft in Leopoldville braucht er einen vollen Monat, manchmal aber auch vier bis fünf Monate; unterwegs leidet er durch das häufige Eintauchen in den zu kreuzenden zahlreichen Flüssen und das wiederholte Naßwerden in den Regengüssen, die in diesen Gegenden mehr Ähn-

Ein Bakongo-Träger.

lichkeit mit Wasserhosen haben, als mit gewöhnlichen Entleerungen der Wolken. Während des größten Teils der Reise wird die Last auf dem Kopfe des Trägers geschüttelt und gestoßen, während er auf beschwerlichem Pfade die hohen, steinigen Hügel erklettert, um in tiefe Schluchten auf der anderen Seite hinabzusteigen oder auf schmalem Wege durch heißes, dumpfiges, überhängendes Gras eine kleine Ebene zu überschreiten, die durch zahlreiche, raschfließende Bäche zerrissen ist, welche sich ihren Weg durch den roten Thonboden und das die kühlen Wasser vor den glühenden Sonnenstrahlen schützende Gewirr der üppigen Vegetation bahnen, bis sie sich schließlich in die große Schlucht ergießen, in welcher



Bakongo-Träger unterwegs.

der Kongo auf seinem stürmischen Wege zum Ocean tost und schäumt. Oft schlägt das dumpfe Geräusch der Katarakte des Flusses deutlich ans Ohr, wenn die Karawanenroute sich stellenweise den Ufern bis auf 2 oder 3 Kilometer nähert.

Tag für Tag wandert der Träger weiter, und oft erhält seine Last im Gewicht von 32½—35 Kilo einen bösen Stoß, wenn er dieselbe zu Boden wirft, um sich ausgestreckt unter dem angenehmen Schatten einer Baumgruppe auszuruhen oder einen Bissen Kwanga (Cassavenbrot) oder eine geröstete Paradiesfeige zu genießen, die er mit einer Handvoll gedörrter Erdnüsse würzt und mit einem Trunk aus dem nahen Bache herunterspült, ehe er den Marsch fort-

setzt. Falls seine Last Flaschen mit Wein oder Branntwein enthält, wie es sehr oft der Fall ist, wenn für die in den sumpfigen Wäldern des Inneren vergrabenen armen Burschen ärztliche Stärkungen flußaufwärts gesandt werden, dann ist alle Aussicht vorhanden, daß der ganze Inhalt in Trümmer geht, lange bevor er die auf der Mitte des Weges liegenden Stationen Manjanga oder Lukungu erreicht; sind aber Anzeichen vorhanden, daß die Last in nachlässiger Weise getragen worden ist, oder läßt das Äußere erkennen, daß der Träger ungehörig und gewaltsam damit umgegangen ist, dann öffnet der mit der Empfangnahme beauftragte Agent auf einer der genannten Stationen die



Südmanjanga.

Kiste, zeigt dem Träger den beschädigten Inhalt und zieht ihm einen dem Verlust entsprechenden Betrag am Lohn ab. Diese Bestrafungsweise hat zur Folge gehabt, daß die Eingeborenen äußerst vorsichtig mit den Lasten umgehen, deren Inhalt ihnen in Matadi als leicht zerbrechlich bezeichnet worden ist, falls sie die Last nicht sorgfältig behandeln; denn es ist in der That ein höchst unbefriedigender Abschluß eines 300 Kilometer langen und beschwerlichen Marsches — von Manjanga leer hinab, um eine Last zu holen, und dann von Matadi mit einem Ballen oder einer Kiste wieder hinauf — wenn man findet, daß der in Aussicht stehende ganze Lohn für diese Arbeit dazu verwendet werden

muß, um den hartherzigen, erbarmungslosen Weißen zu befriedigen, nach dessen Behauptung der Schaden an einer Kiste mit zwölf zertrümmerten und ausgelaufenen Flaschen Branntwein in Centralafrika dadurch, daß man von dem, der den Verlust verursacht hat, vier Stücke billigen Baumwollstoffes oder bunter Taschentücher zurückbehält, nur in mangelhafter Weise ersetzt wird.

Die Bezahlung der Träger erfolgt in Waren, billigen Baumwollstoffen, blauen Glasperlen, Messingdraht oder einer der verschiedenen sonstigen Kleinigkeiten, welche das Herz des Wilden erfreuen, obwohl der stehende Wertmesser ein Stück Taschentücher ist, nämlich ein aus 12 Tüchern bestehender Streifen Zeug, der von den Eingeborenen „Kunbundi“ oder „ganzes Stück“ genannt wird. Vier solcher Stücke repräsentieren den Lohn für den Transport einer Last im Gewicht von 32½ Kilo nach Manjanga, und drei weitere sind zu bezahlen, wenn man die Dienste des Mannes bis zum Stanley-Pool behalten will. Der Gesamtpreis dieser Stücke, sowie der sonstigen Stoffe, welche jeder Träger im voraus als Ration bekommt, bringt die Transportkosten für eine Last von Matadi bis zum Stanley-Pool auf ein Pfund Sterling (20 Mark), sodaß sie sich für eine Tonne Waren auf 35—40 Pfund Sterling (700—800 Mark) stellen.

Bei den Eingeborenen in der Nähe der Faktoreien der Weißen, der Seeküste entlang, sind aber die feurigen, hitzigen Spirituosen, welche eigens für den Handel in Afrika angefertigt werden, ein beliebteres Zahlungsmittel als alles andere.

„Wir ziehen es vor, uns mit Flaschen mit Genever oder Rum bezahlen zu lassen, denn dann können wir einen Trunk verkaufen, selbst einen Trunk nehmen und schließlich die geleerten Flaschen anderweitig vertauschen.“

„Mir scheint,“ sagte ich zu einem eingeborenen Träger, der sich in dieser Weise zu mir geäußert hatte, „du wärst bei solcher Zahlungsweise imstande, alles mit Vorteil zu verkaufen, mit Ausnahme der Kopfschmerzen, welche dein Trinken im Gefolge hat.“

Er dachte eine Weile nach und erwiderte dann, als ob der Gedanke ihm zum erstenmal gekommen sei, während seine einfachen Züge sich durch ein Lächeln erhellten:

„Kedika Kwandi, Ekh! Ekh! Mundili ndu ku bene.“ („Das ist wahr! Oh, diese Klugheit der Weißen.“)

Zu allen den Mühen und Kosten beim Anwerben von Trägern und dem Aufenthalt, den man oft beim Empfang der Lasten hat, weil die Träger sich vielleicht unterwegs einen oder zwei Monate in ihren Heimatdörfern „nieder-

gesetzt", oder weil sie während einer Rast ihre Rationen ähnlich wie bei dem englischen Grübchenspiel verspielt haben und nun den Marsch nicht fortsetzen wollen oder können, bis sie neue Rationen erhalten haben, kommt gelegentlich auch noch die große Gefahr, daß die ganze Warenkarawane durch Diebstahl seitens der Träger selbst oder durch den Angriff eines an der Route wohnenden kleinen Häuptlings verloren geht, der mit der Regierung des Freistaates in Fehde liegt und die Gelegenheit benutzt, um sich an den Weißen zu rächen.

Solche Angriffe werden glücklicherweise an der Route der Karawanen, wie man eine Anzahl Träger unter ihrem Vormanne oder „Kapita" nennt, immer



Tabakspfeifen.

seltener, vor ein paar Jahren fanden aber beständig hier oder dort längs der Marschlinie Verhandlungen mit den Eingeborenen statt. Entweder war eine Abteilung Sansibariten oder Haussasoldaten auf dem Marsche von einer Station nach der anderen ohne Begleitung eines weißen Offiziers in einen Eingeborenenmarkt eingedrungen, oder es hatte ein Aufstand stattgefunden und zur Folge gehabt, daß der Weg bei dem betreffenden Orte vorbei geschlossen worden war, bis der widerspenstige Häuptling durch die Bestrafung seines Dorfes zu Sinnen kam und die Straße wieder freigab; oder es hatte ein Streit zwischen zwei benachbarten Dörfern die ganze Umgegend in die fürchterlichste Aufregung ver-

setzt, und es wagte kein Träger, den Schauplatz des Kampfes zu passieren, so lange die heiße Schlacht wütete, d. h. so lange die Gegner aus übermäßig weiter Entfernung von zwei gegenüberliegenden Hügelrücken aus Schüsse über das zwischenliegende Thal hinweg austauschten.

Ein solcher Zustand pflegte, ohne daß auf irgend einer Seite viel Schaden angerichtet worden wäre, tage- und wochenlang anzuhalten, bis der gänzliche Verbrauch der Munition die Feinde zur Einstellung der Feindseligkeiten zwang, die aber wahrscheinlich sofort wieder aufgenommen wurden, wenn die Rückkehr



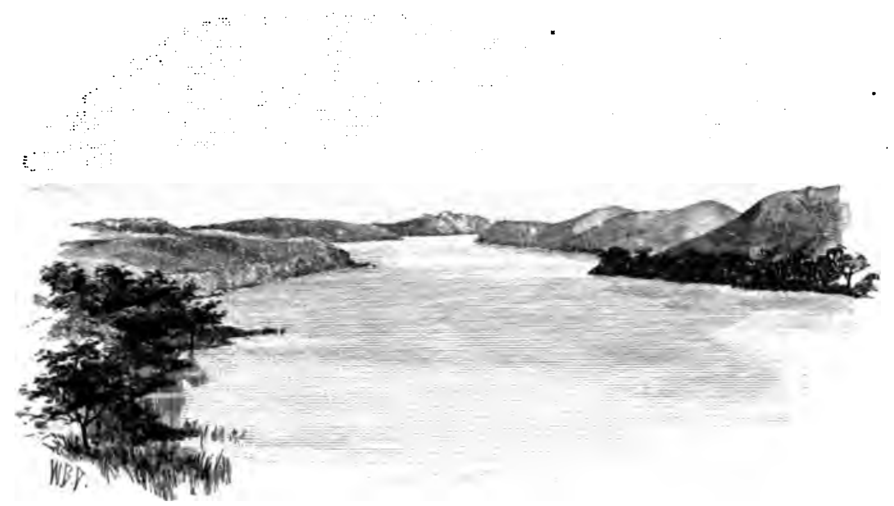
Einatmen des Tabakrauches.

von ein paar Karawanen, die schleunigst mit Produkten flußabwärts gesandt worden waren, um letztere in den Faktoreien gegen Pulver und Steinschloß-gewehre umzutauschen, beiden Gegnern gestattete, mit erneuten Kräften ins Feld zu ziehen. Wenn sie ihren kleinen Streit beigelegt und das Friedensschwein — Schweinefleisch spielt in kaltem, geröstetem oder gekochtem Zustande bei allen wichtigen öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten der Bakongo eine hervor-ragende Rolle — geschlachtet haben, hat infolge des Krieges auf diesem Teile der Route alles, was irgendwie Ähnlichkeit mit dem Transportdienst hat, voll-

ständig aufgehört, und es bedarf der ganzen Überredungs- und diplomatischen Kunst der Staatsbeamten in Lukungu, um die Furcht der Träger zu zerstreuen und neue Karawanen auf der Straße nach Matadi in Bewegung zu setzen.

Vor etwa zwei Jahren sollte einmal eine große Karawane von Trägern vom nördlichen Ufer des Kongo ihre Lasten in Manjanga erhalten und sie nach dem Stanley-Pool bringen, und zwar bestanden die Lasten hauptsächlich aus Material für einen in Leopoldville in der Zusammensetzung begriffenen Dampfer und enthielten u. a. auch eine Anzahl kupferner und eiserner Kesselröhren.

Als diese unschuldige Bande gehörig aus dem Bereich der Beamten des Staats in Manjanga war, machte sie Halt, erörterte das Für und Wider des



Blick von Manjanga den Kongo hinab.

Unternehmens eingehend und kam zu der Ansicht, daß man gezwungen worden sei, zu schwere Lasten für den langen Weg nach dem Pool zu übernehmen, und zu der Überzeugung, daß Kupfer ein sehr wertvolles und verführerisches Metall sei und in Verbindung mit der dunklen Hautfarbe besonders glänzend aussehen müsse. Das Resultat war, daß die Leute augenblicklich mit sämtlichen Lasten nach ihren entfernten Dörfern in den Bwende-Bergen am Nordufer desertierten. Einige Zeit darauf stellten die Beamten des Staats Nachforschungen nach den vermißten Kupferröhren an, die zur Vollendung des Kessels des Dampfers dringend gebraucht wurden, allein längs der Karawanenroute war keine Spur davon zu entdecken, und erst als allmählich von den Eingeborenen verbreitete Gerüchte, daß die

Bwende-Schönheiten an Markttagen einen merkwürdigen Reichtum an kupfernen Halsbändern und Beinringen, sowie eisernen Armspangen entfalteten, auch bis nach Manjanga drangen, dämmerte den dortigen Beamten die schreckliche Wahr-



Bakongomädchen.

heit auf, worauf sofort Schritte gethan wurden, um so viel wie möglich vor dem Schmelzverfahren zu retten, dem der größte Teil der Kesselröhren unterworfen worden war, um zu Schmuckgegenständen des schönen Geschlechts in Bwende umgewandelt zu werden.



Bwende-Schönheiten.

Zehntes Kapitel.

Gutwilliges Eingeständnis des Diebstahls. — Die Kongo-Eisenbahn. — Vermessung. — Abenteuer der Vermessungsexpedition. — Elefanten und feindliche Eingeborene. — Des Doktors Verlegenheit. — Aussichten auf Erfolg für die Eisenbahn.

Die von der Station Manjanga an den verschiedenen umliegenden Dörfern vollzogene Strafe für Diebstähle, welche an durch ihre Grenzen passierenden Karawanen ausgeführt wurden, war in der ersten Zeit der Bestrebungen, einen systematischen Transport einzuführen, oft summarisch genug. Ein Dorf, dasjenige Mafielas, hatte sich durch die fortwährenden und häufig erfolgreichen Versuche, die Karawanen des Staates zu plündern, besonders ausgezeichnet und wurde von dem in Manjanga befehligenden Offizier dreimal niedergebrannt, aber auch von den Eingeborenen nach Beendigung der Feindseligkeiten ebenso oft erfolgreich wieder aufgebaut, was übrigens keine schwere Arbeit war. In einer der Pausen zwischen den Wiedererbauungen kam ich einmal zufällig an der Stelle des zerstörten Dorfes vorbei und fragte, die Scene der Verwüstung, die verkohlten Hütten, entwurzelten Paradiesfeigen- und Bananenbäume und das verwelkte, angesengte Laubwerk der Palmen und sonstigen benachbarten Bäume betrachtend, einen in der Nähe stehenden Eingeborenen nach der Ursache dieser Verheerung.

„Oh,“ erwiderte er, „die weißen Männer von Bula Matadi (Stanleys Name, der gleichbedeutend mit dem von ihm gegründeten Fort des Freistaates ist, weil die Eingeborenen es als seine alleinige Schöpfung betrachten und die weißen Beamten für seine Sklaven oder Kinder ansehen) „sind von dort her — auf das 4—6 Kilometer weiter abwärts am Rande des Kongo liegende Manjanga zeigend — gekommen und haben unser Dorf niedergebrannt, weil sie sagen, wir hätten eine ihrer Karawanen beraubt.“

„Und habt ihr dieselben bestohlen?" fragte ich weiter.

Ein Lächeln unendlicher Befriedigung zuckte und verbreitete sich über die Züge des Mannes, als er mir zur Antwort gab:

„Minge, minge" (viel, viel), wobei er die Arme ausbreitete und die Finger krümmte, um die Größe des Diebstahls anzudeuten, den er und seine Freunde an den Stoffballen der Weißen ausgeführt hatten. Selbst der Jammer und die Trauer der Gegenwart schienen nicht imstande zu sein, den Ruhm und die Freude über die glückliche Vergangenheit aus seinen Zügen und seinem Herzen zu verwischen, als er an die prachtvollen buntfarbigen Baumwollstoffe bei der Rückkehr von jenem erfolgreichen Raubzuge nach den Waren von Bula Matadi erinnert wurde.

Im allgemeinen sind die Bakongo-Eingeborenen, ungeachtet solcher Beispiele vom Gegenteil, wie das vorstehend geschilderte, bei dem Transport der ihrer Obhut anvertrauten Lasten wunderbar ehrlich, und es kommt selten vor, daß ein Ballen oder eine Kiste unterwegs erbrochen wird, oder daß die Lasten nicht sämtlich wohlbehalten nach dem Bestimmungsorte gebracht werden.

Das ist in kurzen Zügen das System, vermittelst dessen der Oberkongo gegenwärtig mit den zur Unterhaltung der an seinem Laufe angelegten Stationen notwendigen Dinge versorgt wird. Schon von der Zeit an, als Stanley der Welt seine Geschichte von der „Gründung des Freistaates" erzählte, ist eine Eisenbahn geplant worden, die alle Schwierigkeiten der jetzigen Transportweise beseitigen, durch die Region der Katarakte führen und Matadi mit dem Pool verbinden sollte, allein erst vor zwei Jahren hat das Projekt greifbare Gestalt erhalten, als eine aus zwei Gesellschaften belgischer Civilingenieure bestehende Vermessungsexpedition unter der Leitung eines Direktors, eines alten Offiziers der belgischen Armee, ihre Operationen in dem sich südwärts von der Karawanenstraße den Kongoufern entlang ausdehnenden Strich Landes begann, um eine weniger mit Einschnitten versehene Route, als diejenige in der Nähe des Flusses, über die Ebenen und sanft ansteigenden Hochländer zu finden, welche, wie man glaubte, in jener Richtung lagen.

Die Vermessungsarbeiten wurden zwei Jahre lang unter großen Schwierigkeiten fortgesetzt, und zwar durch ein unbekanntes Land, denn unmittelbar zur Rechten und Linken des gewöhnlichen Trägerpfades zeigte die Karte des Unterkongo noch weiße Stellen, sodaß die Ingenieure vollständig im Dunkeln arbeiteten und nicht wußten, in welche Art von Land, ob hügelig oder von feindlichen Eingeborenen bewohnt, die Vermessungen der nächsten Woche sie bringen würden.



Eingeborenenbrücke aus Ranken in der Nähe von Nsungi.

Während des ersten Jahres wurden nur geringe Fortschritte gemacht, da die riesenhaften Berge und der zerrissene Charakter der Gegend um Matadi sich als ein nicht leicht zu überschreitendes Hindernis bei der Vermessung eines für eine Eisenbahn geeigneten Weges erwies.

Bei Beginn der zweiten Campagne im Sommer des Jahres 1888 schritten die Arbeiten rascher fort. Nachstehende Schilderung erhielt ich von einem meiner Freunde, welcher Mitglied der Vermessungskommission war:

Wir hatten einen Punkt erreicht, welcher die Expedition bis dicht vor einen ungeheuren Felsenvorsprung brachte, der 300 Meter über die Ebene emporstieg und sich nord- und südwärts ausdehnte, soweit das Auge reichte. Um dieses Hindernis für das weitere Vorwärtskommen zu umgehen, mußten wir mit der Vermessungslinie weithin nach Süden abbiegen, und diese Flankenbewegung brachte die Expedition in ein Land, in welches noch nie ein Weißer eingedrungen war und über dessen mit Gras bewachsene und von kleinen Seeen und dichten Gebüschgruppen unterbrochene Ebenen zahlreiche Elefantenherden wanderten. Um einen ununterbrochenen Blick über das umliegende Land zu erhalten und die Unebenheiten des Erdbodens vermittelst der Instrumente und der an verschiedenen sichtbaren Stellen aufgestellten Meßstangen messen zu können, mußten die Ingenieure das die Oberfläche nach allen Richtungen hin bedeckende Gras verbrennen, ein Verfahren, welches die Eingeborenen bis zum Monat August aufzuschieben pflegen, wenn das Gras nach Ende der Nsivu oder trockenen Jahreszeit die nötige Trockenheit erlangt hat.

Die Eingeborenen aus den benachbarten Dörfern nahmen die vorzeitige Ausführung ihrer Pläne übel auf und erhoben vielfach Einwendungen bei den Ingenieuren, weil sie dem Abbrennen des Grases große Wichtigkeit beimessen, da es ihnen eine reiche Ernte an Ratten liefert, die durch die Flammen in die Fallen getrieben werden. Allein die Weißen setzten Tag für Tag ihre Arbeit fort, und die vor dem Horizont vorübertreibenden langen Rauchwolken, über denen zahlreiche Habichte und Adler schwebten, welche manchmal beinahe bis in das Flammenmeer hinabtauchten, um eine dem Feuer zu entkommen suchende Ratte oder Schlange zu ergreifen, bezeichneten die Fortschritte der Vermessungen eines jeden Tages. Den Einwendungen folgten Drohungen, und mehr als einmal versammelten sich die Eingeborenen, um ihre Jagdrechte zu verteidigen, doch verhinderten rechtzeitige Geschenke an Stoffen und die Verlegung des Vermessungslagers nach entfernteren Punkten stets einen Konflikt.

Die Elefanten liebten die Feuer ebensowenig wie die Eingeborenen, und häufig wurden die Arbeiten der Herren durch das Erscheinen einer Herde

dieser Tiere unterbrochen, die in der Entfernung von wenigen Hundert Meter aus einem Baumdickicht hervorschritten und sich quer über die Ebene davonmachten, verfolgt von den Schüssen der aufgeregten Ingenieure, die schleunigst die Instrumente hingeworfen und die Büchsen ergriffen hatten.

An einem Lagerplatze waren die Zelte im Mittelpunkte einer großen Ebene in der Nähe der einzigen Wassertümpel, die in beträchtlicher Entfernung zu finden waren, aufgeschlagen worden. Abends gegen 7 Uhr, als man mit dem Mittagessen beschäftigt war, stürzten plötzlich die schwarzen Diener und Träger der Expedition von ihren Lagerfeuern zwischen die Zelte und Kochtöpfe und schrieen, sie würden von den Elefanten dicht verfolgt, worauf alle Weißen ihre Gewehre ergriffen und nach den 40—50 Meter entfernten Feuern liefen, wo sie in der Dunkelheit mehrere ungeheure Tiere bemerkten, die sich dem Wasser zu bewegten.

Sofort gaben fünf oder sechs Büchsen eine Salve ab. Zwar war es bei dem unbestimmten Licht nicht möglich, genau zu zielen, indessen wurde ein Elefant nur wenige Meter von den Zelten totgeschossen, während mehrere andere verwundet worden waren, wie ihr Trompeten auf der Flucht deutlich erkennen ließ. Nicht befriedigt von diesem Empfange, erschienen sie am nächsten Morgen in größerer Zahl wieder, näherten sich nochmals den Zelten und entfernten sich erst, nachdem wiederholte Schüsse auf sie abgegeben waren. Diese zweite Herde zählte 23 Tiere; der Leiter war ein ungeheurer männlicher Elefant, der die übrigen quer über die Ebene führte.

Am selben Abend kehrten sie, entschlossen, alles zu wagen, um den Durst zu stillen, zum Angriff zurück, doch war es auch möglich, daß die neuen Ankömmlinge nicht an der Störung am Morgen teilgenommen hatten und nur den gewohnten Wassertümpel besuchten. Sie wurden ebenfalls in die Flucht gejagt, ohne aber einen der Ihrigen als Trophäe des guten Zielens der Ingenieure zurückzulassen. Während mehrerer Tage, welche die Expedition in dem Elefantenlande blieb, kamen oft ganze Herden von diesen Tieren bis dicht an die Feldmesser heran, ehe sie ihren Irrtum entdeckten und die Flucht ergriffen. Eines Tages begab der Arzt der Expedition auf einem Ausfluge zum Botanisieren sich in ein kleines Gehölz, um Pflanzen zu suchen; seine Vogelflinte, die einzige Waffe, die er bei sich führte, neben sich legend, setzte er sich ein paar Minuten nieder, um zu rauchen, als er aus einem vor ihm liegenden Waldgürtel den Leiter einer Elefantenherde herauskommen sah. Beim Zählen der Tiere, während dieselben aus den Bäumen hervortraten, fand er, daß die Herde aus 55 Stück — in der That eine ungeheure Versammlung von Elefanten — bestand,



Nächtliche Scene mit Elefanten.

die er eine volle Viertelstunde ungesehen beobachtete, bis sie sich im Walde verloren und zerstreut hatten. Der Doktor saß auf der Spitze eines Hügels vor demjenigen Teile des Waldes, in welchem die Elefanten waren, ihren Blicken vollständig verborgen und konnte, wo er sich befand, von ihnen auch nicht gewittert werden. Als die übrigen Tiere bereits sämtlich verschwunden waren, kam schließlich ein alter Bursche noch auf ihn zu, worauf der Doktor sich von der Erregung des Augenblickes fortreißen ließ, seine Vogelflinte erhob und gerade auf die Stirn des allein herannahenden Tieres feuerte. Die Ladung Entenschrot hatte den fleischigen Teil des Rüssels getroffen, doch machte der Elefant, vor Überraschung und Furcht schrille Trompetentöne ausstoßend und das Blut über die Bäume und das Gras bis wenige Schritte vor dem Doktor spritzend, dem Rest der Heerde folgend sich davon, während der Doktor ebenfalls die Entfernung zwischen sich und seinem ungeheuren Gegner schleunigst soviel wie möglich zu vergrößern suchte. Atemlos kehrte er ins Lager zurück, wo er bei allen, denen er sein Abenteuer erzählte, nur ein ungläubiges Lächeln fand.

Bei der Ankunft am Nkissi, dem größten der südlichen Nebenflüsse des Kongo von der See bis zur Mündung des Kassai, verließ die Expedition die Wildgegend und gelangte in ein hügeliges Land mit Schluchten und Wald, das sich etwa 75 Kilometer weit bis in die Nähe vom Stanley-Pool ausdehnte.

In jedem Dorfe und auf allen Marktplätzen wurden die Weißen bei der Ankunft durch große Mengen Eingeborener begrüßt, doch waren gewöhnlich nur wenige Frauen unter ihnen zu sehen. Der sie beherrschende Argwohn, es könnte Schwierigkeiten mit diesen fremden Leuten geben, welche mit seltsamen, rot und weiß gemalten Stangen — den Meßstangen — durch das Land zogen und thaten, was niemand begriff, hielt die Dorfbewohner ab, allzufreundlich zu sein, und oft verwandelte sich das erste freundschaftliche Entgegenkommen in mürrisches Mißtrauen oder offen erklärte Feindschaft, da die Nganga, die stets die ersten sind, welche sich dem Kommen der Weißen widersetzen, weil sie fürchten, daß ihr unheilvoller Einfluß durch die jenen folgenden neuen Begriffe und die Aufforderung zur Arbeit geschwächt werden könnte, ungünstige Gerüchte über den Charakter und die Absichten der Weißen im Umlauf setzten.

Das Thal des Lukaja hinabsteigend, gelangte die Expedition auf die flache Ebene, welche sich von den Ufern des Stanley-Pool bis zum Fuß der Hügelkette ausdehnt, die jene Erweiterung des Kongo umgiebt. Die vorläufige Vermessung war also erfolgreich beendet worden; jetzt, während ich dies schreibe, werden schon die ersten Schritte zum wirklichen Bau der Linie bei Matadi

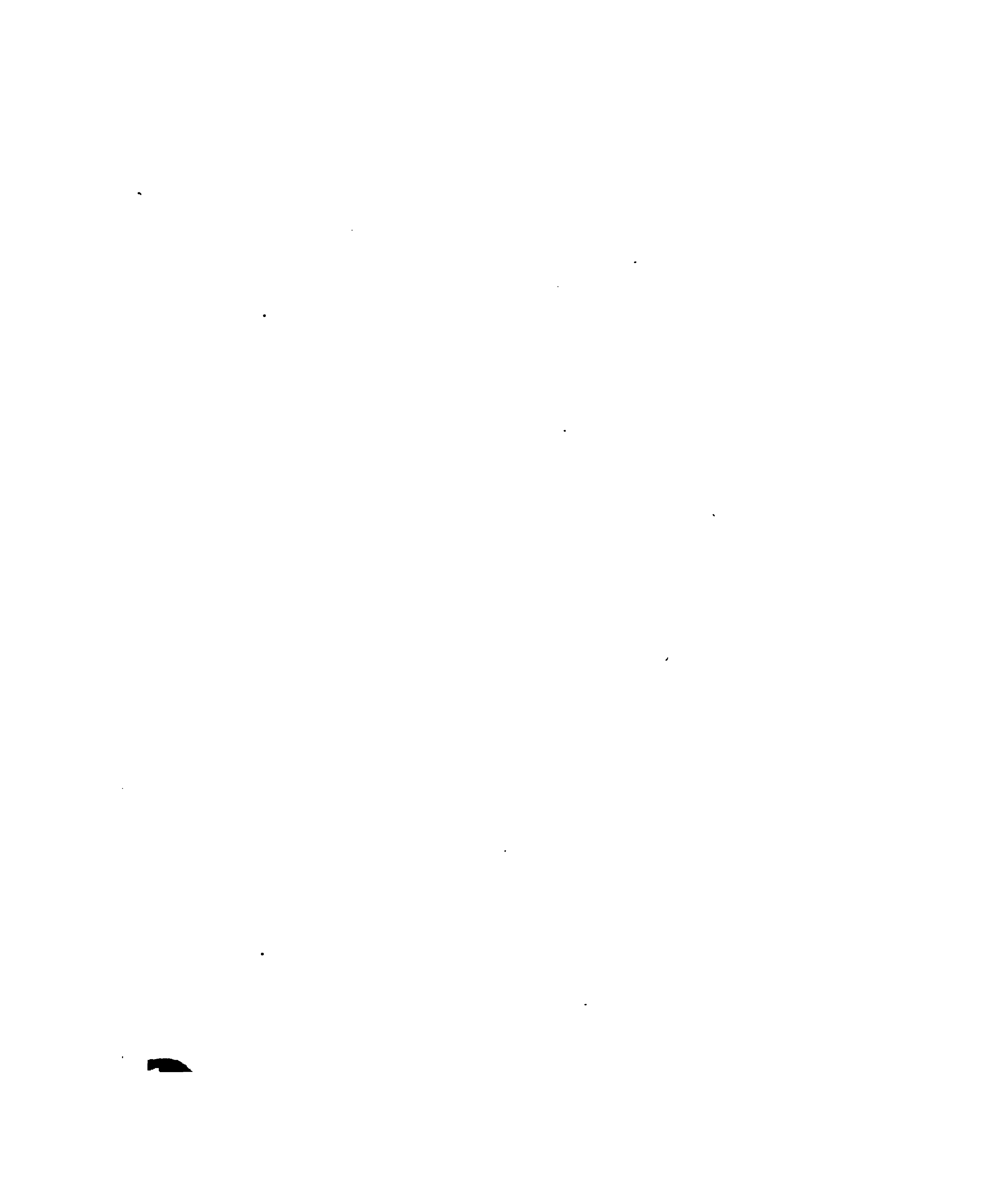
unternommen, und es steht zu hoffen, daß das Werk in einem Zeitraume von fünf Jahren mit einem Kostenaufwande von wenig mehr als einer Million Pfund Sterling (20 Millionen Mark) vollendet und die Geheimnisse des tropischen Afrika mit dem ungeheuren natürlichen Reichtum des Kongobeckens dem Blick der civilisierten Welt erschlossen sein werden.



Grab eines Bakongo.

Zweiter Teil.

Der Oberkongo.



Erstes Kapitel.

Bolobo. — Ein fruchtbares Land. — Opfer von Menschenleben. — Grausamer als Kannibalen. — Besiegelung der Kontrakte durch den Mord eines Sklaven. — Ein Zauberdoktor. — Ein Häuptling stillt seinen Durst. — Herausziehen der Kugeln. — Die Bakundu-leute. — Eueln. — Nomadisierende Barumbe.

Etwa 900 Kilometer von der Mündung des Kongo ins Innere hinein liegt ein schönes, fruchtbares, gut bewaldetes und bewässertes Land, wo jede in diesen Breiten des westlichen Afrika vorkommende Art von Wild im Überfluß vorhanden ist. Man trifft Elefanten, Büffel, Flußpferde, Antilopen und wilde Schweine, sowie von Vögeln Perlhühner, rotbeinige Rebhühner und Wachteln in großer Zahl auf den mit Gras bewachsenen Ebenen und in den bewaldeten Bergen dieses Distrikts, der den Namen Bolobo führt und von einem großen, einflußreichen Stamme schlauer Händler bewohnt wird. Die Leute sind zwar keine wirklichen Kannibalen, ohne Zweifel aber eine der grausamsten Rassen, die man in diesem Teile von Centralafrika findet.

Sie scheinen an Menschenopfern die größte Freude zu empfinden und betrachten die Hinrichtung von Sklaven als einen Beweis ihres Reichtums, und da Bolobo ein dicht bevölkertes Land ist, so findet fast jeden Tag eine solche dunkle, mit unmenschlichen Ceremonieen verknüpfte barbarische That statt. Manchmal werden Sklaven beim Tode eines Häuptlings enthauptet, damit ihre Seelen den verstorbenen Fürsten in die andere Welt begleiten und ihm als eine Art geistiges Gefolge Glanz verleihen; zu anderen Zeiten werden die Sklaven für irgend einen unbedeutenden Akt des Ungehorsams von dem erbosten Herrn in brutaler Weise abgeschlachtet. In solchen Fällen stürzt letzterer sich auf den Übelthäter, wirft ihn zu Boden und hackt ihm den Kopf ab.

Eine ihrer grausamsten Ceremonieen steht mit dem Abschluß von Streitfällen von langer Dauer in Verbindung. Es kommt nämlich oft vor, daß zwei

Abteilungen eines Stammes aus irgend welchen Familiengründen einen bitteren Groll gegeneinander hegen, und diese Erbitterung dauert gewöhnlich, bis einer oder mehrere einflußreiche Mitglieder sterben, worauf die übrige Gemeinde, des Streites müde, eine Verständigung herbeizuführen beschließt. Infolgedessen wird ein Untersuchungsgericht berufen, zu welchem die einflußreichsten Häuptlinge des umliegenden Landes eingeladen werden, und vor dem dann die Vertreter beider streitenden Parteien Gelegenheit haben, ihren Fall darzustellen, worauf die versammelten Häuptlinge ihr Urteil abgeben, entscheiden, welcher der beiden Gegner die Schuld trägt, und je nach der Wichtigkeit des Streitfalles die Strafe feststellen. Nachdem die Sache auf diese Weise zum glücklichen Abschluß gelangt ist, suchen beide Parteien eine That zu begehen, die sie an dies Ereignis erinnert. Zu diesem Zwecke wird bei solchen Gelegenheiten sehr oft ein Sklave gekauft, dem man zunächst die Arm- und Beinknochen zerschmettert und der darauf an einen offenen, allbekannten Ort, gewöhnlich einen Kreuzweg, gebracht wird, wo man ihn in ein ausgegrabenes Loch wirft, dieses dann ausfüllt und die Erde festtritt, sodaß nur der Kopf über dem Erdboden hervorragt. Da jeder, der überführt wird, dem Unglücklichen Nahrung oder Wasser gegeben zu haben, gewärtig sein kann, in derselben Weise behandelt zu werden, so bleibt das Opfer einem langsamen, qualvollen Tode überlassen.

Der größte Feind der Sklaven ist der Nganga Nkissi oder Zauberdoktor. Wie bei den Bakongo-Stämmen in der Kataraktenregion des Unterkongo nimmt man hier beim Tode eines Mannes von irgend welcher Bedeutung stets an, daß ein böser Einfluß im Spiele gewesen ist, und überträgt dem Zauberdoktor die Aufgabe, den Übelthäter ausfindig zu machen. Gewöhnlich wird als solcher ein armer Sklave ausersehen, der infolgedessen in den meisten Fällen die Todesstrafe zu erleiden hat.

Es fällt nicht schwer, den Nganga Nkissi sofort zu erkennen. Er trägt eine Anzahl Arm- und Beinringe und Spangen aus Messing, Eisen oder Kupfer, hat stets eine Menge Schellen um den Leib hängen und schmückt sich außerdem mit zahlreichen, mit Federn versehenen kleinen Päckchen mit Zaubermitteln, die er unter den Armen trägt. Ferner ist er stets mit verschiedenen farbigen Streifen um den Leib verziert und spricht mit tiefer, heiserer Stimme.

Wenn der Zauberdoktor nicht mit der Ausübung seines Berufes beschäftigt ist, spricht er selten mit irgend jemand. Die Wohlfahrt des ganzen Dorfes liegt bis zu gewissem Grade in den Händen dieses Mannes, dessen Hülfe beständig in Anspruch genommen wird, weil man ihn im Besitz übernatürlicher Kräfte glaubt. Wenn zwei Dörfer im Begriff stehen, einen Krieg mit-

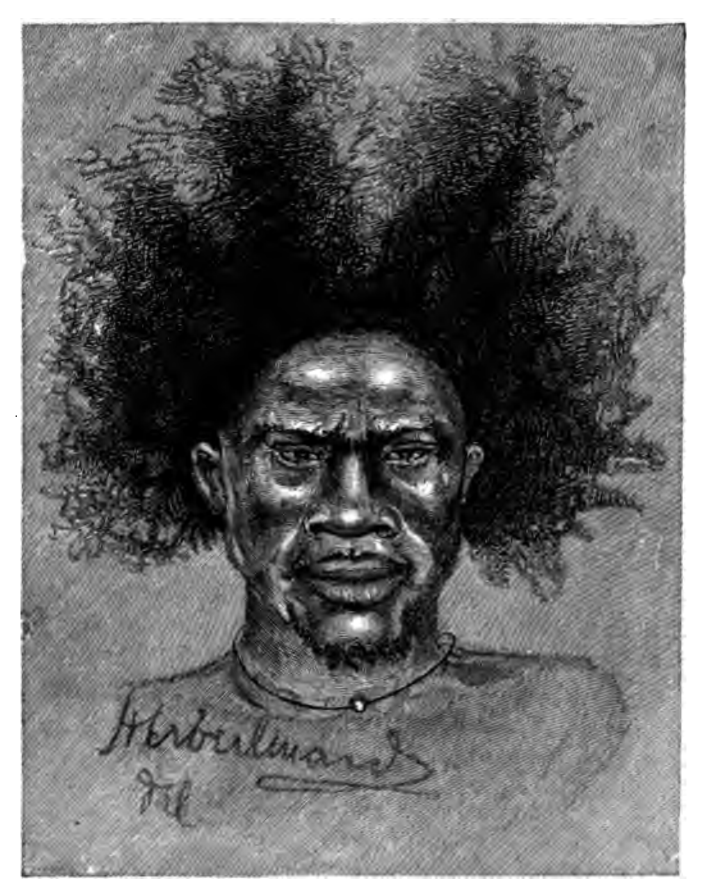


Dorfscene in Bolobo.

einander zu beginnen, sind die sämtlichen Zauberdoktoren besonders stark beschäftigt, um Zaubermittel herzustellen und vermittelst geheimnisvollen Verkehrs mit der Geisterwelt festzustellen, wie der mutmaßliche Ausfall des Kampfes sein wird. Einige Krieger wünschen dringend ein Zaubermittel, das sie vor Speerstichen schützt, andere wollen ein solches gegen Gewehrschüsse haben, und noch andere verlangen einen Zaubertrank, der ihnen bei Pfeilwunden das Leben rettet. Sie suchen den Nganga auf, teilen ihm ihre Wünsche mit und erhalten, nachdem sie seine Forderungen bezahlt haben, ein kleines Zaubermittel mit vollständigen Instruktionen bezüglich ihres zukünftigen Lebenslaufes. Die Zaubermittel bestehen gewöhnlich aus kleinen Stücken Stein, Glasperlen, Muschelschalen, getrockneten Fliegen, Nüssen, Bohnen und thatsächlich allen sonstigen wertlosen Dingen, die der Fetischmann zusammenscharren kann; einige dieser Gegenstände werden in einen Lappen Zeug eingewickelt, an welchem, um ihm ein etwas geheimnißvolles Aussehen zu geben, drei oder vier Federn befestigt sind, und der dann an eine Schnur gebunden und dem Krieger um die Schultern gehängt wird. Dies genügt indessen für sich allein noch nicht, sondern es giebt noch Beschränkungen und leichte gottesdienstliche Funktionen, die erfüllt werden müssen. Beispielsweise trägt der Fetischmann seinen Klienten vielleicht auf, jeden Morgen vor dem Essen mit roter Kreide sich einen Strich ins Gesicht zu zeichnen und vor dem Trinken eine kleine Schnur um die große Zehe zu winden, sowie eine Bohne zwischen die zweite und dritte Zehe zu stecken, ein Messer in die Hand zu nehmen, jemand mit geschlossenen Augen in der Nähe stehen zu haben und sich von einem anderen mit einem Baumzweig stacheln zu lassen.

Häuptlinge, die besonders gut für sich sorgen und wissen, wie unsicher es mit ihrer Popularität bestellt ist und wie leicht sie bei Seite geschafft werden können, sind die besten Kunden dieser Zauberdoktoren und haben die ausgedehntesten Funktionen zu verrichten. Ein großer Häuptling in Busindi muß z. B. jedesmal, wenn er seinen Durst stillen will, folgende Ceremonieen durchmachen: Er selbst muß ein Blatt im Munde halten, während er drei Steine in den Becher legt, aus dem er zu trinken beabsichtigt. Beim Trinken hat er die Augen zu schließen und darf den Becher nicht eher von den Lippen absetzen, als bis er vollständig leer ist. Ein Mann muß den Krug mit Palmwein, ein zweiter das Trinkgefäß halten, während ein dritter ihm letzteres gefüllt überreicht; einem Häuptling von Busindi werden überhaupt nur volle Humpen überreicht. Zwei Mann rasseln während der ganzen Ceremonie mit den rohen Glocken der Eingeborenen, und eine Frau hat das Amt, hinter dem Häuptling

zu stehen und ihn um den Leib zu fassen, während andere vor ihm niederknieen und mit geschlossenen Augen in die Hände klatschen. Infolgedessen nehmen die Vorbereitungen zum Trinken soviel Zeit und Mühe in Anspruch, daß der Häuptling, wenn er die Flüssigkeit erst an die Lippen gesetzt hat, dann gleich soviel trinkt, daß er auf lange Zeit genug hat.



Häuptling aus Bolobo.

Was die wirklichen Kenntnisse der Zauberdoktoren in Bezug auf Medikamente und Wundarzneikunst betrifft, so entfalten sie oft große Geschicklichkeit, namentlich beim Herausziehen von Kugeln. Hat jemand einige mehr oder weniger zerhackte Bleistücke im Körper, die gewöhnlich ziemlich tief eingedrungen sind, weil die Eingeborenen selten Feuer geben, wenn sie dem Feinde nicht

ganz nahe sind, so wird der Verwundete fest an den Armen und Beinen gehalten, während der Medizinmann, der von dem Gewirr seiner Zaubermittel buchstäblich fast erdrückt wird, mit ernstem Gesichte, als ob er sich in Gedanken mit einer höchst wichtigen Angelegenheit beschäftige, und anscheinend in der Befürchtung, seine eigene Wichtigkeit durch den Verkehr mit gewöhnlichen Sterblichen zu verringern, alle übrigen veranlaßt, sich im Kreise herum niederzusetzen, und es niemandem gestattet, hinter ihm zu stehen. Dann nimmt er ein Becken mit Wasser, legt zur Verzauberung desselben eine oder zwei Muschelschalen hinein und zieht ein steifes Elefantenschwanzhaar hervor, mit welchem er die Wunde untersucht und genau feststellt, wo die Kugel sitzt, die er darauf durch Drücken und Schieben des Fleisches allmählich bis nahe an die Oberfläche bringt. Alsdann zerquetscht er in der Hand einige Blätter, bis sie weich und schwammig geworden sind, legt auf jede Wunde einen kleinen Teil dieses Breies und wiederholt seine Operationen, bis er fühlt, daß das Bleistück vollständig heraus ist. Um den Manipulationen den Ausdruck des Geheimnisvollen zu geben, fragt er seine Zaubermittel um Rat, schüttet verschiedenfarbige Pulver auf den Mann und erklärt nach heftigen Gestikulationen mit einem kleinen Götzenbilde der Versammlung schließlich, die Kugel sei an die Oberfläche der Wunde gezaubert worden. Alsdann nimmt er dieselbe aus der Öffnung der letzteren und läßt sie in das Wasserbecken fallen, worauf er zur nächsten Wunde übergeht, bis er sämtliche Kugeln herausgezogen hat, doch wechselt er bei der Entfernung der Bleistücke aus den einzelnen Löchern jedesmal mit seiner Pantomime ab.

Eine der wichtigsten Distrikte am Kongo ist derjenige von Bakuta, in welchem die nach ihrer geographischen Lage benannte Äquatorstation liegt. Umgeben von mächtigen Kannibalenstämmen und als Centrum eines wichtigen Flußsystems, bildet sie eine geeignete Basis für Forschungsexpeditionen sowohl zu wissenschaftlichen, als auch zu kommerciellen Zwecken.

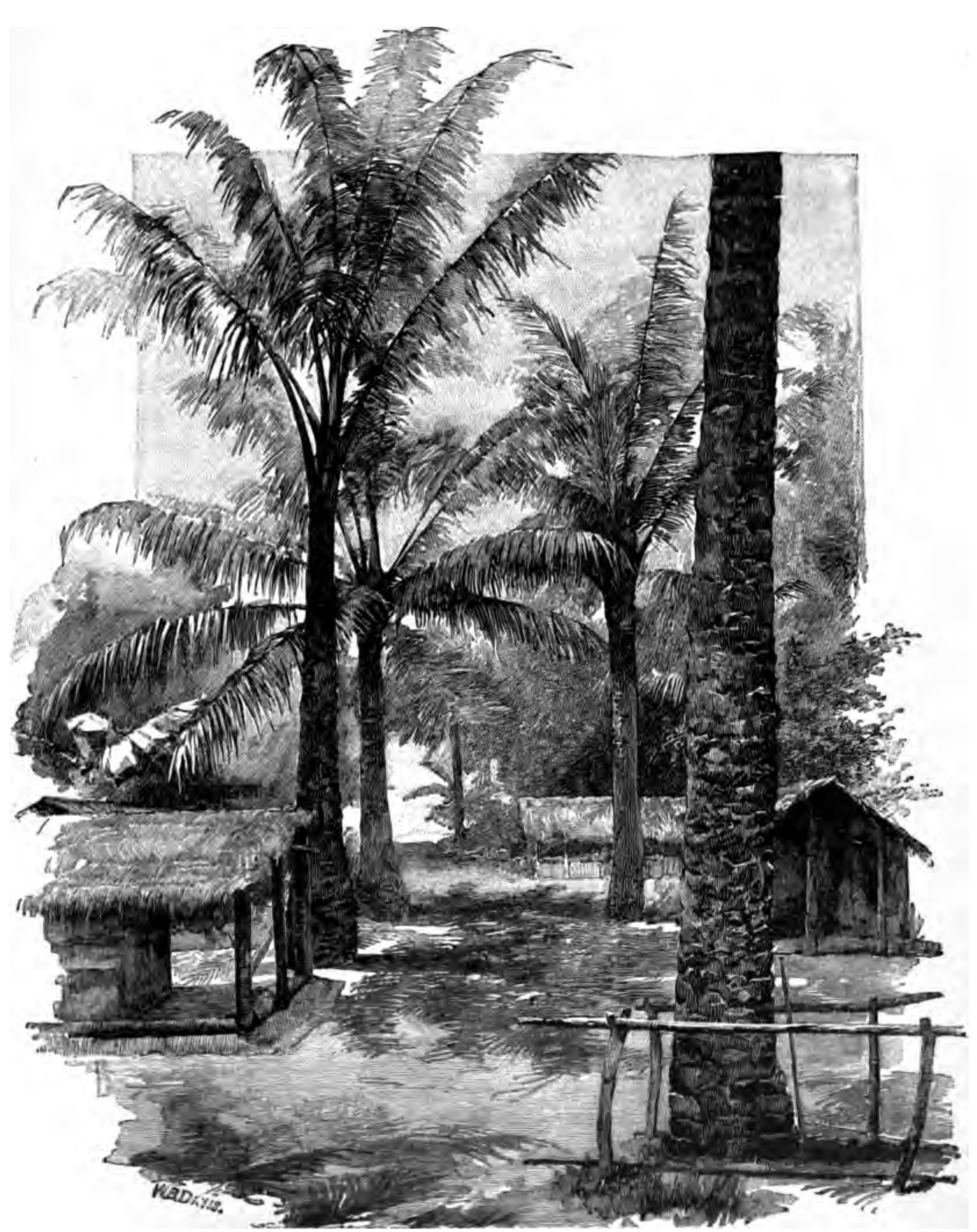
Die wirklichen Eingeborenen dieser Gegend sind die Bankundu-Leute, ein Zweig der großen Lola-Rasse. Sie sind keine sehr rührigen Händler und beschränken sich mehr auf Jagd und Fischfang, doch hat eine kleine Kolonie von Babangi-Leuten sich zu Handelszwecken unter ihnen niedergelassen. Weiter ins Land hinein liegen mehrere große Dörfer, von denen das wichtigste das etwa 30 Kilometer vom Kongo entfernte Monsolé ist. Die Verwaltung dieses Dorfes ist vollständig verschieden von derjenigen, die man sonst allgemein findet. Gewöhnlich zerfällt jedes Dorf in kleine Gemeinden, die je ihren eigenen Häuptling anerkennen; in diesem besonderen Falle gehorcht der ganze Distrikt aber nur einem einzigen Häuptling, Euelu, der durch seinen Mut und seine Kühn-

heit im Kriege sich diese Stellung erworben hat. Sein Name ist in allen umliegenden Dörfern gefürchtet. Von Gestalt ist der Mann nur klein, aber kräftig gebaut, und seine Züge lassen ungeachtet ihrer Wildheit einen sehr festen Willen erkennen.

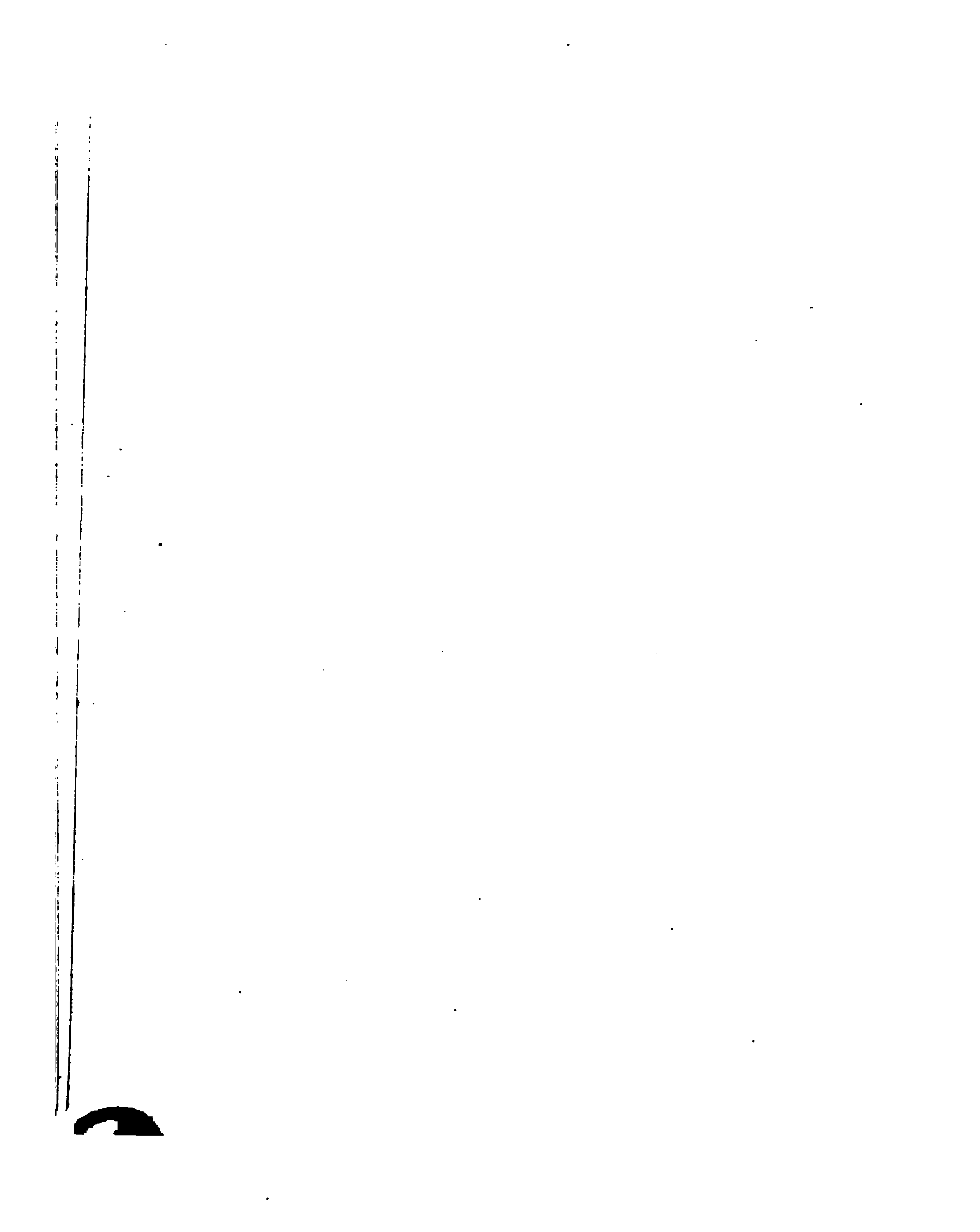


Eine Bankundu-Familie.

Selbstverständlich giebt es in diesem Distrikt auch mehrere Häuptlinge von geringerer Bedeutung, doch erkennen sie ihn sämtlich als ihr Oberhaupt an, das für sich allein das Recht beansprucht, Krieg zu erklären und die erforderlichen Krieger allen Teilen seines Distrikts zu entnehmen. Ein Besuch seines Dorfes wird den Reisenden sofort überzeugen, daß hier weit höhere Intelligenz, als man bei den gewöhnlichen Eingeborenen findet, thätig gewesen ist. Die Häuser sind in zwei parallel laufenden Reihen gebaut und werden von einer breiten, offenen und wohlgepflegten Straße getrennt; unmittelbar hinter den Hütten ist das Terrain gelichtet und sind Bananenbäume in solcher Entfernung voneinander geflanzt worden, daß sie einem herannahenden Feinde keine Deckung gewähren. An jeder schwachen Stelle des Dorfes, wo ein feindlicher Stamm vielleicht einen Angriff unternehmen



Ein Bakutadorf.



könnte, sind widerstandsfähige Verhaue errichtet worden. Die Sicherheit, deren die Bewohner zu der Zeit, von welcher ich schreibe, sich erfreuten, hatte ihr allgemeines Gedeihen und ihre Zufriedenheit zur Folge. Da stets Krieg unter den einzelnen Stämmen droht, so halten die Eingeborenen im allgemeinen es nicht für der Mühe wert, gute Häuser zu bauen und Herden zu züchten, weil sie fürchten, daß ihre Hütten jeden Augenblick niedergebrannt und ihre Habseligkeiten geraubt werden können; die Bewohner von Monsolé sind aber von dieser Furcht frei; sie haben deshalb große Aufmerksamkeit auf die Züchtung von Ziegen und Hühnern gewandt und setzen außerdem einen großen Stolz darein, schöne Häuser zu bauen und das Dorf sauber und schmuck zu erhalten.

Euelu war sehr angriffslustig und hatte seine große Freude daran, die umliegenden Dörfer seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen, allein die wiederholten Kriege kosteten ihm das Leben vieler seiner Unterthanen, und im Frühling des Jahres 1889 hatte die Unzufriedenheit über seine Politik dermaßen zugenommen, daß man ihm einen Hinterhalt legte und ihn in brutaler Weise ermordete.

In der Nachbarschaft von Monsolé liegt eine Niederlassung der Barumbe, eines Stammes nomadisierender eingeborener Jäger. In früheren Zeiten pflegten diese Leute den Distrikt nur periodisch zu besuchen und dann 6 oder 8 Monate zu bleiben, während welcher Zeit sie wilde Eber und Antilopen jagten und das Fleisch in den benachbarten Dörfern gegen Glasperlen und verschiedene Arten von Schmuckgegenständen umtauschten; Euelu erkannte aber den Vorteil, eine solch nützliche Gemeinde in der Nachbarschaft seines Dorfes zu haben, worauf die Barumbe auf seinen Vorschlag jetzt seßhaft geworden sind. Sie gehören einer so niedrig stehenden Rasse an, daß sie keine Heiraten mit den Monsolé abschließen dürfen. Schon die Form ihres Kopfes läßt sie als eine tief stehende Rasse erkennen. Sie sind aber sehr fleißig und sanftmütig und haben sich jetzt dem seßhaften Leben vollständig hingegeben; rund um ihre Dörfer sind ausgedehnte Pflanzungen von Maniok, Erdnüssen und verschiedenen Gemüsen entstanden. Die Männer gehen noch immer ihrem Beruf als Jäger nach und machen Ausflüge von zwei bis drei Tagen in das umliegende Land, wo sie mit Bogen und Pfeilen kleinere Tiere töten. Das Fleisch wird geräuchert oder gedörrt und in den benachbarten Dörfern zum Verkauf herumgetragen. Auf solche Weise sind sie vom Standpunkt der Eingeborenen aus wohlhabend geworden und jetzt in den Besitz mehrerer Sklaven gelangt. Die Barumbe haben so lange im Walde gelebt und soviel Gelegenheit gehabt, das Leben der Tiere zu studieren, daß ihnen die Gewohnheiten eines jeden Vogels und Vierfüßlers

bekannt sind. Zu ihren Gunsten spricht auch, daß sie keine Kannibalen sind, wie die Monsolé; auch bringen sie beim Tode eines Häuptlings keine Menschenopfer.

Seit dem Tode Euelus hat niemand gefunden werden können, der fähig gewesen wäre, ihn als Häuptling des ganzen Distrikts zu ersetzen; infolgedessen hat die Bevölkerung sich in neuerer Zeit in verschiedene Parteien zersplittert, von denen jede ihren eigenen Häuptling anerkennt. Dann sind Streitigkeiten entstanden, und es finden jetzt beständig Kriege unter den einzelnen Stämmen der Monsolé statt, sodaß die Macht dieses einst allgemein gefürchteten Stammes im Schwinden begriffen ist. Die Monsolé sind Kannibalen, beschränken sich in der Regel aber darauf, ihre im Kampfe erschlagenen Feinde zu verzehren.

Zweites Kapitel.

Drei große Nebenflüsse des Kongo. — Flußpferdjäger der Balui. — Stammesmerkmale. — Schädel der Opfer des Kannibalismus. — Zauberschmuck. — Ungeheure Waldsümpfe. — Elefantenjagd der Eingeborenen. — Pfahldörfer.

Außer mehreren kleinen ergießen sich in der Nähe der Äquator-Station drei große Nebenflüsse in den Kongo: der Ruki, der Lulungu und der Ubangi. Der letztgenannte Fluß fällt auf dem nördlichen Ufer, fast gegenüber von Bakute, in den Kongo und ist beinahe 600 Kilometer weit, bis man die Songoschnellen erreicht, schiffbar; er ist ohne Zweifel mit dem Uelle Schweinfurths identisch, da die Gebräuche der an beiden Flüssen wohnenden Leute sich genau decken. Die oberen Strecken des Ubangi sind allerdings erforscht, jedoch sind noch keine wissenschaftlichen Beobachtungen angestellt worden, sodaß dies Problem noch nicht für die geographische Welt gelöst worden ist.

Der Fluß wird auf seinen unteren Strecken von den Balui bewohnt, die einen Zweig der gefürchteten Bangala bilden, wie ihr Urstamm große Kannibalen sind und durch ihre räuberischen Expeditionen gegen die schwächeren Nachbarn viel Blutvergießen herbeiführen. Sie sind eifrige Jäger und beweisen beim Anlegen von Fallen, in denen sie allerlei Wild des Waldes töten, eine große Geschicklichkeit. An der Flußmündung giebt es zahlreiche Herden von Flußpferden, welche von den Balui in Kanoes gejagt werden.

Wenn sie einen schlafenden Hippopotamus an einer geeigneten Stelle entdeckt haben, nähern zwei Balui-Jäger mittags in der glühenden Sonnenhitze sich ganz geräuschlos dem Tiere, wobei sie ihre Ruder so vorsichtig handhaben, daß nicht das geringste Spritzen des Wassers zu hören ist. Dann ergreift einer der Leute den Speer und versenkt ihn tief in den Körper des nichts ahnenden Tieres, während der andere bereit ist, mit aller Macht davonzu-

rudern, um der Wut des verwundeten Ungetüms zu entgehen. An dem Speer ist eine Schnur befestigt, und am Ende der letzteren sitzt ein Stückchen leichtes Holz, sodaß durch diesen Schwimmer der Verbleib des verwundeten Tieres den Eingeborenen immer bekannt ist. Sobald es sich, wahnsinnig vor Schmerzen, ins Wasser stürzt, folgen ihm die Jäger in respektvoller Entfernung, bis es seinen Wunden erliegt und tot an die Oberfläche kommt, worauf es in flaches Wasser geschleppt und zerschnitten wird. Bei dieser gefährlichen Beschäftigung kommen viele Männer ums Leben, da sie sehr oft von dem Tier bemerkt werden, ehe sie Zeit haben, zu entfliehen; dann schlägt das Kanoe um, und die Insassen werden sehr rasch von dem wütenden Tier zu Tode verstümmelt.

Weiter aufwärts am Flusse findet man die M'Bundju, welche eine ganz andere Sprache reden und einer verschiedenen Rasse angehören, während sie den Balui nur an Wildheit und Kannibalismus ähnlich sind. Sie sind nicht an einer besonderen Art von Narben zu erkennen, haben aber die Gewohnheit, die beiden Vorderzähne auszufeilen und sich die Ohren zu durchbohren, in denen sie Ringe von ungeheurer Größe aus Draht, Elfenbein und manchmal auch Holz tragen. Die Art und Weise ihres Kopfschmuckes ist nur ihnen eigentümlich. Sie barbieren das Haar vollständig ab und lassen es dann drei bis vier Wochen wachsen, worauf sie sich allerlei Figuren, wie Halbmonde, Sterne, Vierecke oder parallele Linien scheren lassen. Wird das Haar so lang, daß die Figuren nicht mehr zu sehen sind, dann wird der ganze Skalp barbiert, worauf man sich andere Muster scheren läßt. Die Leute sind so gefräßige Kannibalen wie kein anderer Stamm im Kongo-Freistaat.

Die Stellung eines Häuptlings wird nach der Zahl der Sklaven beurteilt, welche er zu töten in der Lage ist. Die Schädel der Opfer des Kannibalismus werden stets an einer hervorragenden Stelle des Dorfes aufgestellt, als ein Zeichen der Wichtigkeit des Häuptlings. Manchmal werden auch die Häuser mit Menschenschädeln geschmückt, die an den vier Seiten in Reihen auf kleinen, besonders zu diesem Zwecke gebauten Gesimsen aufgestellt werden. An anderen Orten hängen die Schädel in Bündeln an Pfählen; oft sieht man auch an Stühlen oder selbst Trinkhörnern drei oder vier menschliche Backenknochen herabhängen.

Dem Flusse entlang scheint jedes Dorf sich in beständiger Fehde mit seinen Nachbarn zu befinden, sodaß große Vorsichtsmaßregeln getroffen werden müssen, um gegen Überfälle gesichert zu sein. Fast jedes Dorf ist mit Pallisaden aus angespitzten Pfählen umgeben, während außerhalb dieses Hindernisses ein tiefer Graben aufgeworfen ist und den einzigen Eingang zu dem Dorfe eine

kleine Zugbrücke in Gestalt eines über den Schanzgraben geworfenen Baumstammes bildet, der bei Nacht und zu Zeiten der Gefahr fortgenommen wird. Eine derartige Befestigung würde, von einer Handvoll entschlossener Männer verteidigt, bei den Angriffen der eingeborenen Beutejäger uneinnehmbar sein. Die Eingeborenen suchen sich ihre Opfer gewöhnlich auf dem Flusse; sie sind beständig mit ihren großen Kriegskanoes unterwegs und machen Exkursionen nach solchen Teilen des Landes, die, wie sie wissen, nur von kleinen Abteilungen von Fischern oder Jägern bewohnt werden, welche leicht zu besiegen sind und dann gefesselt und zu gehöriger Zeit getötet und aufgefressen werden.

Die Mündung des Ubangi bildet ein Delta aus kleinen, mit sumpfigem Wald und Gras bedeckten Inseln, welche ein ganz vorzügliches Jagdgebiet für die räuberischen Balui abgeben, die, bis an die Zähne bewaffnet, mit ihren Kanoes unter der dichten, überhängenden Vegetation verborgen, auf Beute lauern; sobald ein Kanoe, das eine schwächere Besatzung hat als die eigene, in Sicht kommt, wird Jagd auf dasselbe gemacht, worauf einige der Insassen mit den Speeren durchstochen, die übrigen aber gefangen genommen und in die Sklaverei geführt werden, um gefüttert und bei der nächsten Orgie der Kannibalen geschlachtet zu werden.

Das Gebiet, welches vom Ubangi durchflossen wird, ist außerordentlich sumpfiger Natur, und nur hier und dort sind höhere Stellen zu finden, die stets bewohnt sind. Die Ufer des Flusses werden von der üppigsten Waldvegetation eingefaßt, die jedoch gelegentlich von großen Grasebenen, dem Aufenthalt zahlreicher Büffel- und Antilopenherden, unterbrochen ist. In dieser Gegend ist viel Elfenbein vorhanden, doch wollen die Eingeborenen gegenwärtig ihre Schätze nur für Menschensklaven verkaufen; keine Anerbieten von Glasperlen, Kauris, Messingglocken oder sonstigen Schmucksachen vermag sie zu reizen. Sie sind Leute von großer Körperschönheit, fleißig, und verbringen die Zeit hauptsächlich mit Jagd und Fischfang.

Oberhalb der Songo-Stromschnellen soll ein Land liegen, das reich an Elfenbein ist und eine zahlreiche Bevölkerung besitzt, sodaß allem Anschein nach der Ubangi, wenn das Land erst erschlossen sein wird, der reichste Nebenfluß des Kongo werden dürfte.

Gleich oberhalb der Äquator-Station und auf derselben Seite mit dieser ergießt sich der Ruki in den Kongo.

Bis jetzt ist über die Sitten und Gebräuche der an seinen Ufern lebenden Bewohner noch nicht viel bekannt, da der weiße Händler in keinem anderen Teile des Kongobeckens so viel Schwierigkeiten wie hier gefunden hat, die

Eingeborenen von seinen guten Absichten zu überzeugen. Gewöhnlich besteht der Empfang, welcher dem Fremden von diesen Leuten zu Teil wird, in einer Wolke von Pfeilen, und selbst wenn sie Hühner, verschiedene Nahrungsmittel und Waffen gegen Glasperlen und sonstige Schmuckgegenstände umgetauscht haben, begleiten sie die Abfahrt des Bootes von ihrem Strande wieder mit einer Salve von Pfeilen und beleidigenden Rufen. Bogen und Pfeile sind ihre einzigen Waffen, von denen sie aber sehr geschickten Gebrauch zu machen verstehen. Einige ihrer Pfeile haben mit Widerhaken versehene eiserne Spitzen, während andere, weit gefährlichere, einfache Streifen von gespaltenem Bambusrohr sind, eine Länge von 30 Centimeter besitzen und an der Spitze geschärft und mit tötlichem Gift beschmiert sind. Die Bewohner dieses Flusses sind Bankundu und lassen sich von ihren Stammesgenossen am Äquator nur durch eine leichte Abänderung in den Narben unterscheiden. Sie sind gefräßige Kannibalen, eine Thatsache, aus der sie durchaus kein Hehl machen.



Typus eines Bolobo.

Die Ufer des Flusses sind stellenweise niedrig und sumpfig, doch findet man auch ziemlich viel höheres Terrain, das überall mit dichter Vegetation und hier und dort mit den Dörfern der Bewohner bedeckt ist. Der Ruki ist ein schöner, tiefer Fluß mit starker Strömung; das Wasser hat eine dunkle Färbung, sodaß der Kontrast zwischen ihm und denjenigen des Kongo bei der Vereinigung sehr deutlich hervortritt.

Auf beiden Seiten des Flusses giebt es große Herden von Elefanten und Büffeln, die von den weiter ins Innere hinein wohnenden Stämmen gejagt werden; die Jäger, die das Elfenbein an die Uferbewohner verkaufen, bauen zu diesem Zwecke Plattformen auf Bäume, wo sie außer dem Bereich

des Rüssels der Elefanten sind. Es werden in verschiedenen Teilen des Waldes Hunderte von solchen Plattformen angelegt, und selbstverständlich wählt man dazu solche Stellen aus, von denen man weiß, daß sie von den Elefantenherden auf dem Wege nach den Futtergründen passiert werden, oder in der Nähe der Tränken liegen, deren reicher Wasservorrat die Tiere anzieht. Sobald die Nachricht kommt, daß Elefanten in einem auf solche Weise vorbereiteten Walde sind, eilen die Eingeborenen, mit ihren tötlichen Speeren bewaffnet, hinaus, um ihre Stellungen einzunehmen. Meist versuchen sie, dem Tier den Speer zwischen die Schultern zu treiben, und gewöhnlich gelingt es ihnen, von einer Herde, die nahe genug an den Plattformen vorbei und in den wirksamen Bereich der Waffen kommt, zwei oder drei Elefanten zu erlegen.


Typus eines Balolo.

Manchmal greifen sie den Elefanten aber auch zu Fuß an, was thatsächlich ein sehr mutiges und gefährliches Unternehmen ist. Sie kriechen, nur mit einem Speer bewaffnet, der aus einer breiten, scharfen Klinge an einem langen, dicken Handgriff besteht, behutsam bis an den Elefanten hinan und treiben, wenn sie dem schweren Wild nahe genug gekommen sind, die Waffe entweder in die Leistengegend hinein oder schneiden dem Tier die Kniechsen durch. Das Heft des Speers mit beiden Händen haltend, stoßen sie die scharfe Schneide mit aller Macht in den Körper des Elefanten hinein, und in der Regel gelingt es ihnen, das Tier auf der Stelle zu Fall zu bringen oder es so schwer zu verwunden, daß sie seinen blutigen Spuren bis zu seinem Schlupfwinkel folgen können, wo es vollständig abgethan wird. Selbstverständlich ergreifen sie, sobald sie den Stoß geführt haben, die Flucht, um aus dem Bereich des verwundeten Tieres zu kommen, und der Charakter des mit großen, hochstämmigen Bäumen bedeckten Terrains ermöglicht es ihnen, seinen Be-



Eingeborener mit Fischspeeren.

wegungen auszuweichen oder auf den Ästen Schutz zu suchen.

In kommerzieller Beziehung der reichste Fluß ist, soweit bis jetzt bekannt, der Lulungu, der sich etliche Kilometer oberhalb der Ruki-Mündung in den Kongo ergießt. Der Lulungu wird durch die Vereinigung zweier anderer Flüsse, des Malinga und des Lopori, gebildet, welche bei dem volkreichen Dorfe Massankusu zusammentreffen und von dort ab einen Strom von 1½ km Breite bilden, dessen Gewässer nach einem Laufe von etwa 225 km von denen des mächtigen Kongo aufgenommen werden. Der untere Lauf des Lulungu wird von den Bakundu-Elfenbein- und Sklavenhändlern, die oberen Gegenden bis zu den die Quellen des Malinga und Lopori umgebenden Sümpfen von den eigentlichen Balolo und rohen Stämmen von Elefantenjägern bewohnt, die ihre Elfenbeinvorräte bis zu den periodischen Besuchen der Händler vom Unterlaufe aufbewahren und dann

gegen Glasperlen, Kauris und Schmuckgegenstände aus Messing vertauschen.

Diese Balolo-Stämme sind ein unterdrücktes, verfolgtes Volk; furchtsam und sanftmütig, werden sie eine leichte Beute der erdrückenden Scharen der im Innern wohnenden Stämme, der Lufembe und Ngombe, die beständig Raubzüge gegen sie unternehmen, sie zu Gefangenen machen und entweder in die Sklaverei führen oder diejenigen verzehren, die sich für den Sklavenmarkt nicht eignen.

Der Lulungu und seine beiden großen Nebenströme, namentlich aber der Malinga, fließen durch morastiges Land, das während des größten Teils der Regenzeit unter Wasser steht.

Die Gegend ist so sumpfig, daß sämtliche Eingeborenendörfer am oberen Laufe des genannten Flusses auf Pfählen gebaut sind, die 60 — 120 cm tief im Wasser stehen. Es ist ein seltsamer Anblick, wenn man diese Häuser bei hohem Wasserstande wie schwimmende Kisten überall im Flusse sieht, und es ist komisch, zu beobachten, wie die Eingeborenen von ihrer zierlichen Veranda aus fischen oder wie sie beim Besuch eines Bekannten in einer anderen Hütte oder bei der Fahrt nach einem anderen Teile des Dorfes an der Thürschwelle ins Boot steigen und in den durch das rasch fließende Wasser gebildeten Straßen umherrudern.

Das Elfenbein wird der Sicherheit wegen unter den Häusern im Wasser oder an einer nur dem Eigentümer bekannten Stelle im Walde versteckt, wo die langen Baumstümpfe aus der braunen, dunklen Flut des angeschwollenen Flusses hervorragen. Will der Eingeborene das Elfenbein verkaufen, so muß er erst untertauchen, um es zu holen.

Vom Flusse aus machen diese Dörfer einen überraschenden Eindruck. Rund herum sind große Bäume gefällt, um das Vordringen der herannahenden Kanoes zu verhindern. Diese jämmerlichen Häuser, die keine Seitenmauern besitzen und in denen man das Feuer auf einem platten Klumpen Thon oder auf einer aus Querstäben angefertigten Plattform anzündet, bieten in der That elende Wohnungen für menschliche Bewohner. An irgend einer hervorragenden Stelle bemerkt man eine große Kriegstrommel, sodaß die Bewohner der umliegenden Dörfer im Falle eines Angriffes oder einer sonstigen Gefahr in Kenntnis gesetzt und rechtzeitig gewarnt werden können.

Die in den überschwemmten Niederlassungen wohnenden Eingeborenen behaupten, daß es weiter ins Land hinein Streifen und Flecken trockenen Bodens giebt, daß aber, wenn sie dort lebten, die Sklavenjäger bald ihren Aufenthalt

ausfindig machen und sie beständig verfolgen würden; sie ziehen daher das Leben in den Pfahlhäusern, so unbequem und elend dasselbe auch ist, der Gefahr der Sklaverei und des Todes vor. Indessen sind sie auch unter den gegebenen Verhältnissen nicht frei von Belästigung, da die Sklavenjäger am unteren Flusse große, manchmal aus 200—300 Kanoes bestehende Expeditionen bilden und wohlbewaffnet den Fluß herauf kommen, um die Leute zu töten oder gefangen zu nehmen und in die Sklaverei zu schleppen.

Drittes Kapitel.

„Niama! Niama!“ (Fleisch! Fleisch!) — „Mata Bwiki, der Herr vieler Gewehre.“ — Blutsbruderschaft. — Kannibalismus überall. — Ende eines trägen Knaben. — Die Balolo oder eisernen Leute. — Ein Beispiel von Familienliebe.

Im Jahre 1877 wurde Stanley auf seiner wunderbaren Reise durch den dunklen Weltteil etwa 1500 Kilometer vom atlantischen Ozean von den kriegerischen Bangala angegriffen, einem Stamme, der mehr als 30000 wilde Kannibalen zählt und dessen Dörfer dem nördlichen Ufer des Kongo entlang im Schatten prächtiger Palmenwälder, von langen Reihen von Paradiesfeigen- und Bananenbäumen dicht umgeben, liegen.

Sie bemannten ihre großen Kriegskanoes und griffen einmal über das andere die kleine Flotille Stanleys an, der mit seiner getreuen Anhängerschar nur nach hartem Kampfe und mit Hülfe seiner besseren Waffen imstande war, die wütenden Gegner zurückzuschlagen. Hunderte von Kilometern weit war er schon durch ähnliche Angriffe Spießruten gelaufen, und das Geschrei „Niama, Niama“ (Fleisch, Fleisch), mit dem die Wilden ihn verfolgten, kündete ihm nur zu deutlich an, welcher Art Schicksal ihn und seine Gefährten erwartete, wenn sie ihren Angreifern in die Hände fallen sollten.

Wie man sich erinnern wird, wurde nach Stanleys Rückkehr nach Europa in der ganzen civilisierten Welt ein großes Interesse erweckt durch den Bericht von dem, was er in den ungeheuren, unerforschten Regionen des Kongothales gesehen hatte, einem Gebiet, das viele Hunderttausend Quadratmeilen des äquatorialen Afrika einnimmt. Bisher hatte man geglaubt, daß Centralafrika nichts weiter als ein Gegenstück zur Sahara sei, eine unbevölkerte Einöde und dürre Wüste, für den Weißen absolut undurchdringlich und völlig außerstande, die mit den Versuchen zur Erforschung desselben verknüpften Mühen und Schwierigkeiten zu belohnen.

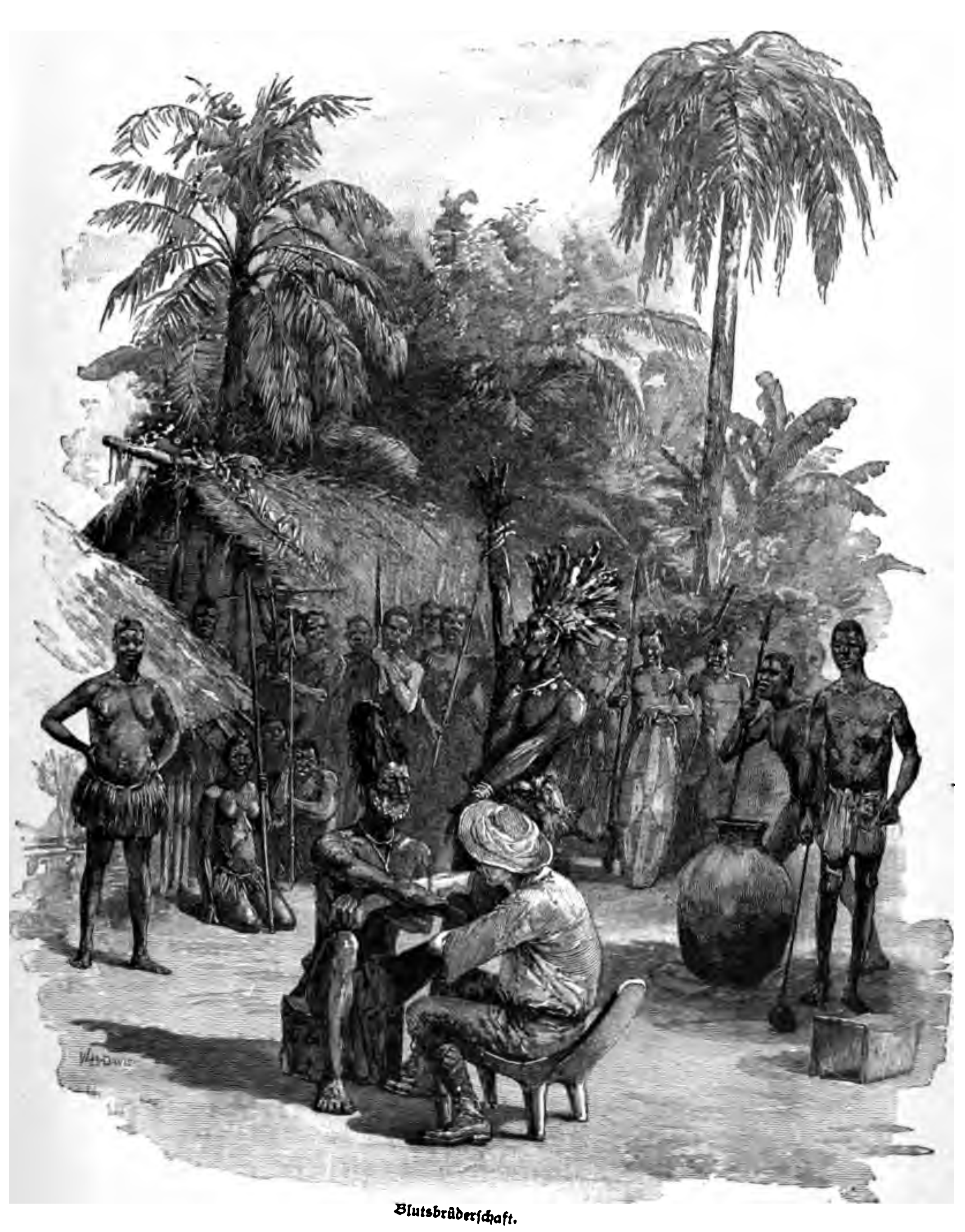
Stanley erzählte der Welt eine ganz andere Geschichte, und angeregt durch den Bericht des großen Forschers und beseelt vom höchsten Patriotismus und dem Wunsche, außer seinen eigenen Landsleuten auch anderen zu nützen, namentlich aber um den armen Wilden am Kongo die Mittel, mit den aufklärenden Einflüssen der Civilisation in Verbindung zu kommen, zu geben, sowie um einen weiteren Abfluß für die Produkte und die Thatkraft des Weißen zu finden, beauftragte Se. Majestät König Leopold II. der Belgier Stanley, an der Spitze einer gut ausgerüsteten Expedition nach dem Schauplatz seiner Forschungen zurückzukehren und die Anlage von Stationen dem Lauf des Kongo entlang zu unternehmen. Diese Stationen sollten das Mittel bilden, um jene große Hochstraße den Fortschritten des Handels zu erschließen, die Uferstämme dem friedlichen Fleiß zu gewinnen und in ihnen den Wunsch anzuregen, dieselben Vorteile zu erlangen, welche die in ihrer Mitte erschienenen Weißen besaßen.

Stanley begann dies Werk mit seltener Geschicklichkeit und unerschütterlicher Ausdauer und hatte, ehe er im Jahre 1884 den Schauplatz seiner Arbeiten verließ, nachdem er auf einer über 2250 Kilometer langen Strecke des Kongo Stationen gegründet und überall im Lande mit den wilden Häuptlingen unzählige Verträge abgeschlossen hatte, durch welche sie sich verpflichteten, die Autorität der Stationen anzuerkennen und das Werk des Friedens und Fortschrittes zu unterstützen, die Befriedigung, seine Arbeiten mit Erfolg gekrönt zu sehen, sowie die Genugthuung, den Kongo-Freistaat gegründet zu haben, der im Jahre 1885 von allen civilisierten Mächten der Welt anerkannt wurde.

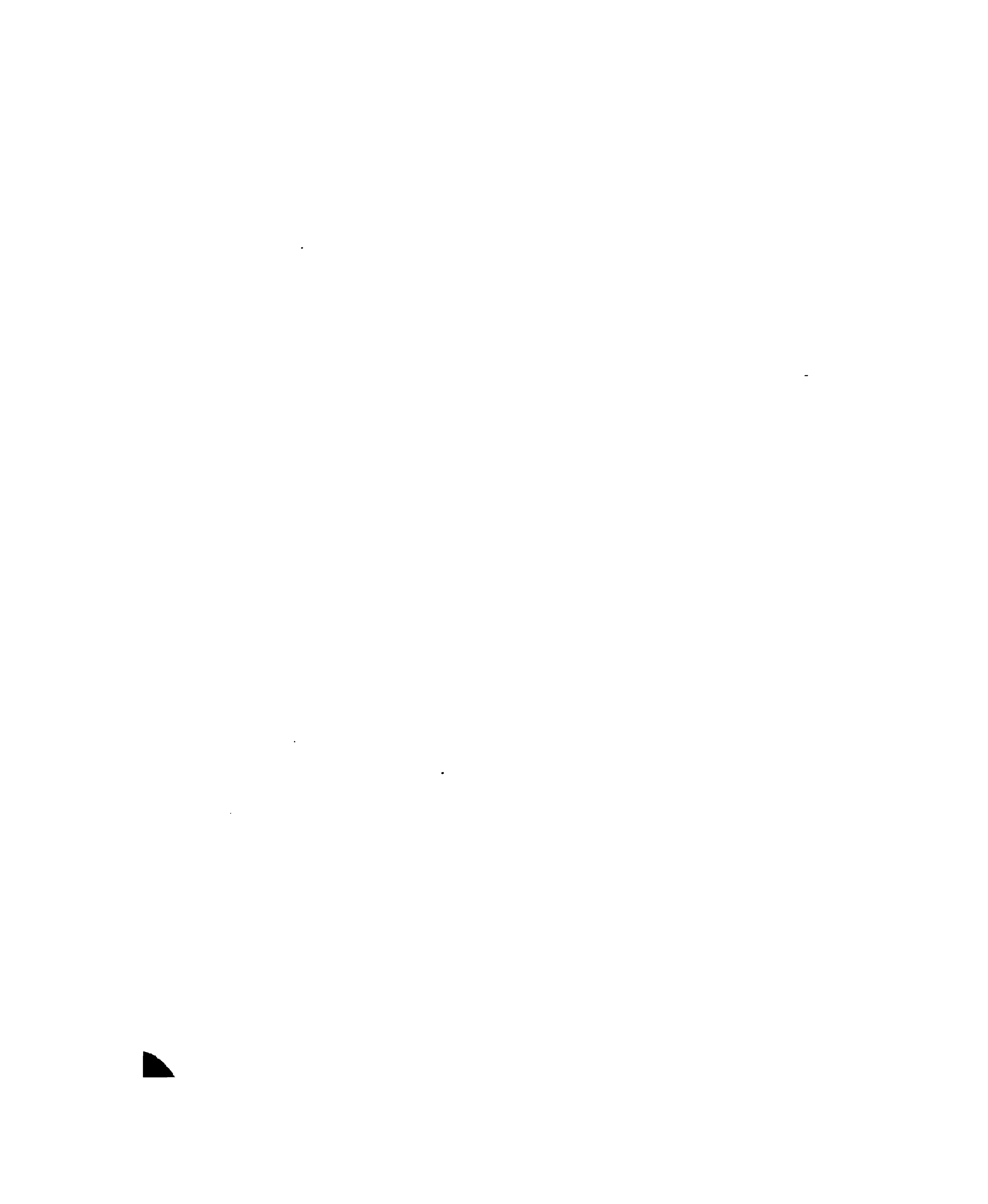
Zum Befehlshaber einer dieser Stationen, und zwar derjenigen von Bangala, im Herzen des von dem gleichnamigen Stamme bewohnten volkreichen Distrikts, wurde ich im Jahre 1886 ernannt.

Der wichtigste Häuptling der Bangala war damals Mata Bwiki oder richtiger Mata Mwiki, was „viele Gewehre“ bedeutet, ein Titel, der ihm mit Rücksicht auf die Zahl der Steinschloßgewehre gegeben war, welche er und seine Anhänger besaßen. Er war ein Mann von vielleicht 60 Jahren, fast 1,80 Meter groß, hatte massive Schultern und starke Knochen, und seine Züge sahen grausamer aus, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre, wenn er nicht ein Auge verloren gehabt hätte.

Die Bangala gehörten ursprünglich zum Stamme der Mobeka, die 225 Kilometer weiter flußaufwärts wohnen, allein vor etwa 40 Jahren hatte Mata Bwiki einige unternehmende junge Leute um sich gesammelt und eine Reihe



Blutsbrüderschaft.



von Beutezügen in das umliegende Land unternommen, die so erfolgreich ausgefallen waren, daß er sich in Iboko hatte festsetzen können. Dort war der Stamm immer größer und blühender geworden, und jetzt ist er weit bekannt unter dem Namen Bangala oder „Leute des Ngala“.

Zu meinen ersten Erlebnissen, nachdem ich den Befehl über die Station übernommen hatte, zählte, daß ich mich der Ceremonie der Blutsbruderschaft mit Mata Bwiki unterwerfen mußte, einer unter allen Stämmen am Oberkongo gebräuchlichen Form, um die Freundschaft zu besiegeln und die Gewähr für Treue und Glauben zu geben.

In Gegenwart von etwa hundert die Herrschaft Mata Bwikis anerkennenden Wilden ließen wir uns auf den einander gegenüberstehenden niedrigen Holzstühlen nieder, worauf durch das Wirbeln der aus Rotholz angefertigten großen Trommeln, deren hohler Klang meilenweit zu hören ist, Stillschweigen befohlen wurde und ein Zauberdoktor, angethan mit seinem ganzen geheimnisvollen Apparat, erschien. Derselbe machte uns beiden einen Einschnitt in den rechten Arm, in die äußere dicke Muskelanschwellung eben unterhalb des Ellenbogens, und streute, als das Blut in einem dünnen Strahle herauszufließen begann, pulverisierte Kreide und Pottasche auf die Wunde, während er in der ganzen Zeit mit großem Wortschwall eine Ansprache an uns hielt und uns aufforderte, die Heiligkeit des Kontraktes unverbrüchlich aufrecht zu erhalten. Dann wurden unsere Arme aneinander gerieben, sodaß das ausfließende Blut sich vermischte und wir für Brüder eines Blutes erklärt, deren Interessen in Zukunft ebenso vereint seien, wie das Blut es jetzt sei. Die Zeugen dieser seltsamen Ceremonie drückten ihre Zustimmung zu den Worten des Zauberdoktors aus und zollten in lärmender Weise dem, was geschehen war, Beifall, ehe sie sich ans Werk machten und die ungeheuren irdenen Krüge mit gegorenem Zuckersafte austranken, der den Namen „Masanga“ führt und vorher bereitet war, um das Ereignis gehörig zu feiern.

In meiner Stellung als Befehlshaber der befestigten Station mitten unter ihnen, sowie auch, weil ich den Wunsch hegte, mich auf den freundschaftlichsten Fuß mit den Eingeborenen zu stellen, war ich in der Lage, sehr viel von der Lebensweise der Bangala und ihren „inneren Angelegenheiten“ zu beobachten.

Fast jede Woche kam ein Beispiel ihres wilden Kannibalismus zu meiner Kenntnis, und wenn auch die Dorfbewohner in der unmittelbaren Nachbarschaft der Station mit der Zeit vorsichtig wurden und einem Weißen ihre Liebhaberei für Menschenfleisch und ihre Lust zu solchen Orgien nicht mehr eingestanden, so wußte ich doch, daß ich nicht weit zu suchen hatte, wenn ich



Bangala-Mädchen.

meine Freunde, mit dem alten Mata Bwiki an der Spitze, bei einer leichten Mahlzeit, bestehend aus den Gliedmaßen eines unglücklichen Sklaven, der wegen widerspenstigen Benehmens erschlagen worden war, oder bei einem Festmahl von den Leichen der beim letzten Kampfe getöteten Feinde finden wollte.

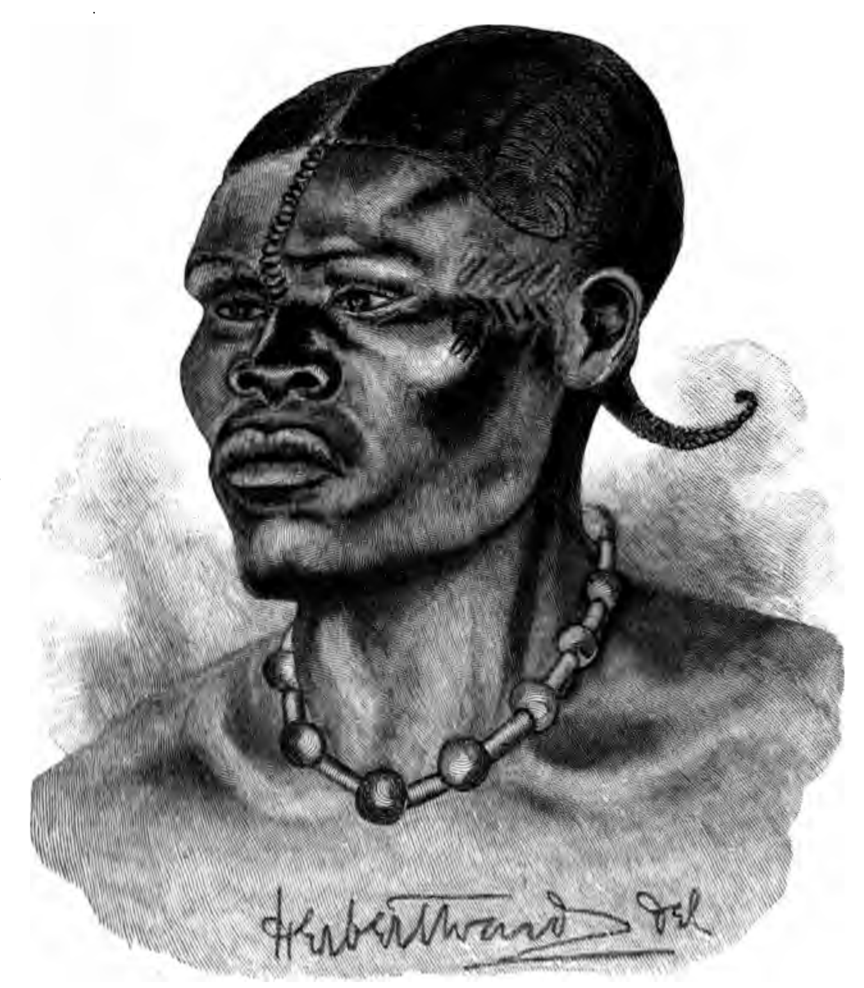
Für sie war alles Fleisch, was ihnen ins Netz kam; und wenn ein Sklave, der entweder im Kriege gefangen genommen oder in Fesseln von einem benachbarten Stamme angekauft worden war, störrisch oder unzufrieden mit seinem Lebenslauf war, so war ihr Mittel einfach genug. Sie ließen ihn nicht länger einen Weg wandeln, welcher sich für das Fleisch als zu beschwerlich erwies; der Kochtopf war sein Schicksal, und bald hatte er aufgehört, Gegenstand der Unterhaltung zu sein. Das mag unglaublich erscheinen, und doch steht das Beispiel eines solchen Falles, der thatsächlich erst vor Jahresfrist in Bangala vorgekommen ist, vor meinem geistigen Auge.

Einem Sklavenknaben war erlaubt worden, sich auf der Station des Agenten der Belgischen Handelsgesellschaft in Bangala zur Arbeit zu verdingen. Nach einiger Zeit entfernte er sich während der Arbeitsstunden ohne Erlaubnis des Agenten, der sich darüber bei dem Herrn des Jungen, einem kleinen Häuptling in einem benachbarten Dorfe, beschwerte und ihm gleichzeitig mitteilte, der Junge sei ein fauler Bursche und tauge nicht viel. Einen oder zwei Tage später erzählte der Häuptling mit offenbarer Befriedigung dem Händler, der Junge werde ihm keine Verlegenheiten wieder bereiten, da er ihn mit einem Speerstich getötet habe. Noch größer wurde aber das Entsetzen der Weißen, als der Sohn des Häuptlings, ein Bursche von 16—17 Jahren, am nächsten Tage mit Speer und Schild in die Station schlenderte und gleichmütig bemerkte: „Der Sklavenknabe hat sehr gut geschmeckt, er war zart und fett."

Ungeachtet der kannibalischen Neigungen der Eingeborenen waren unsere Beziehungen zu den Bewohnern der verschiedenen, den Distrikt von Bangala bildenden Dörfern im allgemeinen freundlich. Die Garnison der Station des Staates bestand aus Sansibariten und Haussa, Mitgliedern eines mohammedanischen Stammes am oberen Niger, die von den Agenten der Regierung an jenem Flusse oder im Hafen von Lagos an der Goldküste auf die Dauer von drei Jahren angeworben und mit den Postdampfern nach dem Kongo befördert worden waren.

Diese Leute waren tapfer und kriegerisch, aber da es ihnen an der den Wilden charakterisierenden Verschlagenheit und Raschheit im Auffinden von Listen fehlte, so wurden sie, zu Zeiten gerade durch die Dummheit ihres Mutes, eine leichte Beute der Bangala bei deren Angriffen auf die Station, wenn einmal ein Bruch unseres freundschaftlichen Verkehrs mit den Eingeborenen stattgefunden hatte. Bei einer Gelegenheit, als ein Mißverständnis sich zu einem Konflikt zwischen der Garnison und den Eingeborenen entwickelt hatte, hatten die Bangala einen Angriff auf die Außenwerke der Station unternommen, waren aber, wie gewöhnlich, durch das Feuer der gezogenen Büchsen zurückgeschlagen worden, als die Haussa plötzlich, die Deckung der Wälle verlassend, in das lange Gras und Dickicht, in welches der Feind sich zurückgezogen hatte, vordrangen, um letzteren oder Beute zu suchen. Zwei von ihnen gingen auf der Verfolgung des fliehenden Feindes einen der vielen Pfade durch das hohe, überhängende Gras entlang, mußten ihr Leben aber frühzeitig durch Messerhiebe enden, die ihnen unter der Deckung des Grases in den ungeschützten Nacken versetzt worden waren. Die scharfe Waffe war ohne Zweifel von einer geübten Hand geführt worden, da sie die Köpfe

vollständig vom Rumpfe getrennt hatten. Später, nachdem der Angriff der Bangala vollständig abgeschlagen war, wurden die gräßlichen Leichen und Köpfe der beiden armen Burschen von ihren Kameraden gefunden.



Der Bangala-Häuptling Molangi.

Oft thun die Wilden, als ob sie die Flucht ergreifen, weil sie die Neigung der Haussa zur Verfolgung, ohne Rücksicht auf einen Hinterhalt, kennen, oder sie binden, um jene zu veranlassen, sich in dem Gras und den Bananenhainen zu zerstreuen, meckernde Ziegen und gackernde Hühner als Lockmittel in nächster

Nähe der Rückzugslinie an, an der sich Trupps von Bewaffneten aufgestellt haben, um die lüsternen Beutesucher mit einem Willkommen zu begrüßen, wie sie es nicht erwartet haben. Einige Monate Lehrzeit in dieser Art Guerrillakrieg setzten die Haussa besser in den Stand, es mit den verschlagenen Bangala auf deren eigenem Terrain aufzunehmen.

Die Weißen, welche nacheinander als Befehlshaber der Station Bangala fungierten, haben sich bemüht, und zwar mit einigem Erfolge, die Praxis, Menschenfleisch zu essen, in den die Station umgebenden Distrikten zu unterdrücken, jedoch wird der Kannibalismus in den entfernteren Dörfern der Niederlassung noch immer offen betrieben; die Leute rühmen sich sogar der Zahl der Feinde, die sie verzehrt haben und hängen die gebleichten und weiß gewordenen Schädel an einem Baum vor der Thür auf oder arrangieren sie in Reihen auf dem Dachbalken der Hütte als ein stilles Zeichen ihrer Wichtigkeit und Tapferkeit.

Unter den Anwohnern des Oberkongo ist es Sitte, Gesicht und Körper durch Narben von gewissen Formen zu zeichnen, die je nach dem Stamme verschieden sind. Im Alter von vier Jahren wird die Operation zuerst begonnen, indem man die Gesichtshaut, dem Muster des Stammes entsprechend, zerschneidet; nach einigen Monaten, wenn die Wunden vielleicht vollständig wieder geheilt sind, werden sie nochmals geöffnet und jeder Schnitt mit Rotholzpulver gefüllt, das man aus zerstoßenem Kamholz herstellt, von welchem der Wald einen reichlichen Vorrat liefert. Nach einer häufigen Wiederholung dieser barbarischen Verstümmelung verhärten sich Haut und Fleisch und treten in Klumpen zwischen den Einschnitten hervor.

Aus meinen Zeichnungen ist die Wirkung dieses Verfahrens zum Markieren des Gesichts ersichtlich.

Das Stammesmerkmal der Bangala besteht aus einer Reihe von 1 Centimeter langen horizontalen Querschnitten, welche sich in der Mitte der Stirn vom Haar bis zwischen die Augen erstrecken, und einem kleineren Flecken diagonaler Schnitte an den Schläfen.

Derjenige der Balolo oder „eisernen Leute“, einer sehr zahlreichen Rasse, welche die Ufer des Lulungu oder Malinga und des Rufi, der beiden sich am südlichen Ufer in den Kongo ergießenden großen Nebenflüsse, bewohnen, wird durch die Herstellung von drei getrennten großen Klumpen gebildet, die so groß und von derselben Form wie ein Taubenei sind, und von denen der eine sich auf dem Nasenrücken oder etwas höher, der Mitte der Stirn zu, die beiden anderen auf den Schläfen befinden. Gelegentlich kommt zu diesen dreien als

eine Art Pendant oder vielleicht zum Ausgleich noch ein vierter Klumpen am Kinn, während der Körper des glücklichen Besitzers dieses ekelhaften Schmuckes, und namentlich bei den Frauen, mit einer ganzen Anzahl dieser Klumpen bedeckt ist, welche sich dunkel von der helleren Haut abheben, sodaß diese mit ihren Verzierungen beinahe wie eine Karte des mitternächtlichen Himmels aussieht.



Die Gattin Molangis.

Ich habe thatsächlich eine dicke Lolo-Dame gesehen, welche sich das Vergnügen machte, ein ganzes Sonnensystem auf dem Rücken zu tragen, während man an einer ebenso großen Zahl von Auswüchsen auf ihrer stattlichen Brust alle Sterne der Milchstraße hätte abzählen können, und selbst dann noch einige Hände voll an den Beinen herab übrig gehabt hätte, um sie gegen die die Glieder der „Andromeda" bildenden Nebelstreifen einzusetzen.

Noch andere, und darunter namentlich die Bateke, welche, wie ich schon erwähnt habe, die Küsten des Stanley-Pool und das nordwestliche Ufer des Kongo von dem genannten Punkte bis in die Nähe der Mündung des Ubangi bewohnen, kerben Backen und Schläfen mit langen, schmalen Einschnitten ein, die viel Ähnlichkeit mit den Schnitten haben, welche der Schlächter auf dem Schweinefleisch macht, um demselben ein besseres Aussehen zur Anlockung von Käufern zu geben.

Von den um den Stanley-Pool wohnenden Bateke weiß man nicht, daß sie Kannibalismus treiben, obwohl man sie mehr als einmal, auch noch in neuerer Zeit, im Verdacht gehabt hat, daß sie bei der Feier des Leichen-

begängnisses eines Häuptlings in der Nähe von Ndolo und Mswa am Norduser auch zu anderem gebratenen Fleisch gegriffen haben, als demjenigen, welches die gesetzliche Trauer für solche Gelegenheiten vorschreibt. Ihre Vettern, die Apfuru am Alima, und die verwandten Bateke-Stämme in den französischen Gebieten des Kongobeckens müssen, wie ich fürchte, zu den Kannibalen des Kongo gezählt werden, obwohl nicht bekannt ist, bis zu welchem Grade dieser ekelhafte Gebrauch bei ihnen vorherrscht.

Die Balolo sind sich seltsamerweise in der Neigung, Menschenfleisch zu essen, nicht einig; denn während sie am Ruki als Anthropophagen bekannt sind, und Weiße, welche die weiten sumpfigen Ufer des Malinga besucht, durch persönliche Beobachtungen an einigen Teilen dieses Flusses dieselbe Praxis festgestellt haben, sind an anderen Stellen keine Spuren von Kannibalismus bei ihnen entdeckt worden, und auf Befragen haben die Leute dort jegliche Teilnahme an einer solchen Praxis bestritten.

Eine derartige Ableugnung, in Verbindung mit dem sanfteren Wesen und dem weniger wilden Aussehen der Leute gegenüber demjenigen der bekannten Kannibalen weiter flußabwärts, überzeugte die Reisenden, welche ihre Dörfer besucht haben, von der Wahrheit ihrer Behauptung, da dies das erste Mal war, daß sich Weiße unter diese Eingeborenen begeben und solche Fragen gestellt haben, für sie also keinerlei Grund vorhanden war, den Kannibalismus, wenn er wirklich Thatsache war, zu verheimlichen, weil sie nicht wissen oder ahnen konnten, wie sehr der Weiße diese Sitte verabscheut. Man darf aber nicht glauben, daß die Kannibalenstämme des Innern sämtlich bei jedem Akt ihres Lebens brutal sind; im Gegenteil, ich habe bei ihnen häufiger Züge von Liebe zu Weib und Kind beobachtet, als sich im häuslichen Leben der Leute des unteren oder Bakongolandes zeigen, die keine Kannibalen sind und nicht gern Blut vergießen, es sei denn bei religiösen Angelegenheiten.

Ein Eingeborener vom oberen Flusse umarmt seine Gattin, ehe er eine Kriegsexpedition antritt; er herzt sein Kind und läßt sich sogar herab, dem Säugling das Morgenbad im Flusse zu geben, wenn die Mutter hierzu nicht imstande ist; dagegen habe ich während meines ganzen Aufenthalts unter den Bakongo nur ein einziges Mal gesehen, daß ein Vater sein Kind küßte, aber nie einen Beweis von Zärtlichkeit zwischen Gatten und Gattin beobachtet.

Einst war ich mit einem Trupp von 80—100 Bangala, die als Soldaten für den unteren Kongo angeworben waren und sich nun auf dem Marsche nach ihrem Bestimmungsorte befanden, vom Stanley-Pool nach Boma, dem Sitz der Regierung, unterwegs; etwa 20 Frauen, die Gattinen der Vormänner,

begleiteten die Karawane und wankten unter großen Schmerzen den hügeligen Pfad entlang, da sie an so lange Märsche und so harte Wege in ihrem sumpfigen Heimatlande nicht gewohnt waren. Nach fünftägigem ermüdenden Marsche führte der Pfad uns an die Furt des Luasa-Flusses, dessen angeschwollene, uns bis zur Brust reichende Gewässer wir durchwaten mußten.

Die Männer gelangten ohne weitere Schwierigkeit, als daß ihnen die Haut naß wurde, hinüber, dagegen hatten die ermüdeten Frauen Mühe, in der starken Strömung sich auf den Füßen zu halten und sich hinüber zu arbeiten. Eine noch sehr jung und zart aussehende Frau fürchtete sich, in den Strom hinein zu gehen und stand zögernd am Ufer, als ihr Gatte, ein kräftiger junger Bursche von etwa 25 Jahren, ihre Angst bemerkte, an der erreichten Stelle im Flusse umkehrte und die Frau zärtlich auf den Arm nahm und auf seine Schulter setzte. Mit dieser weiteren Last schritt er wieder in den Fluß hinein und brachte die Frau wohlbehalten nach der anderen Seite, während letzteres mit allen Zeichen des Vertrauens und der Liebe seinen Kopf und Nacken umschlungen hielt.

Viertes Kapitel.

Betrachtungen. — Eine Flußscene. — „Ein fahrender Gesell.“ — Masanga und seine Folgen. — Ein verwundeter Wilder. — Mata Bwiki unterdrückt einen Streit.

Einige Bakongo-Träger, welche die Freundlichkeit des menschenfressenden Wilden gegen eine Frau beobachtet, sich selbst aber niemals einer ähnlichen Handlungsweise schuldig gemacht hatten, wußten vor Verwunderung nicht, was sie sagen sollten, und bemerkten dann lachend zu einander, ihre Frauen könnten lange am Ufer eines Flusses stehen, ehe man sie, die Männer, bei einer ähnlichen Dienstleistung beträfe. Und doch hatte der Bangala vermutlich schon mehr als einmal seine kritische Meinung über den Geschmack eines Feindes ausgesprochen, während die Verächter ehelicher Liebe schon bei den bloßen Gedanken, Menschenfleisch essen zu sollen, schaudern würden.

Es kommt mir selbst seltsam vor, wenn ich an die vielen miteinander in Widerspruch stehenden Gefühlsregungen denke, welche sich, wie ich oft bemerkt habe, im Leben dieser Wilden verraten; einen Augenblick sind sie vom Blutdurst beseelt und frönen den schrecklichsten Orgien, um sich im nächsten Moment vielleicht in lebhaftester Erwartung der Liebkosungen ihrer Gattinnen und Kinder der Heimat zu nähern; zu anderer Zeit sieht man ihn, geduldig die seltsame Umgebung der Weißen betrachtend, in seiner Erdhütte, wo er höflich den ungeschlachten und lächerlichen Versuchen seiner Gäste, sich in seiner Sprache auszudrücken, zuhört, ihnen mit einem Worte weiterhilft, wenn sie stocken, und die vielen Lücken in dem Verständnis durch ein rechtzeitiges Lächeln der Ermutigung, oder einen hoffnungslosen Versuch, seine Meinung den übrigen Zuhörern klar zu machen, auszufüllen sucht. Solche kleine Versammlungen — nachdem Speer und Schild an der Thür bei Seite gelegt und jung und alt im Schatten der roh gebauten Veranda zusammengekommen sind, um den Worten

der Weisheit zuzuhören, die mühsam aus dem Munde des Weißen kommen, wenn er die von den Führern der versammelten Gäste herbeigebrachten Geschenke an Hühnern, Bananen oder Malafu (Palmwein) in dunklen irdenen Krügen in Empfang genommen hat — bilden die angenehmsten Erinnerungen meines Lebens am Oberkongo.

Alles ist heiter und ruhig; Kanoes mit Fischern oder Jägern, die von der Jagd auf wilde Schweine in den Wäldern der größeren Inseln zurückkehren, gleiten geräuschlos in den tiefbeschatteten Kanälen umher. Das überall herrschende Schweigen bleibt ununterbrochen, bis anfänglich ganz schwach aus der Ferne, dann aber immer lauter anschwellend der starke, wilde Gesang einer Anzahl Elfenbeinhändler ertönt, die unter den aufgespannten bunten Regenschirmen in ihren mit Ballen roten Stoffes beladenen großen Kanoes, deren Ruderer bei jedem Schlage sich so kräftig zurücklegen, daß der Schaum in glänzenden Streifen fortgeschleudert wird, von Usindi oder Lulanga zurückkehren; allmählich dringt der Gesang in die schattige Veranda und mischt sich mit den summenden, lachenden, schwatzenden Stimmen in diesem Raum; draußen der blaue Himmel und das helle Sonnenlicht, die anscheinend nur dazu da sind, um die bronzefarbigen Gesichtszüge und die Reihen weißer Zähne der Weiber zu bescheinen, die Wasser vom Flusse bei der offenen Thür vorbei nach dem Dorfe tragen; alles vereinigt sich, um eine Scene friedlicher Schönheit zu bilden, welche auf den Beobachter einen mächtigen Eindruck macht. Unwillkürlich vergißt der Weiße, wenn er die gutmütigen, lächelnden Gesichter um sich her betrachtet, den Kannibalismus und die Grausamkeit, welche die Züge nur zu oft verdüstert haben, vergißt auch seine ferne Heimat mit ihrer Kälte und ihrem grauen Himmel und fühlt für den Augenblick nur Teilnahme und Übereinstimmung mit den ihn umgebenden menschlichen Wesen.

Ein amerikanisches Herophon, für das wir nur einen spärlichen Musikvorrat, aus etlichen stark beschädigten Blättern mit Märschen und Operettenmelodieen bestehend, besaßen, spielte eine wichtige Rolle bei diesen Versammlungen, und oft wurde ich, wenn die Unterhaltung stockte oder der Becher mit Malafu weniger häufig im Kreise herumging, von der Gesellschaft aufgefordert, ihr etwas auf dem Instrument vorzutragen. Ein Lolo, namens Indjolama, wollte nur die Walzermelodie „Ein fahrender Gesell, der zu der Laute singet", aus der Oper „Mikado" von Gilbert und Sullivan, hören und pflegte mich wiederholt des Morgens zu besuchen und mich zu bitten, ihm die runde Pappscheibe mit dieser Melodie zu zeigen und sie in der Orgel zu befestigen, worauf er dann den Griff drehte und den „fahrenden Gesell" so lange ableierte, bis

ich alle Ursache hatte, zu bedauern, daß er den Reiz der Musik auf das Herz des Wilden entdeckt hatte.

Oft wurde aber die Harmonie dieses Lebens in rauher Weise unterbrochen.

Als ich eines Nachmittags mit meinem Skizzenbuche einen Spaziergang durch das Eingeborenendorf machte, fand ich 200—300 Männer und Frauen um einen großen irdenen Krug mit Masanga, dem gegorenen Saft des Zuckerrohrs, sitzen. Ein bösartig aussehender, breitschulteriger Wilder hockte neben dem Topf und verteilte den kräftigen Trank mit einem an langem Stiele befestigten Schöpflöffel. Neben jedem Manne lagen die Speere auf der Erde, während viele von den Weibern mit untergeschlagenen Beinen auf den Kriegsschilden saßen, die aus Flechtwerk hergestellt und mit schwarzen Flecken in verschiedener Zeichnung verziert sind. Während ich die Gruppe noch betrachtete, in der Absicht, mir ein gutes Modell zum Abzeichnen auszusuchen, vernahm ich in der Ferne von zornigem Streite herrührenden Lärm, der eine Pause im Trinken eintreten und alle Versammelten aufhorchen ließ. Als der Lärm der streitenden Stimmen sich immer mehr steigerte, langten alle Männer neben sich und ergriffen die Speere, worauf sie sämtlich gleichzeitig in der Richtung des Gezänkes



Bangala-Sklavenmädchen.

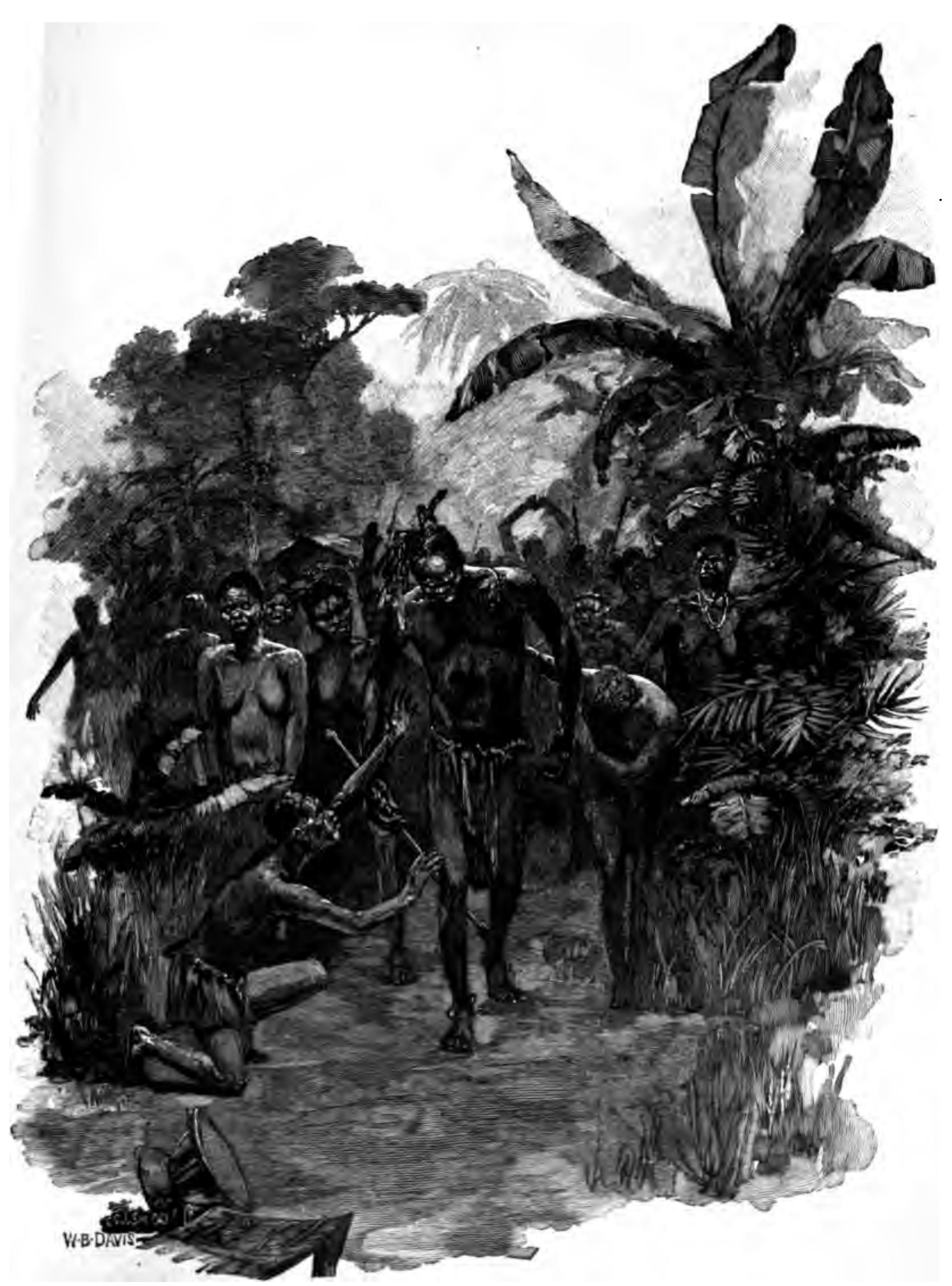
davonstürzten, gefolgt von den Weibern, die jammerten und händeringend ihre Gatten anflehten, dazubleiben. Gleich darauf war ich mit den umgestürzten Stühlen und dem halbgeleerten Masangakrug allein, und da ich der Scene des Blutvergießens, die sich jetzt abzuspielen im Begriffe stand, nicht beiwohnen wollte, so setzte ich mich hin und begann, die verschiedenen Formen der Eingeborenenstühle zu skizzieren. In der Ferne steigerte sich der Stimmenlärm immer mehr, in dem ich hin und wieder das Kreischen der Weiber vernahm, ein Zeichen, daß ihre Gatten oder Verwandten verwundet worden waren. Allmählich nahm das Zanken wieder ab und erfüllte nur noch das Wehklagen der Frauen die Luft, doch hörte ich gelegentlich, daß jemand mit rauher Stimme eine kurze, trotzige Ansprache hielt. Dann erblickte ich den zurückkehrenden Menschenknäuel. Der große, handfeste Wilde, der vorher dem Masangakrug präsidiert hatte, wankte vor den übrigen daher; die Federn seines Kopfschmuckes hingen geknickt auf die eine Schulter herab, er schleppte den großen Speer am Schafte auf dem Boden hinter sich her, stellte sich schweigend einen Augenblick vor mich hin und sagte dann zähneknirschend, während sein Körper vor Schwäche und Erschöpfung hin und her wankte:

„Keka, Nkumba" (Sieh, Schwarzer Habicht) — Nkumba oder Schwarzer Habicht war mein Name bei dem Bangala-Stamme — wobei er auf eine klaffende Wunde in der linken Schulter zeigte, aus welcher reichlich Blut hervorströmte. Seine jammernden Gattinnen näherten sich ihm und versuchten, ihn zu umarmen, während eine, bitterlich weinend, sich auf den Erdboden warf und mit den Armen seine Kniee umschlang, allein er schüttelte sie mehreremal rauh ab und schwang schließlich, ungeduldig werdend, in brutaler Weise den Speer um sich, wobei er mehreren der armen Frauen tiefe Fleischwunden versetzte.

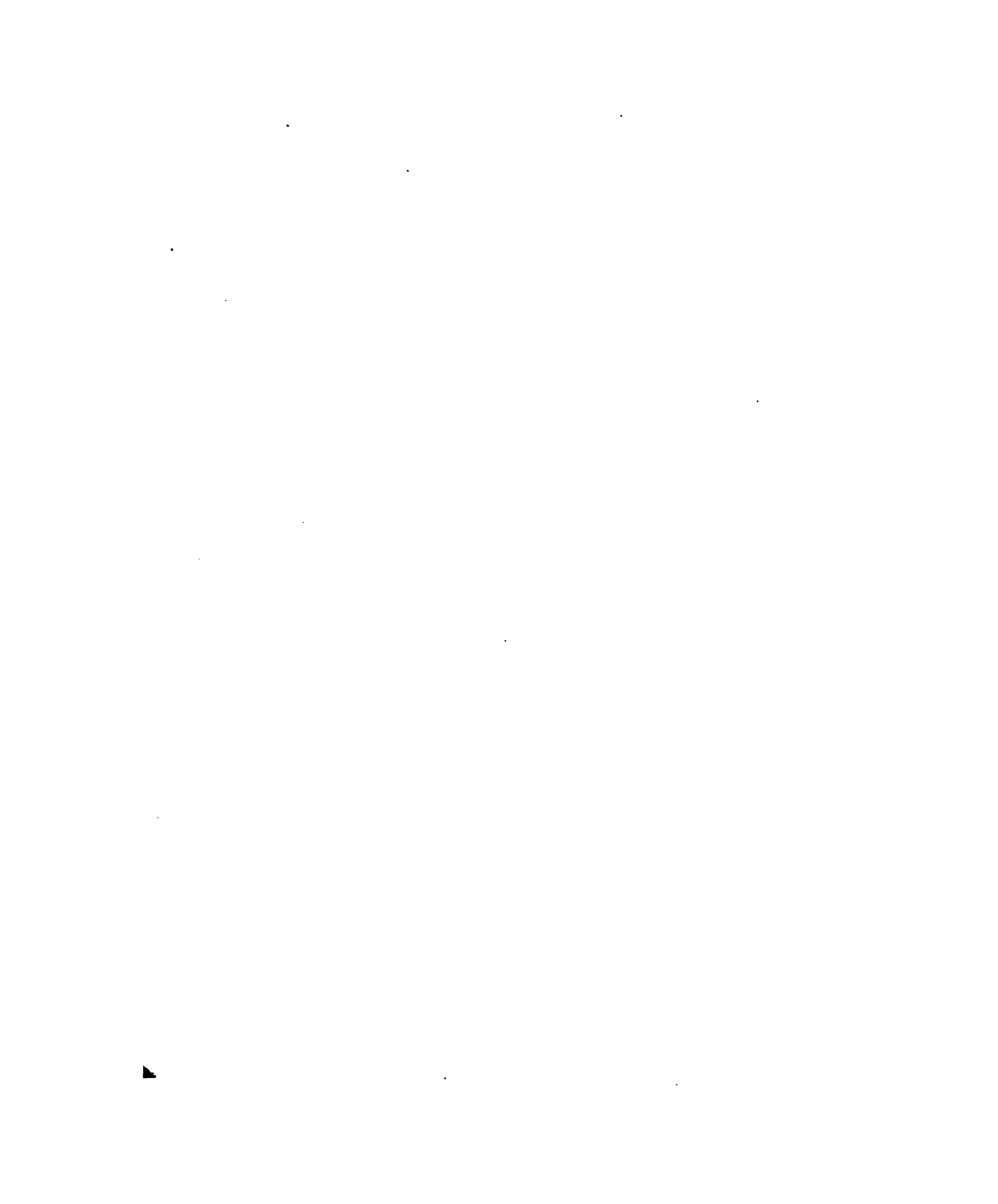
Es machte einen tiefen Eindruck, seine riesige Gestalt vor Schmerzen zittern, sein mit Blut und Staub bedecktes Haupt auf die Brust herabsinken zu sehen. Er war so voll unterdrückter Wut, daß er es nicht für wert hielt, zu sprechen, und knirschte nur mit den Zähnen, wenn er hin und wieder die erschreckten Weiber bedrohte, die jammernd und wehklagend einander in den Armen lagen.

Auf dem Heimwege führte der Weg mich durch das Dorf, wo der Streit stattgefunden hatte und ich zu meinem Entsetzen noch weitere grauenhafte Zeichen des Kampfes bemerkte, nämlich die Leichen von zwei Männern, welche mit Speeren erstochen waren.

Der Streit, der zu diesem blutigen Ende geführt hatte, war aus der einfachen Thatsache entstanden, daß ein Eingeborener ohne Erlaubnis das Kanoe



Er zeigte auf eine klaffende Wunde, aus der reichlich Blut hervorströmte.



eines andern benutzt hatte. Der rechtmäßige Eigentümer hatte dann eine geringe Entschädigung verlangt, die ihm verweigert worden war; von hitzigen Worten war es zu Schlägen gekommen, und endlich hatten auch die übrigen Wilden sich hineingemischt, die in halbberauschtem, erregtem Zustande nur zu gern sich an solchem Kampf beteiligen. Erst nachdem zwei Männer getötet und mehrere verwundet worden waren, war es dem alten Häuptling Mata Bwiki gelungen, den Streit zu unterdrücken.



Fünftes Kapitel.

Der erste Weiße, der Mobunga besucht. — „Was wollt ihr? Krieg?“ — Die Wilden werden durch das Musikinstrument besänftigt. — „Herr, wacht auf und nehmt euer Gewehr.“ — Eine blutige That.

Den Bangala gegenüber liegt an der anderen Seite des Kongo ein volkreiches Dorf, welches den Namen Mobunga führt. Die Bewohner sind von niedrigerem Typus als die Bangala, und ihre Gesichtszüge lassen deutlich ihre tierischen, wilden Naturen erkennen.

Als ich zuerst hörte, daß in ihrem Lande Elefantenherden vorkämen, fuhr ich mit einem großen Kriegskanoe in Begleitung von zwei Haussa-Soldaten, Eingeborenen aus den englischen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, und 35 Bangala-Eingeborenen über den Fluß.

Bei meinem Erscheinen herrschte drüben große Aufregung, da die Eingeborenen noch nie von einem Weißen besucht worden waren. Sie sammelten sich, als wir näher kamen, zu Hunderten am Ufer und wollten uns anfänglich nicht landen lassen, bis ein alter Häuptling sich durch die Menge drängte, durch Winken mit der Hand Schweigen befahl und in lautem Tone zu mir sagte: „Benu Bokuling unde, Itumba?“ (Was wollt ihr? Krieg?) Ich setzte ihm darauf auseinander, daß wir als Freunde kämen; die Bangala hätten mir von den großen Elefantenherden erzählt, welche durch die Wälder seines Landes schweiften, ich sei mit meinem



„Was wollt ihr? Krieg?“

Gewehr gekommen, um Elefanten zu schießen, von deren Fleisch ein Teil ihnen gehören sollte, und wünschte, in ihrem Dorfe zu schlafen.

Unter atemlosem Schweigen der versammelten Wilden erwiderte er, ich könnte mit meinen beiden Haussa-Soldaten in sein Dorf kommen, die Bangala müßten aber am Ufer bleiben, denn wenn man ihnen den Zutritt zum Dorf gestatte, würden vielleicht in Erinnerung an alte Stammesfehden Streit und Blutvergießen entstehen. Er fügte dann noch hinzu, ich müsse Blutsbrüderschaft mit ihm schließen, um meine guten Absichten zu beweisen. Mit dieser Vereinbarung war ich einverstanden und schickte die Bangala daher nach ihrem eigenen Dorf zurück mit der Weisung, mich nach vier Tagen wieder abzuholen.

Mehrere Stunden lang, bis zum Untergang der Sonne war ich von ganzen Scharen neugieriger, unangenehm riechender Wilder umringt, deren runde schwarze Augen eifrig jede meiner Bewegungen beobachteten. Die Ceremonie der Blutsbrüderschaft war ähnlich wie diejenige, welche ich mit Mata Bwiki, dem großen Häuptling der Bangala, durchgemacht hatte.

Um die Aufmerksamkeit der ungestümen Menge abzulenken, befahl ich Alakai, einem meiner Haussa-Soldaten, den Griff der kleinen Musikdose zu drehen, die ich stets bei mir führte. Das Instrument war auf die Melodie: „Home, sweet Home“ gestellt, allein leider war infolge der vielen Püffe, der Feuchtigkeit und des zerstörenden Einflusses des afrikanischen Klimas die wunderhübsche Weise kaum zu erkennen. Die Wilden hörten aber mit Vergnügen dem Klimpern des kleinen Instruments zu, stießen sich einander an, blickten mit weit geöffneten Augen den wunderwirkenden Kasten an und bedeckten vor Staunen und Freude den offenen Mund mit der Hand. Die ihnen angeborene Liebe zur Musik war in ihnen erweckt, und schlangenartig schwankten sie im Takte der Musik mit dem Körper hin und her.

Bald nach Sonnenuntergang blieb ich mit meinen beiden Haussa-Soldaten in einer verfallenen alten Grashütte ohne Seitenmauern allein und legte mich nach einem aus Mais und Bananen bestehenden frugalen Abendessen, und nachdem ich meine wollenen Decken ausgebreitet und das Moskitonetz aufgehängt hatte, zur Ruhe nieder.

Obwohl ich die Haussa zu beiden Seiten des kleinen Grasdaches als Schildwachen postiert hatte, schlief ich doch nur unruhig, bis ich gegen Mitternacht dadurch aufgeweckt wurde, daß Alakai seinen schwarzen Kopf in das Moskitonetz hineinsteckte.

„Herr, Herr, wacht auf und nehmt Euer Gewehr!“ sagte er in heiserem Flüstertone.

Im nächsten Augenblick war ich auf den Füßen und bemerkte hier und dort das Glitzern von Speerspitzen zwischen dem dichten Blattwerk der Bananenbäume, von denen sich junge Pflanzungen auf beiden Seiten meiner Hütte ausdehnten.

In aller Stille bereiteten wir unsere Munition und Gewehre für einen Angriff vor. Es war vollständig hoffnungslos, an ein Entkommen zu denken, da wir uns volle anderthalb Kilometer vom Flußufer befanden, und ich sah in Gedanken deutlich unsere Lage vor mir, während ich die Ohren anstrengte, um jedes geringste Geräusch zu hören, das uns ihre Bewegungen verraten konnte. Wir waren drei gegen viele Tausend, hatten keine Hülfe zu erwarten und sahen daher unser Schicksal voraus. Jeden Augenblick erwarteten wir, daß die Wilden mit Geheul gegen uns heranstürmen würden, doch hatten wir wenigstens den einen Trost, daß wir imstande waren, unser Leben teuer zu verkaufen, da wir gute gezogene Büchsen hatten, während die Eingeborenen nur mit Messern und Speeren bewaffnet waren. Langsam verging die Zeit, doch waren wir noch immer unbelästigt geblieben; alles blieb still, nur hörten wir hin und wieder das heisere Geflüster der Eingeborenen, die sich in dem Schatten der anmutigen Bananenblätter gesammelt hatten. Plötzlich vernahmen wir in der Ferne den Lärm zorniger Stimmen, die sich uns rasch näherten; dann kam das Geräusch gegen uns heranstürmender Schritte, und im nächsten Augenblick sahen wir drei oder vier dunkle Gestalten vorbeieilen, verfolgt von einem Knäuel von Bewaffneten, deren Speere und Messer im hellen Mondschein glänzten, während der aus Federn bestehende Kopfschmuck beim Laufen hin und her wogte und die schweren eisernen Beinringe und Halsbänder klingelten und rasselten, als die Eingeborenen ihrer Beute nachjagten. Ihnen schlossen sich die Leute an, welche sich bis dahin unter den Bananenbäumen verborgen gehalten hatten, bis allmählich der Lärm in der Ferne schwächer wurde, wo er in durchdringendem Gekreisch und Stöhnen wieder seinen Höhepunkt erreichte. Dann wurden wir durch einen gellenden Verzweiflungsschrei elektrisiert, worauf alles still wurde und wir nur noch in der Ferne das leise Murmeln von Stimmen hörten, das aber nach und nach wieder stärker wurde, als die Eingeborenen in der Richtung nach uns zurückkehrten. Was konnte das alles zu bedeuten haben? Atemlos warteten wir, mit dem Gewehr in der Hand auf jede Eventualität vorbereitet. Das Menschengewirr schlug auf dem Rückwege einen anderen Pfad ein, und in der ungewissen Beleuchtung sahen wir mindestens zweihundert Bewaffnete, die im Gänsemarsch auf einem entfernten Wege dahinzogen. Aus dem Ton ihrer Stimmen ließ sich auf ihre Befriedigung schließen. Gelegentlich vernahm ich auch brutales Lachen und hörte, daß einer der jungen Burschen den Schrei

nachahmte, den wir gehört hatten. Nach und nach wurde das Geräusch ihrer Stimmen schwächer, bis schließlich alles wieder still war.

Bei dem Nachgrübeln über dieses geheimnisvolle Benehmen fiel ich wieder in Schlaf und schlief ungestört bis zum Anbruch des Tages, worauf ich mich erhob und besorgt um mich blickte, um die Bedeutung des seltsamen Lärms und der Bewegungen in der Nacht zu entdecken. Bald näherten sich mir einige Gruppen von Eingeborenen, die aber lächelnden Mundes nur die Achseln zuckten und bei allen meinen Fragen sagten: „Sambi te" (Gar nichts).

Entschlossen, die Sache aufzuklären, nahm ich meine Doppelflinte und verfolgte unter dem Vorwande, ein Perlhuhn für mich zum Frühstück schießen zu wollen, die Fußspuren der Leute, die in der Nacht in solcher Erregung bei meiner Hütte vorbeigestürzt waren. Etwa 200 Meter entfernt entdeckte ich plötzlich beim Weiterschreiten zu meinem Entsetzen im Dickicht einen blutigen Kopf und einige Schritte weiter den kopflosen Körper eines nackten Weibes. Später erfuhr ich, daß die Frau mit einigen anderen, die aber in der Dunkelheit des Waldes entkommen waren, einen unbedeutenden Akt des Ungehorsams begangen hatte, wofür sie in dieser brutalen Weise ermordet worden war.



Frau aus Upoto.

Oberhalb der Bangala- und Mobekastämme findet man die lange Reihe der Upoto-Dörfer, welche sich an den Fuß der hier bis zur Höhe von 60—75 Meter ansteigenden grünen Hügel auf dem Nordufer des Kongo anschmiegen. Die Stammesmerkmale sind hier ganz anders als die, welche man in anderen Teilen des Kongolandes trifft, indem das ganze Gesicht eine einzige Masse von Narben bildet und sich runde Linien von Anschwellungen, größer als eine Erbse, auf der Haut um die Augen, auf der Stirn bis hinab zu den Backenknochen und überall dort bilden, wo ein Quadratzoll Oberfläche die freie Entwickelung der abscheulichen Praxis gestattet.

Sechstes Kapitel.

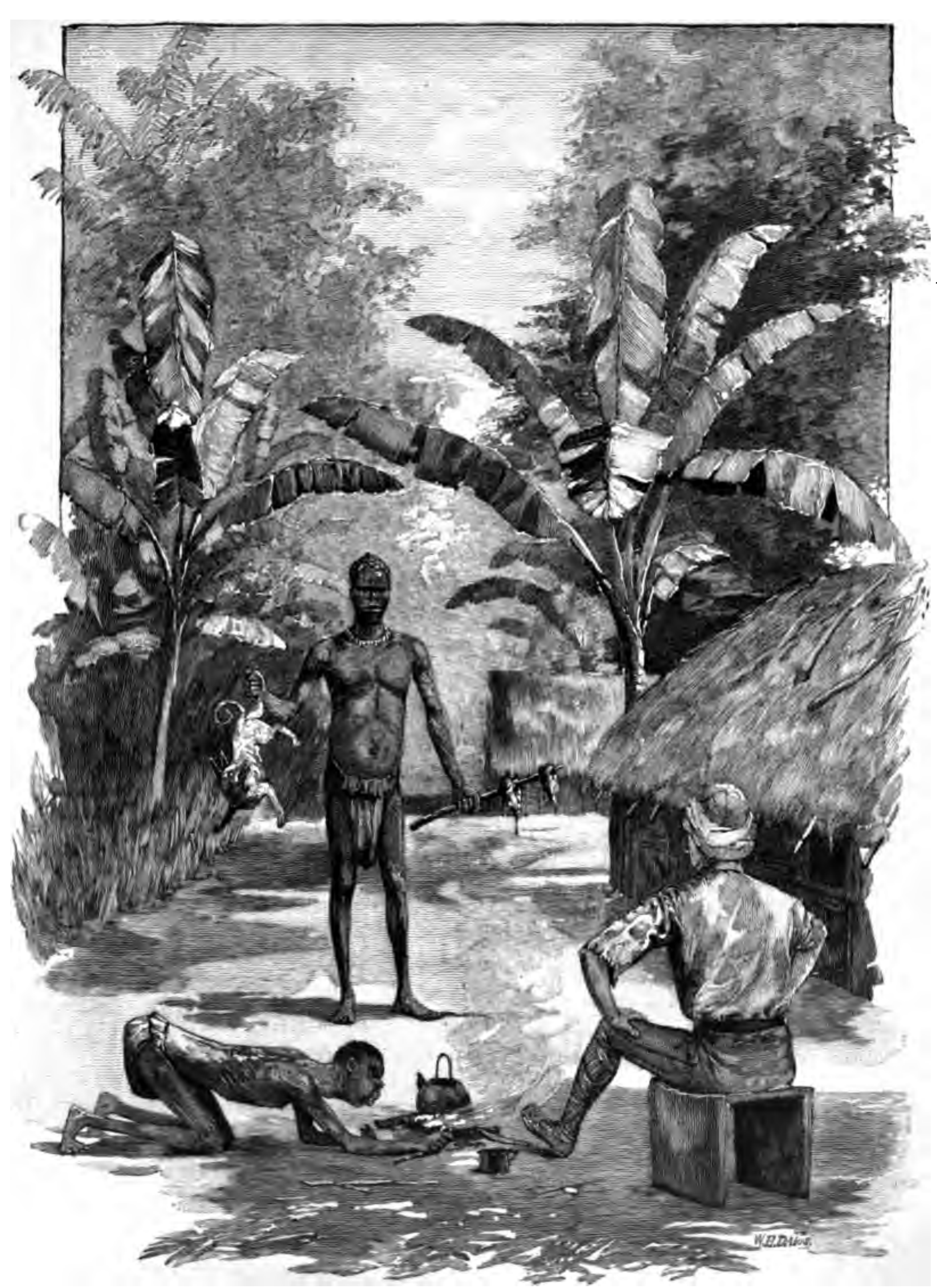
Nackte Weiber. — Saumselige Begrüßung in Upoto. — Freundliches Angebot eines Hundes. — Die Wilden am Aruwimi. — „Watschongera Meno“ (Stämme mit gefeilten Zähnen). — Rösten des Menschenfleisches.

Die Upoto-Leute sind die nacktesten der Kongostämme, da die Männer sich nur leicht mit Stoffen aus Gras oder Palmfaser bekleiden, während die Weiber vollständig nackt gehen und keine andere Bedeckung haben, als welche die Vernarbung und das Einschneiden der Körperhaut ihnen gewährt.

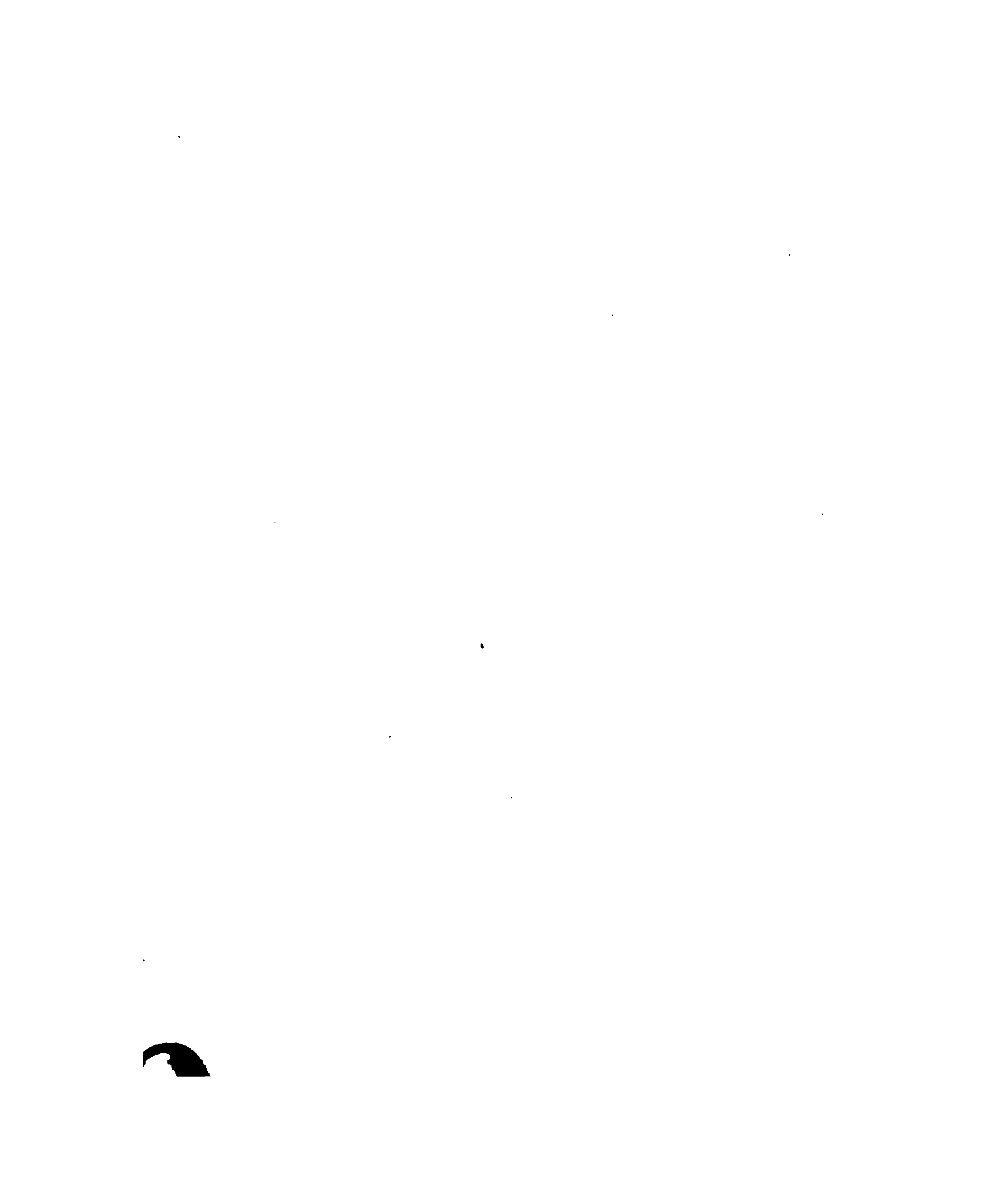
Der Kannibalismus ist in den Upotodörfern noch ebenso im Gange, wie er es zu irgend einer Zeit in Bangala gewesen ist, und häufig werden Sklaven und Kriegsgefangene geopfert, um diesen unnatürlichen Appetit zu stillen. Hunde gelten als Leckerbissen und werden gemästet, um verspeist zu werden.

Auf meinen Reisen am Oberkongo passierte es mir einmal, daß ich mich einer der Niederlassungen in Upoto gegen Abend näherte. Meine in den Kanoes befindlichen Begleiter hatten das Aussehen von Arabern, und ohne Zweifel wurden wir beim Näherkommen von den Eingeborenen für Beutejäger gehalten, denn als wir landeten, war das Dorf leer. Alles war geflohen, doch brannten die Feuer in den Hütten noch hell, und die Bewohner hatten vor dem Herannahen der gefürchteten Araber, deren böser Ruf sich schon durch das ganze Land verbreitet hatte, so schnell die Flucht ergriffen, daß auf einigen Feuern noch die Töpfe mit der unangerührten Abendmahlzeit standen.

Wir lagerten uns die Nacht über in dem verlassenen Dorfe und riefen hin und wieder den Eingeborenen, die sich, wie wir überzeugt waren, innerhalb Hörweite versteckt hielten, zu, wir seien Freunde und wollten Lebensmittel von ihnen kaufen. Im Laufe der Nacht erhielten wir auf unser freundliches Entgegenkommen keine Antwort; beim ersten Tagesgrauen wurden wir aber durch



Beweis seines guten Willens.



die Gestalt eines Wilden überrascht, den wir aus einem Waldgürtel hinter den Anpflanzungen des Dorfes heraustreten sahen.

Der Eingeborene schritt quer über die Maniokfelder, begab sich unter den Schutz der Paradiesfeigenbäume bis in der Nähe der Hütten, in denen wir die Nacht zugebracht hatten, und beobachtete von diesem vorteilhaften Punkte aus beständig uns und unsere Umgebung. Da das Resultat seiner Beobachtung befriedigend ausfiel und seine scharfen Augen nirgends eine von uns vorgenommene Beschädigung oder eine Beraubung der Häuser zu entdecken vermochten, kam er herbei, um uns zu begrüßen. Wir waren überrascht von seiner robusten und kräftigen Gestalt und seinem würdigen Benehmen, das man übrigens oft bei den Wilden findet; seine spärliche Bekleidung ließ die muskulöse Entwickelung des Körpers erkennen. Um den Hals hatte er ein Halsband von Menschenzähnen und in der Hand trug er an einem der Hinterbeine einen Hund von der elenden Pariarasse, die man in jedem Dorfe in Zentralafrika antrifft. Er hielt uns in verführerischer Weise das Tier, sowie einige auf einen Stock gespießte ungekochte Stücke Fleisch hin, dessen Ursprung wir nur dunkel ahnen konnten, und teilte uns mit freundlichen Worten mit, er schlösse aus der Thatsache, daß wir sein Eigentum und seine sonstigen Dinge geachtet hätten, daß wir anständige Leute und wirklich Freunde seien, wie wir ihm schon durch unsere Zurufe in der Nacht versichert hätten. Als Beweis seines guten Willens biete er uns den Hund und die Fleischstücke an, damit wir eine gute Mahlzeit halten könnten und sein Dorf nicht hungrig zu verlassen brauchten.


Mädchen aus Upoto.

Wir konnten keine Worte des Dankes für unsern Wirt finden, sondern lehnten sowohl den Hund, wie das Menschenfleisch, denn solches war es, wie wir fanden, mit solchem Nachdruck ab, daß unser Freund völlig überrascht gewesen sein muß. Dann verließen wir das Dorf, ganz entsetzt von der uns angebotenen Mahlzeit und doch mit dem Gefühl, daß der unter den Bananenbäumen stehende Eingeborene mit dem zurückgewiesenen heulenden, winselnden

Hunde auf dem Arm und den von bitterer Enttäuschung überschatteten Zügen eine höchst komische Figur spielte, wie man sie mit der Handlungsweise des Kannibalismus nicht oft in Verbindung bringt.

Oberhalb Upoto findet man die wildesten aller Stämme, die bis jetzt im Kongothale entdeckt worden sind, und zwar sind dies die Eingeborenen, welche den Ufern des Aruwimi entlang wohnen, von Basoko an der Mündung bis soweit hinauf, wie man bisher hat gelangen können. Wie der Zustand dieses Landes gewesen ist, ehe die Verwirrung daselbst durch das Eindringen der Araber auf der Suche nach Elfenbein und Sklaven noch gesteigert worden ist, läßt sich jetzt unmöglich sagen, denn als die ersten Weißen die Basoko erreichten, fanden sie, daß die Araber bereits ihre Raubzüge durch diese Gebiete unternommen und begonnen hatten, jenes System, die Dörfer anzugreifen und die Bewohner in die Sklaverei fortzuführen, in Scene zu setzen, das man jetzt am ganzen Lauf des Aruwimi und so weit nach Norden und Osten, wie unsere Kenntnis von dem Lande reicht, im vollen Gange findet.



Typus vom Aruwimi.

Die Folge von allem diesen ist, daß jedes Dorf sich in Fehde mit seinen Nachbarn befindet. Jeder fürchtet alle Eingeborenen außer den Bewohnern seiner unmittelbaren Umgebung; sollte er das Unglück haben, von einem der benachbarten Stämme gefangen genommen zu werden, so wird er getötet und aufgefressen oder vielleicht, wenn seine Gefangennehmer freundliche Beziehungen

zu den Arabern unterhalten, an diese verkauft. Im ganzen Lande herrscht ein Zustand der vollkommensten Unordnung, und es ist etwas ganz Gewöhnliches, von den Arabern zu hören, daß die Überlebenden eines von ihnen angegriffenen Dorfes von den Bewohnern eines benachbarten Ortes, zu denen sie geflohen waren, um Zuflucht zu suchen, aufgefressen worden seien.

Andererseits kommt es zuweilen aber auch vor, daß die Sache umgekehrt ausfällt und die Araber im Kampf den Kürzeren ziehen, worauf dann alle, die den Eingeborenen in die Hände fallen, sofort getötet und gefressen werden, ein Verbrechen, das zu neuen Angriffen auf die „Watschongera meno“ oder Stämme mit gefeilten Zähnen, wie sie von den Arabern genannt werden, führt, um die Verluste zu rächen. Wie mir Nassaro ben Sauf, ein arabischer Anführer, bei der Rückkehr von einem Raubzuge weit den Fluß hinauf nach dem unteren Aruwimi mitteilte, waren die Eingeborenen am oberen Laufe mit Messern, Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet und hatten sie einige seiner Leute, die das Unglück gehabt hatten, ihnen in die Hände zu fallen, gefangen und aufgefressen; dann hatten sie ihm sogar, entweder um ihn herauszufordern oder um ihm einen Schrecken einzujagen, bei Nacht die Köpfe zugeschickt.



Aruwimisklavin mit ihrem Kinde.

Bei einer anderen Gelegenheit verlor Selim bin Mohammed, der Führer einer



Um Feuer röstendes Menschenfleisch.

Abteilung von Tippu-Tibs Leuten am Aruwimi bei dem von einem seiner nach diesem Distrikt abgesandten Unterbefehlshaber geleiteten Angriff auf die Eingeborenen oberhalb der Jambujastromschnellen 10 Mann von seiner Manjema-Truppe.

Voll Wut über diesen Verlust, beschloß Selim, am nächsten Tage mit allen seinen Leuten den Fluß hinaufzufahren und die feindlichen Eingeborenen zu vernichten, doch fand er, als er den Schauplatz des Kampfes am Tage vorher erreichte, daß die Wilden, 200 an der Zahl, in der Nacht mit den Kanoes entflohen und den Fluß hinunter gerudert waren, während die wenigen noch im Dorf zurückgebliebenen sich bei der Ankunft der Araber bemühten, mit drei Kanoes ebenfalls zu entfliehen. Er schoß zwei von ihnen nieder und verwundete mehrere. Bei der Landung entdeckte er Kochtöpfe mit Teilen von Gliedmaßen und Knochen seiner beim ersten Kampfe getöteten Leute, sowie die mit Schnüren an Büsche am Ufer gebundenen Finger,

welche die Eingeborenen auf ihrer eiligen Flucht flußabwärts zurück zu lassen gezwungen gewesen waren.

Während meines Aufenthalts am Aruwimi erfuhr ich von den Arabern, daß in kurzer Entfernung von dem Orte, wo ich mich gelagert hatte, ein Kannibalendorf sei. Infolgedessen machte ich mich eines Morgens in Begleitung eines Sansibarknaben Namens Maojuta, der mein Gepäck tragen mußte, und Fidas, einer den Arabern gehörenden Eingeborenenfrau, welche die Sprache der Wilden in Kisuaheli, die Sansibarsprache, verdolmetschen konnte, auf den Weg, um jenes Dorf zu besuchen. Bei der Ankunft daselbst trug der erste Mann, den ich bemerkte, vier große Stücke Menschenfleisch, an dem die Haut



Grab eines Häuptlings.

noch vorhanden war, an einem Stocke, und ich erfuhr durch Fida, daß die Bewohner am Morgen einen Mann getötet und das Fleisch geteilt hätten. Später traf ich eine Anzahl Leute, die um ein Feuer hockten, an dem das schauderhafte Fleisch, auf Stäbe gespießt, briet. Maojuta stürzte erschrocken und entsetzt ins Dickicht zurück, und auch ich verließ das Dorf rasch wieder, da ich mich von der Wahrheit der von den Arabern erzählten Geschichten überzeugt hatte und keineswegs den Wunsch hegte, einer noch weiteren Bestätigung derselben beizuwohnen.

Die Zeit und der Einfluß weißer Männer von ehrenhaftem Charakter, wie Missionare, Händler und Regierungsbeamte, die unter ihnen wohnen und sich

für das Leben und die Wohlfahrt der Eingeborenen interessieren, werden unter den Stämmen am Oberkongo große Veränderungen bewirken. Wenn die Zivilisation sich ausbreitet und das Wesen der Weißen auch den Bewohnern des fernen Innern bekannt wird, wird der Wunsch, die vor ihren Blick getretene angenehmere Lebensweise nachzuahmen, in der Brust dieser armen afrikanischen Wilden sich entwickeln, die dann hoffentlich von der unter ihnen wütenden verheerenden Geißel der arabischen Sklavenjäger befreit sein werden.



Tippu-Tib.

Siebentes Kapitel.

Tippu-Tib. — Bemühungen der Mächte zur Verhinderung der Sklaverei. — Der arabische Gouverneur der Stanleyfälle. — Livingstones Schilderung von Tippu-Tib. — Ein amüsanter Vorfall in der Äquatorstation.

Trotz der Bemühungen, die Ausfuhr von Sklaven von Sansibar zu verhindern, und ungeachtet der Opposition von mehr als einer der großen europäischen Mächte gegen ihr Vorgehen sind die Sansibar-Araber der Ostküste bis in die entferntesten Orte der mittleren Zone des Kontinents vorgedrungen; trotz aller Proteste der Civilisation setzen sie bis auf den heutigen Tag ihr Gewerbe fort, verheeren das Land und verlachen den Geschützdonner einer blockierenden Flotte ebenso, wie die Befehle ihres Herrschers, des Sultan von Sansibar.

Der Häuptling dieser Beutejäger und seltsamerweise gleichzeitig der anerkannte Vertreter einer Regierung, welche die Civilisation von Afrika und die Befreiung seiner Bewohner von diesen Raubzügen ins Auge gefaßt hat, ist Hamed ben Mohammed bin Djuma, noch besser unter dem Namen Tippu-Tib bekannt.

Er ist nicht nur der Gouverneur des Gebietes des Kongo-Freistaates an den Stanleyfällen, sondern auch der Führer der Araber, die sich in dem genannten Distrikt niedergelassen haben und deren Zweck bei ihrer Hinkunft nach dort in direktem Widerspruche zu den Absichten und der Politik des Freistaates steht. Es scheint seltsam, ja beinahe unglaublich, daß ein Mann zwei sich derartig gegenüberstehende Parteien vertreten kann, doch hoffe ich, in diesem Kapitel deutlich zu machen, daß Tippu-Tib sich als ein vollständig treuer Diener der Regierung erweisen kann, während er gleichzeitig die Rolle des arabischen Führers beibehält und einen mächtigen Einfluß ausübt, einen Einfluß, der,

wenn er auch nicht stark genug ist, um die Neigungen seiner Bundesgenossen und Freunde gänzlich zu unterdrücken, doch genügt, um den Frieden in seinem eigenen unmittelbaren Distrikt ungestört zu erhalten und diejenigen, die Sklaven für ihre Karawanen nach der Ostküste brauchen, zu veranlassen, sich weiter im Innern Opfer zu suchen.

Seit seiner Ernennung zum Gouverneur der Stanleyfälle ist Tippu-Tib in seinem Verkehr mit der Kongoregierung bestrebt gewesen, die Wünsche seiner europäischen Freunde so viel wie möglich zur Ausführung zu bringen. Wo es nur in seiner Macht lag, einem Weißen zu helfen, hat er es an seiner Hülfe nicht fehlen lassen, und diejenigen Reisenden, welche sich unter seine Macht begeben und seinen Beistand in Anspruch genommen haben, besitzen keinen Grund, sich über die ihnen von Tippu-Tib zu Teil gewordene Behandlung zu beklagen.

Dr. Oskar Lenz und sein Gefährte Baumann, sowie der Schwede Gleerup, der in Begleitung der Karawane Tippu-Tibs Afrika zu einer Zeit durchquerte, als der arabische Häuptling kurz vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den von ihm zurückgelassenen und mit der Obhut seiner Waren beauftragten Leuten und dem Stationsoffizier des Staates die Fälle verließ, haben sämtlich eine Freundschaft und Gastfreiheit erfahren, wie ein Freund sie dem anderen zu Teil werden läßt.

Diese Thatsache darf man nicht außer acht lassen, wenn man Tippu-Tib beurteilen will, denn bei einem guten Muselmanne, wie Tippu-Tib sein will, ist es sehr wohl möglich, daß er gegen diejenigen, welche als Freunde zu ihm kommen, sanft, höflich und zuvorkommend ist, während er gleichzeitig das Blut der Ungläubigen wie Wasser vergießt; ja, noch mehr, seine Religion empfiehlt sogar dem getreuen Sohne, der mit dazu beitragen will, die ganze Welt dem wahren Glauben zu gewinnen, die Ungläubigen auszurotten, und es giebt sicherlich keine Menschen, die noch ungläubiger und heidnischer sind, als die Wilden, mit denen die Araber auf ihren Märschen durch Centralafrika in Berührung kommen.

Daher rührt es, daß man in Tippu-Tib einen Gentleman von schmeichlerischer orientalischer Artigkeit findet, wenn er mit Weißen zu thun hat, die, obwohl ebenfalls Ungläubige, doch Achtung beanspruchen können, während man ihn zu anderen Zeiten rücksichtslos grausam sieht, sobald es gilt, seine Autorität über die wilden Stämme zu behaupten, die zu unterjochen er in seinem Streben, reich zu werden, für notwendig hält.

Nun, da er dieses Ziel fast erreicht hat, ist er ohne Zweifel nicht abgeneigt, sich befriedigt auf seinem Haufen von Elfenbein niederzulassen, wohlgefällig seine Umgebung zu betrachten und sich mit den Weißen zu befreunden.

Im Aussehen ist Hamed bin Mohammed einem alten weißbärtigen Neger nicht unähnlich, da seine Hautfarbe, was wohl auf das Negerblut seiner Mutter und möglicherweise auch seiner Großmutter zurückzuführen ist, tiefschwarz ist, allein in seinem Blick liegt Intelligenz und Raschheit der Auffassung, welche sofort die Abkunft von anderen Vorfahren verraten.

Vielleicht liefern die Schilderungen in den Werken Livingstones und Stanleys von ihrem Zusammentreffen mit dem schon damals berühmten Araber das beste Bild, das man von seiner Erscheinung geben kann, nur haben die Jahre ihre Last auch bei ihm mit sich gebracht, die aufrechte Gestalt etwas gebeugt und den Schnee des Alters auf den früher schwarzen Bart gestreut.

Livingstone spricht in seinen „Letzten Tagebüchern", Seite 182, folgendermaßen von ihm:

„29. Juli 1869. Ich ging 2½ Stunden westwärts nach dem Dorfe Ponda, wo ein arabischer Anführer lebt, der von den Eingeborenen „Tipo Tipo" genannt wird; sein Name ist Hamid bin Mohammed bin Djuma Boradjib. Er schenkte mir eine Ziege, ein Stück weißen Baumwollenstoffes und vier große Bündel Glasperlen, sowie einen Sack Negerhirse, und bat mich um Entschuldigung, weil es so wenig sei."

Ferner bemerkt Livingstone auf Seite 168:

„Die Eingeborenen sind rasch dabei, eine Eigentümlichkeit an einem Menschen zu entdecken und ihm einen darauf bezüglichen Namen zu geben. Die Eroberer eines Landes suchen ihnen zuvorzukommen, indem sie sich selbst einen aussuchen. Susi erzählt, daß als Tipo Tipo bei der in Nsama eroberten Beute stand, er dieselbe dichter zusammengeschoben und gesagt habe:

„Jetzt bin ich Tipo Tipo, d. h. der Sammler von Reichtum"."

Stanley, der später, im Oktober 1876, auf seinem Marsche durch den dunklen Weltteil zu Tippu-Tib kam, giebt im zweiten Bande eine noch lebhaftere Schilderung von seinem Empfange bei dem Araber:

„Zuletzt kam der berühmte Hamed bin Mohammed, alias Tippu-Tib, oder wie der Name von den Eingeborenen auch ausgesprochen wird, Tipo-Tib oder Tibbu-Tip.

Er war ein großer schwarzbärtiger Mann von der Hautfarbe des Negers, in der Blüte seines Lebens, aufrecht und rasch in seinen Bewegungen, ein Bild der Energie und Kraft. Er hatte hübsche, intelligente Züge, mit einem nervösen Zucken der Augen, und glänzend weiße, vorzüglich geformte Zähne. Begleitet wurde er von einem großen Gefolge junger Araber, die zu ihm als Häuptling aufblickten, sowie etwa zwanzig Wangwana und Wanjamwesi, die er ungefähr 1500 Kilometer weit durch Afrika geführt hatte.

Mit der Miene eines wohlerzogenen Arabers und beinahe höfisch in seinem Wesen hieß er mich im Dorfe Mwana Mambas willkommen, worauf wir, da seine Sklaven mit Matten und Kissen zur Hand waren, uns einander gegenüber niederließen, während unter den Zuschauern ein Summen der Bewunderung über sein Benehmen erscholl.

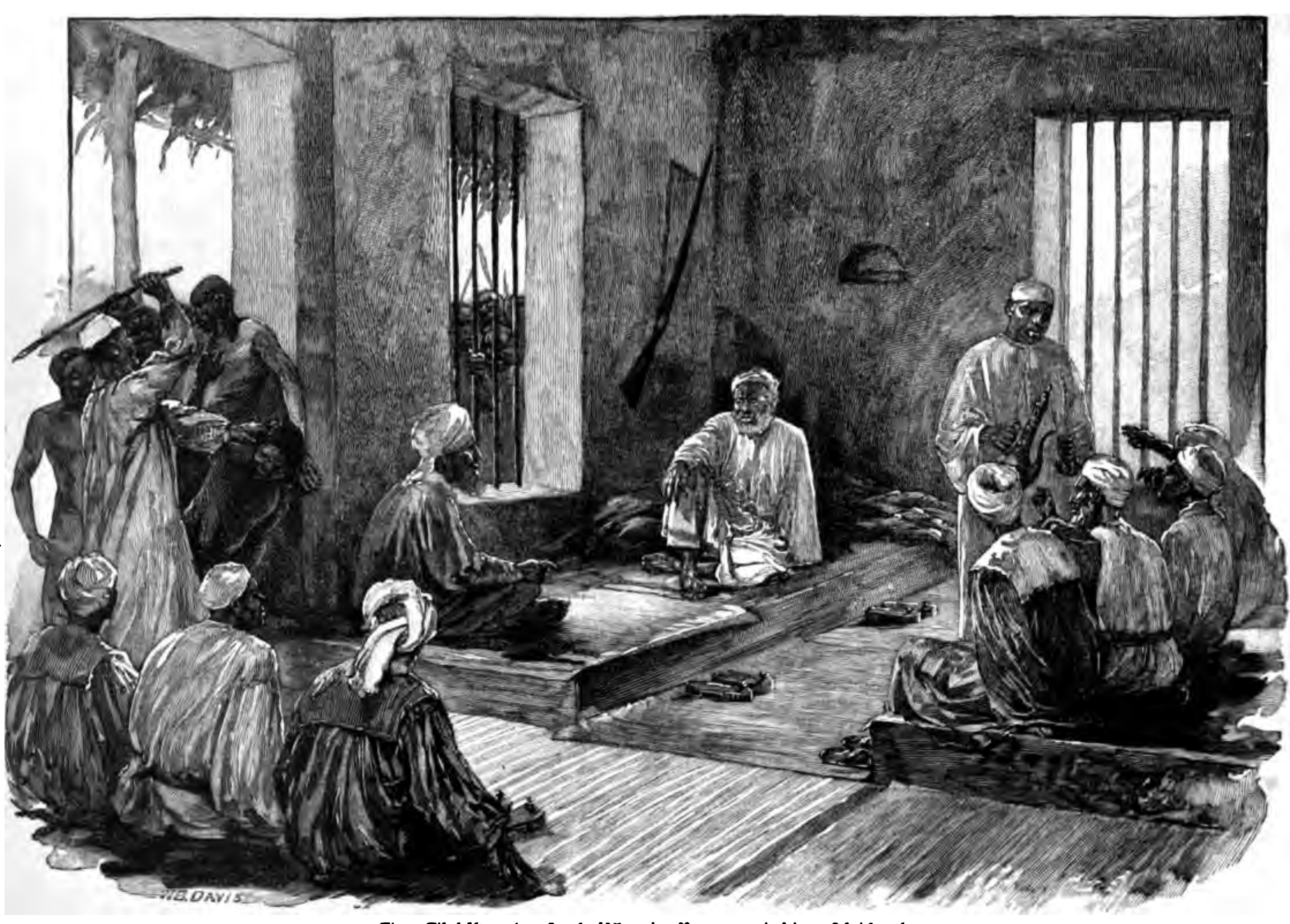
Nachdem ich ihn einige Minuten betrachtet hatte, gewann ich die Überzeugung, daß dieser Araber ein hervorragender Mann sei, der hervorragendste, der mir unter den Arabern, Wasuaheli und Mischlingen in Afrika vorgekommen war.

Er war sauber in seiner Person; seine Gewänder waren von fleckenloser Weiße, seine fezartige Mütze nagelneu, sein Leib von einem reichen Dowlé umgürtet, sein Dolch mit prächtiger Silberfiligranarbeit verziert und sein ganzes Äußere das eines arabischen Gentleman in sehr behaglichen Verhältnissen."

Livingstone giebt, wie man sehen wird, eine andere Übersetzung von dem Beinamen „Tippu-Tib", als ich ihn sonst allgemein habe erklären hören. Am Kongo wird jetzt als feststehend angenommen, daß die Eingeborenen der Distrikte, in denen er zuerst Krieg geführt hat, ihm den Namen gegeben haben, weil das rasch wiederkehrende Knallen seiner vielen Gewehre, als die Beutejäger in den Plantagen der Dörfer darauf losschossen, den erschreckten Bewohnern wie „tip u tip, tip u tip" ins Ohr geklungen habe. Was aber auch die eigentliche Bedeutung des Namens sein mag, er ist an ihm haften geblieben und jetzt nah und fern in ganz Centralafrika bekannt, da selbst die im Westen, in der Nähe des atlantischen Ozeans lebenden Stämme die rätselhaften Silben angenommen haben. Auch die Bakongo-Träger, die mit ihrer schweren Last in der Kataraktenregion dahinschwanken, sprechen an den Rastplätzen zu ihren Freunden von dem seltsamen und fast phantastischen Wesen, das in dem weitentfernten „Singitini" herrscht und ebenso viele Gewehre wie der weiße Mann besitzt.

Als Stanley und seine Expedition auf dem Wege zum Entsatz Emin Paschas bei der Äquatorstation Halt machten, ereignete sich dort ein amüsanter Vorfall. Ein Eingeborener des Distrikts war herbeigekommen, um sich die große Menge fremder Leute zu betrachten, die sich von der Flotille von Dampfern ausgeschifft und sich über das ganze Gebiet der Station zerstreut hatten, und sagte, an Tippu-Tib herantretend, der mit seinem Dolmetscher Selim am Ufer stand:

„Ihr geht also nach Singitini hinauf? Ich will auch dorthin. Ich hatte einen Freund, der dort mit dem weißen Manne (Deane) gegen Tippu-Tib gekämpft hat, und ich will auch hin, um mit Tippu-Tib zu kämpfen."



Tippu-Tib hält an den Stanleyfällen eine Beratung mit seinen Scheichs ab.

Achtes Kapitel.

Hamed bin Mohammed alias Tippu-Tib. — Selim bin Mohammed erzählt die Geschichte von den Abenteuern seines Herrn. — In Muskat geboren. — Sohn eines Mischlings von einem Araber und einer Negersklavin. — Er kam als bartloser Jüngling nach Afrika.

Während meines zwei- oder dreimaligen Aufenthalts an den Stanley-Fällen kam ich bei mehr als einer Gelegenheit mit dem Führer der Araber in Berührung. Mehr als einmal hat er mich eingeladen, an seinem Mittagessen oder seinem Frühstück zur Mittagszeit teilzunehmen, und diese kleinen Mahlzeiten ohne Gabeln zählen zu den angenehmsten Erlebnissen während meiner Dienstzeit in Afrika.

Die folgende Schilderung von dem Leben Tippu-Tibs erhielt ich während meines Aufenthalts an den Stanley-Fällen im Jahre 1889, und zwar war mein Hauptgewährsmann Selim bin Mohammed, ein arabisches Faktotum Tippus. Zwar habe ich Grund, die Wahrheit einiger der mir von Selim erzählten Vorfälle zu bezweifeln, indessen halte ich die Geschichte doch für verläßlich und interessant genug, um sie beinahe so wiederzugeben, wie ich sie von meinem arabischen Berichterstatter erhalten habe.

Hamed ben Mohammed ben Djuma ist der Enkel Djumas und der Sohn Mohammed ben Djumas, die beide einflußreiche, wohlhabende Kaufleute waren. Von den Eingeborenen wird allgemein der Spottname Tippu-Tib gebraucht, wenn sie von ihm sprechen, dagegen wird er von den Bewohnern der Distrikte von Kassongo und Njangwe gewöhnlich Makangua Wala genannt, d. h. vor Hunger bange, das einzige, vor dem er sich, wie sie behaupten, fürchtet.

Er ist in Muskat geboren und etwa fünfzig Jahre alt. Sein Vater war ein von einem Araber abstammender Mischling, seine Mutter eine vollblütige Negersklavin aus Mrima. Er kam zuerst mit seinem Vater nach dem afrikanischen



Selim bin Mohammed.

Festland, gab seine Verbindung mit ihm aber infolge von Zwistigkeiten auf und begleitete seinen Freund Seid ben Omar. Er war damals, wie er sich selbst ausdrückt, ein „Jüngling ohne Haare im Gesicht“. Als auch die zweite Teilhaberschaft zu keinen Erfolgen führte, fing er Geschäfte für eigene Rechnung an, und da er sich in ziemlich guten Verhältnissen befand, so vermochte er etwa 100 Krieger um sich zu sammeln und zu bewaffnen. Dann zog er mit 400 mit Kaufmannswaren beladenen Eingeborenen nach dem Innern und fing an, Stoffe und Perlen gegen Elfenbein und Sklaven zu vertauschen. Hierbei kam er bis nach dem großen Dorfe Ruemba, dessen sehr wilder, böser Häuptling Sama hieß und auch Dr. Livingstone bekannt war, und legte gerade außerhalb der Befestigungen des Dorfes, dessen Bewohner der Schrecken des ganzen umliegenden Landes und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, ein starkbefestigtes Lager an.

Vorher waren schon zahlreiche Araber bei Besuchen Samas ermordet und ihrer Waren beraubt worden. Tippu-Tib vermochte anfänglich keine Handelsgeschäfte abzuschließen und war schon beinahe entschlossen, wieder abzuziehen, doch blieb er infolge der Überredung Samas, der viel Elfenbein zu haben behauptete, bis er ein Komplott entdeckte, ihn beim Abschluß von Tauschgeschäften zu ermorden. Fast unmittelbar darauf brach ein Aufstand aus, den Tippu-Tib als einen Versuch, ihn anzugreifen, auffaßte und den er mit seinen hundert Gewehren beantwortete, welche die Eingeborenen in den Straßen des Dorfes wie Schafe niederstreckten. Sama selbst wurde am Leben gelassen, nachdem er alle seine Reichtümer ausgeliefert hatte, die aus mehr Elfenbein bestanden, als Tippu-Tib fortzuschaffen vermochte, obwohl dieser den größten Teil seiner Waren, sowie alle kleineren Elefantenzähne verbrannt hatte.

Nachdem er den ganzen Ruemba-Distrikt verwüstet und die Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht hatte, entdeckte er, daß ein Landsmann und großer Freund von ihm nur wenige Tagemärsche entfernt sei, indessen war ihm der Weg zu dessen Lager vollständig unbekannt. Nach kurzer Zeit erhielt er jedoch den Besuch dieses Genossen im Sklavenhandel, eines Arabers, der sich Seid ben Ali nannte und die Vernichtung so vielen Reichtums beklagte, zugleich aber auch Tippu-Tib Vorwürfe wegen seiner Thorheit machte.

„Hattest du nicht," sagte er, „den ganzen Distrikt unterworfen und konntest du nicht etliche Hundert kräftige Männer als Sklaven nehmen, um alle deine Vorräte und die kleinen Stücke Elfenbein zu tragen und sie von deinen hundert mit Gewehren bewaffneten Leuten bewachen lassen?"

Tippu-Tib kehrte dann wieder nach Sansibar zurück, verwertete das erbeutete Elfenbein und blieb etwa zwei Jahre dort, um eine beträchtliche Macht um sich zu sammeln, worauf er mit der Absicht, einen „großen Zug" zu thun, nochmals in Afrika eindrang. Diesmal war er von seinem Stiefbruder Mohammed ben Masod, bei den Eingeborenen unter dem Namen Kumba Kumba, „einer der zusammenrafft", bekannt, doch wurde die Karawane auf dem Wege nach Ruemba von einer epidemischen Krankheit befallen, an der sehr viele starben. Diese Krankheit trat in einem Dorfe Gogo, zwischen Sansibar und Tabora, auf. Bei der Ankunft in Ruemba traf Tippu-Tib Dr. Livingstone, der dort Träger für den Weitermarsch nach Udjidji und Tanganjika zu erhalten suchte. Nachdem Tippu-Tib ihm die erforderlichen Träger geliefert hatte, setzte ersterer den Marsch nach Tabora fort. Unterwegs machte er bei einem großen Häuptling Namens Rioua Halt, um Tauschgeschäfte zu treiben. Da die Eingeborenen schlechte Ernten gehabt hatten, litten sie viel Hunger, und es entstanden infolge-

dessen vielfach Streitigkeiten zwischen ihnen und den Leuten Tippu-Tibs; auch wurden wiederholt Diebstähle von den Eingeborenen begangen, die sich in den Hinterhalt zu legen und den Frauen Tippu-Tibs, wenn sie Brennholz sammelten oder Wasser herbeitrugen, die Lendentücher zu rauben pflegten. Tippu-Tib hatte Rioua die Sache vorgestellt, konnte aber keine Genugthuung erhalten, sondern wurde sogar von dem Häuptling vollständig ignoriert, da dieser die Zusammenkunft abbrach und aufstand, um sich zu entfernen. Das brachte das rasche Blut des Arabers in Wallung, und er versuchte, den Häuptling mit den Händen festzuhalten, worauf dieser Tippu-Tib zu Boden warf. Zufälligerweise war einer der Bewaffneten aus dem Gefolge Tippu-Tibs zugegen, der Rioua niederschoß. Infolgedessen entstand Krieg, und die Eingeborenen flohen. Tippu-Tib beschloß nunmehr, in Ruemba, dem früheren Distrikt des geschlagenen Häuptlings Sama, ein dauerndes festes Lager anzulegen und ernannte seinen Stiefbruder Mohammed ben Masod zum Befehlshaber desselben; Mohammed ist im Jahre 1886 dort gestorben, Tippu-Tib hat den Platz aber bis auf den heutigen Tag behauptet. Zur Zeit der geschilderten Ereignisse war Seid Madjid Sultan von Sansibar.

Tippu-Tib setzte alsdann den Marsch fort nach der großen Stadt Rua, deren Häuptling Runga Kabari hieß, außerordentlich großen Einfluß besaß und von dem ganzen umliegenden Lande Tribut erhob. Als er sich Katanga, dem Distrikt eines kleineren Häuptlings Namens Msiri, näherte, kam ihm eine Deputation des letzteren entgegen und überbrachte acht große Elfenbeinzähne, sowie die Botschaft, daß alles, was Tippu-Tib verlange, sofort geliefert werden solle, da die Nachricht von der Niederlage der Häuptlinge Sama und Rioua sich über das ganze Land verbreitet und die Eingeborenen eingeschüchtert hatte. Seid ben Ali, der Tippu-Tib begleitete, beschloß, den Weg nach der größeren Stadt Rua fortzusetzen und trennte sich daher von Tippu-Tib, doch traf schon nach kurzer Zeit die Meldung ein, daß Msiri Seid ben Ali überfallen und aller seiner Besitztümer beraubt hätte.

Bei der Ankunft in Rua legte Tippu-Tib in der Nähe der Residenz des Königs ein Lager an, doch hatte er anfänglich Schwierigkeiten, den Tauschhandel zu entwickeln, da die gesamte Bevölkerung stark unter dem Einfluß der verschiedenen Häuptlinge stand, die wegen der Niederlage Samas und Riouas böse waren. Sie schlugen vor, daß Kiombo, ein kleinerer Häuptling, als Vermittler dienen und die Eingeborenen diesem ihr Elfenbein bringen sollten, damit er es bei den Arabern vertauschen und auf diese Weise nicht nur von Tippu-Tib, sondern auch von den Eingeborenen selbst eine Art Tribut erheben könnte,

allein dieser Plan entsprach nicht den Absichten Tippu-Tibs, der seine Leute selbst zu den Eingeborenen schicken und von ihnen direkt kaufen wollte. Das wurde ihm aber verweigert, und infolgedessen kamen die Verhandlungen eine Zeitlang zum Stillstand, bis schließlich eine Zusammenkunft vereinbart wurde, in welcher Runga Kabari, große Freundschaft heuchelnd, erklärte, er habe eine Anzahl Rinder, sowie Mais und sonstige Artikel holen lassen, um seinen Gästen ein passendes Geschenk zu machen, und habe außerdem beschlossen, ihnen das Handeltreiben mit seinen Unterthanen frei zu gestatten. Da die Versprechungen vollständig aufrichtig zu sein schienen, stand Tippu-Tib schon im Begriff, die erteilte Erlaubnis zu benutzen und seine Leute in die Dörfer hinauszuschicken, als ein Eingeborener, den Tippu-Tib lieb gewonnen und dem er von Zeit zu Zeit durch kleine Geschenke an Perlen und Stoffen, wie der arme Teufel nie ihres-



Halifan ben Saul, einer der Ratgeber Tippu-Tibs.



Ein Manjema-Soldat.

gleichen gesehen, erfreut hatte, in der Nacht zu ihm kam und erzählte, daß Runga Kabari und seine Häuptlinge alle ihre Unterthanen angewiesen hätten, den Leuten Tippu-Tibs zu gestatten, sich so viel wie möglich zu zerstreuen, um sie dann zu überfallen und zu vernichten und auf diese Weise das Schicksal Samas zu rächen. Dies wurde Tippu-Tib am folgenden Morgen auch von der alten Mutter des Eingeborenen bestätigt, die ihm sagte, am nächsten Tage sollte der Schlag fallen; der Schwiegersohn Runga Kabaris, ein außerordentlich kräftiger Bursche, sei zum Meuchelmörder Tippu-Tibs ausersehen und werde sich am folgenden Tage in der Nähe umhertreiben, um eine passende Gelegenheit zu erspähen.

Die Araber setzten infolgedessen alles für einen hartnäckigen Kampf in Bereitschaft, und am nächsten Morgen begab sich Tippu-Tib wie gewöhnlich nach einem

in der Nähe seines Lagers errichteten Schuppen, um die Eingeborenen dort zu empfangen und ihnen das Elfenbein abzukaufen. Bald stellten sich auch einige Dorfbewohner ein, die etliche kleine Elefantenzähne brachten und von dem starken Schwiegersohn des Häuptlings begleitet waren, der sich darnach erkundigte, weshalb Tippu-Tib seine Leute nicht in die Dörfer geschickt habe. In demselben Augenblick vernahm man draußen eine Bewegung, worauf Tippu-Tib in seinem Eifer unbewaffnet hinausstürzte. Die im Hinterhalt verborgen liegenden Eingeborenen schossen mit Pfeilen nach ihm und brachten ihm zwei Wunden bei, die eine in der Hüfte, die andere in der Nähe des Schenkels, jedoch waren ihm seine beiden Vettern, Schere ben Habib und Abdallah ben Habib, auf dem Fuße gefolgt und zahlten, da sie beide bewaffnet waren, den Eingeborenen die Verletzungen Tippu-Tibs mit Zinsen zurück. Mittlerweile waren zwei der Weiber Tibbu-Tibs, die in der Nähe mit der Zubereitung von Lebensmitteln beschäftigt gewesen waren, nach seinem Zelt gestürzt, um sein Gewehr zu holen; die eine Frau erhielt einen fürchterlichen Hieb, welcher den Kopf beinahe vom Rumpfe trennte, die andere erreichte aber die Waffen, und nun griffen Tippu-Tib und seine Leute das Dorf an und jagten die Häuptlinge mit ihren Unterthanen in die Flucht, wobei viele niedergemetzelt wurden.

Die geschlagenen Häuptlinge suchten in anderen Dörfern Zuflucht, doch war der Ruf der Kühnheit Tippu-Tibs bei den Eingeborenen so bedeutend geworden, daß alle sich fürchteten, die Besiegten aufzunehmen, und nach allgemeiner Beratung beschlossen, an die siegreichen Araber eine Deputation abzusenden und um Frieden mit ihnen nachzusuchen. Inzwischen hatte Tippu-Tibs Vater, der sich an einem Orte Namens Kowendi aufhielt, von den Eingeborenen die falsche Nachricht bekommen, daß sein Sohn geschlagen und alle seine Leute getötet worden seien, und sich infolgedessen mit Verstärkungen auf den Weg gemacht, um Tippu-Tib zu Hülfe zu kommen, worauf er bei der Ankunft in Rua zu seiner angenehmen Überraschung fand, wie die Sachen in Wirklichkeit standen. Die Abgesandten der Eingeborenen wurden mit großer Freude empfangen und die von denselben vorgeschlagenen Friedensbedingungen angenommen, nach denen die Araber dem Häuptling gestatteten, sich auf seinen früheren Posten zurückzubegeben, unter der Bedingung, daß er Tippu-Tib Leute stellte, die ihn und seine Anhänger als Führer nach Gegenden begleiteten, wo sie Elfenbein erhalten könnten.

Nachdem dies zugestanden war, machte die Karawane sich wieder auf den Weg und marschierte eine Strecke weiter bis zu der großen Stadt Kahra, deren Häuptling Bansi Bondo hieß. Hier machte Tippu-Tib Halt, schlug ein Lager

auf und wurde innig befreundet mit Bansi Bondos Bruder, mit dem er Verhandlungen wegen des Ankaufes von Elfenbein anknüpfte; die Bedingungen lauteten dahin, daß Tippu-Tib dem Bruder des Häuptlings Waren anvertrauen, dieser sich persönlich in die Dörfer begeben und für des ersteren Rechnung einkaufen sollte, wofür er, je nach dem Umfange seiner Käufe, einen gewissen Prozentsatz in Waren erhielt. Dieses Abkommen bewährte sich vorzüglich, da der Bruder Bansi Bondos als Bundesgenosse Tippu-Tibs bekannt wurde und die umwohnenden Stämme die Raubzüge des letzteren so sehr fürchteten, daß sie seine Verbündeten durch Geschenke und Elfenbein zu bestechen suchten, damit er seinen arabischen Freund fern hielte.

Bei der Rückkehr des Häuptlings von einer sehr erfolgreichen Expedition war Tippu-Tib von der Menge des mitgebrachten Elfenbeins sehr überrascht und angenehm berührt und befragte jenen eingehend über den Distrikt, wo er eingekauft hätte. Nach einigem Zögern teilte der Häuptling ihm mit, der größte Teil der Elefantenzähne käme von Mbali, einen nicht weit von Manjema entfernten Orte. Bei der Ankunft daselbst griff Tippu-Tib zu einer schlauen List, die von Erfolg gekrönt war. Während seines Aufenthalts in Rua hatte er von Runga Kabari erfahren, daß vor vielen Jahren Krieg zwischen Rua und Mbali gewesen und zwei Schwestern des Königs damals als Sklaven fortgeführt, später aber nie in ihre Heimat zurückgekehrt seien. Diese beiden Frauen waren die Töchter von Muano Mapunga und daher als Schwestern des bejahrten Königs Persönlichkeiten von Bedeutung. Tippu-Tib hatte sich diese Mitteilungen sorgfältig notiert und behauptete nun bei der Ankunft in Mbali, er sei ein Enkel einer der beiden Schwestern und daher mit dem Könige selbst nahe verwandt. Mit dieser List gelang es ihm, die Leute zu betrügen, ja der alte König dankte sogar zu Gunsten von Tippu-Tib ab, den er als Enkel seiner Schwester für den Thronerben erklärte.

Auf diese Weise fand Tippu-Tib sich plötzlich als Herrscher über 30—40000 Unterthanen. Nachdem er kurze Zeit seine weiteren Pläne überlegt und vorbereitet hatte, brach er auf, um alle benachbarten Häuptlinge zu besiegen, wobei ihm viel Elfenbein in die Hände fiel.

Endlich entschloß er sich, nach Kassongo und Njangwe weiter zu marschieren, um von den dort lebenden Arabern Nachrichten von der Außenwelt zu erhalten und zu erfahren, wie es in Sansibar aussähe, da die sechs Jahre seines abenteuerlichen Lebens ihn zu sättigen begannen. Unterwegs stieß er in einem Dorfe Namens Isamba auf einigen Widerstand, doch schlug er rasch die Bewohner in die Flucht und setzte den Marsch fort.



Ein Trommler aus Njangwe.

Zufälligerweise trafen einen oder zwei Tage nach seinem Abmarsche von diesem Orte einige Araber aus Njangwe in dem verwüsteten Dorfe ein, wo sie von den Eingeborenen erfuhren, daß eine große Schar ihrer Landsleute unter der Führung von Tippu-Tib erst kurz vorher vorüberpassiert sei. Den Arabern war der Name Tippu-Tib jedoch unbekannt, obwohl sie ihren Landsmann unter seinem eigenen Namen Hamed ben Mohammed sehr gut kannten, und um sich den Eingeborenen scheinbar freundlich zu erweisen, in Wirklichkeit aber, weil sie dringend zu erfahren wünschten, wer die Fremden seien, teilten sie jenen mit, sie würden Tippu-Tib nacheilen und die den Eingeborenen angethane Unbill rächen. Groß war ihre Freude, als sie die Karawane Tippu-Tibs einholten und fanden, daß der Führer ihr Freund sei; sie setzten gemeinsam dann mit ihm die Reise nach Njangwe fort, wo sie Commander Cameron fanden, der schon früher durch Dr. Livingstone von Tippu-Tib gehört hatte. Cameron wünschte dringend, den Marsch fortzusetzen und traf wegen der Anwerbung von Trägern eine Vereinbarung mit Tippu-Tib.

Indessen mußten, ehe die Sache zum Abschluß gedieh, noch erst Verhandlungen stattfinden, da Tippu-Tib sehr eifrig Kassongo zu erreichen wünschte, bevor er Cameron begleitete, jedoch wußte letzterer ihm die Sache so angelegentlich vorzustellen und ihm die Verluste, welche er durch weiteren Aufenthalt erleiden würde, weil er die Reise in zwei Jahren zu beenden versprochen hätte, und von dieser Zeit schon ein Jahr verflossen sei, so eindringlich zu schildern, daß Tippu-Tib sich bereit erklärte, ihn und seine Karawane nach Rua zu führen. Bei der Ankunft daselbst schloß Cameron sich einigen portugiesischen Händlern an, mit denen er den Marsch nach Benguela an der Westküste fortsetzte.

Tippu-Tib lenkte seine Schritte dann wieder rückwärts und erreichte ohne weiteren Aufenthalt Kassongo, wo er, als der einflußreichste und mächtigste unter den Arabern, sofort zum Gouverneur erwählt wurde mit der Oberhoheit über die früheren drei Könige: Rusuna, Ngrue und Tschupa, die in Sklaven und Elfenbein Tribut bezahlen mußten. Tippu-Tib besitzt diese Oberhoheit noch jetzt, doch führt sein Sohn Sefo dort den Befehl.

Neuntes Kapitel.

Tippu-Tibs Hauptquartier in Kassongo. — Zusammentreffen mit Wißmann in Tabora. — Niederlage der Araber am Aruwimi. — Tippu-Tib besucht Sansibar.

Tippu-Tib machte jetzt Kassongo zu seinem Hauptquartier und unternahm Beutezüge durch das umliegende Land. Bald nachher traf Stanley auf seinem Wege durch den dunklen Weltteil in Kassongo ein, wo er mit Tippu-Tib die Vereinbarung traf, daß er ihn den mehrere Tagemärsche entfernten Kongo hinab begleiten und für diese Hülfe den Betrag von 5000 Dollars (20000 Mark) erhalten sollte. Nachdem der Araber sich einverstanden erklärt hatte, Stanley 60 Tage zu begleiten, zogen sie zusammen flußabwärts und setzten die Reise teils an den Ufern, teils in Kanoes bis Vinga Ndjari fort, wo Tippu-Tib mit all seinem Elfenbein und seinen Leuten umkehrte. Auf dem Wege nach Udjidji stieß er in Ruanda, einem sechs Stunden von jenem Ort entfernten Dorfe, das von einem besonders wilden Stamme bewohnt wurde, der Gewehre besaß, von den Reisenden hohe Abgaben erhob und sie ohne Unterschied beraubte, wieder auf Schwierigkeiten mit den Eingeborenen. Dieselben griffen die Nachhut der Karawane beim Passieren des Dorfes an und erbeuteten einige Weiber, sowie Elfenbein und Kaufmannswaren. Tippu-Tib bemühte sich anfänglich, die gestohlenen Waren und die Sklaven auf friedlichem Wege zurückzuerhalten, da die Zahl seiner Gewehre infolge von Beschädigungen und Verlusten nur noch 80 betrug und er mit seinen geschwächten Kräften nicht kämpfen wollte, weil er einem solch mächtigen Stamme gegenüber den Kürzeren zu ziehen fürchtete; allein die Eingeborenen weigerten sich in frechster Weise, irgend etwas zurückzugeben, und forderten ihn zum Kampfe heraus. Da Tippu-Tibs Ruf dadurch aufs Spiel gesetzt war, mußte er die Herausforderung annehmen; er machte einen wütenden Angriff auf die Dorfbewohner und schlug

sie vollständig in die Flucht, wobei er, da die Leute infolge der vielen Räubereien und der seit langen Jahren von den vorüberkommenden Karawanen und den benachbarten Stämmen erhobenen Abgaben wohlhabend waren, eine beträchtliche Menge Elfenbein erbeutete.

Nachdem die Eingeborenen geschlagen waren, wünschten sie dringend, Frieden zu machen. Die Sache wurde demgemäß geregelt, und die Bewohner dieses Distrikts sind bis auf den heutigen Tag freundlich geblieben und haben sich in verschiedener Beziehung als sehr nützlich für die Araber erwiesen.

Tippu-Tib setzte dann mit seiner großen Karawane den Marsch fort, bis er nach dem von einem König Namens Kassanora beherrschten Mrinsa kam, ebenfalls einem sehr mächtigen Distrikt, dessen Bewohner etliche Gewehre besaßen und sehr kriegerisch waren.

Der König hatte einen Bruder Namens Kataramburu, der ehrgeizig und auf jenen eifersüchtig war und daher bei der Ankunft Tippu-Tibs mit diesem ein Übereinkommen traf, wonach er einen Streit mit dem Könige vom Zaune brechen wollte, damit Tippu-Tib die Dorfbewohner züchtigen und Katarambura auf den Thron heben könnte. Katarambura war dafür bereit, außer den Elefantenzähnen, die Tippu-Tib selbst beim Plündern der Dörfer finden würde, noch eine große Menge Elfenbein herbeizuschaffen.

Katarambura setzte demgemäß eine Reihe unbedeutender Zänkereien mit den benachbarten Häuptlingen in Scene und mischte sich in verschiedener Weise in die Autorität des Königs, bis dieser schließlich so zornig wurde, daß er eine Schar Leute ausschickte, um seinen aufrührerischen Bruder zu ermorden. Letzterer hörte aber von dem Plan und legte sich mit Tippu-Tib auf die Lauer auf die mit der Ausführung des Befehls beauftragten Leute des Königs, die auch direkt in den Hinterhalt hineinliefen und in Stücke gehauen wurden. Dann griff Tippu-Tib das Dorf an, wo es allen denen, die sich nicht unterwarfen, sehr schlecht ging. Der König ergriff mit etlichen seiner Anhänger die Flucht und suchte bei dem mächtigen König von Tabora, Mirambo, Zuflucht, den er zu überreden suchte, um seinethalben Krieg mit Tippu-Tib anzufangen. Das lehnte Mirambo jedoch entschieden ab, weil Tippu-Tib, wie er sagte, sein guter Freund sei, dagegen erklärte er sich bereit, als Vermittler zu handeln, und hatte den Erfolg, daß Tippu-Tib Kassanora erlaubte, in sein Land zurückzukehren. Dort hatte aber inzwischen Katarambura, der vor seiner Thronbesteigung die Tippu-Tib gemachten Versprechungen erfüllt hatte, die Herrschaft übernommen, worauf der Exkönig Kassanora Tippu-Tib durch Bestechungen zu veranlassen suchte, ihm bei der Wiedergewinnung des Thrones behülflich zu

sein. Er machte dem Araber große Geschenke und gab ihm sogar seine Schwestern zur Frau, allein Tippu-Tib nahm die Gaben zwar an, verweigerte aber jede weitere Einmischung in die Sache und erklärte sich nur bereit, neutral zu bleiben. Es geschah aber nichts, und Tippu-Tib, der das Land in Bezug auf Elfenbein ziemlich vollständig ausgesogen hatte, setzte mit allen seinen Elefantenzähnen und Sklaven den Marsch nach Udjidji fort, wo es ihm gelang, zwischen den unter Führung eines gewissen Siki angesiedelten Arabern und dem großen König Mirambo, der auch Stanley auf seinem Marsche durch den Kontinent beunruhigt und die Handelsstraße lange Zeit blockiert hatte, einen dauernden Frieden zu schließen. Das war für den Handel von großer Wichtigkeit, und als daher Tippu-Tib bald darauf in Sansibar eintraf, wurde er von dem Sultan in herzlicher Weise aufgenommen und auch mit dem britischen Konsul Dr. Kirk befreundet.

Auf dem Wege zur Küste hinab traf er in Tabora auch mit dem berühmten deutschen Reisenden Wißmann zusammen.

Tippu-Tib blieb ein Jahr in Sansibar und kehrte dann mit einer großen Karawane und zahlreichen Scheichs nach Afrika zurück; er marschierte auf der schon früher von ihm eröffneten und durch ihn bekannt gewordenen Straße nach den Stanley-Fällen und machte unterwegs nur kurze Zeit Halt in Udjidji, Tabora und einigen anderen Orten, wo er zum Empfange und zur Weiterbeförderung des Elfenbeins, sowie zur Offenhaltung des Weges dauernde Stationen unter dem Befehl von verantwortlichen Scheichs angelegt hatte.

Bei der Ankunft an den den Arabern unter dem Namen Singiti bekannten Stanley-Fällen beschloß er, sein Hauptquartier daselbst einzurichten, und ungefähr gleichzeitig richtete auch Stanley, der nach Centralafrika zurückgekehrt und mit der Gründung des Kongo-Freistaates beschäftigt war, eine Station daselbst ein.

Die Stanley-Fälle als Basis benutzend, unternahmen die Leute Tippu-Tibs in Banden unter der Führung gesetzloser, ausgestoßener Araber Ausflüge in die Eingeborenendörfer der umliegenden Distrikte, unterwarfen die Leute und machten sie zu Sklaven, um sie bei anderen Stämmen wieder gegen Elfenbein einzutauschen.

Sehr häufig erlitten Tippu-Tibs Leute aber eine Niederlage. Beispielsweise fand eine Abteilung unter der Führung von Selim ben Mohammed, nachdem sie eine Zeitlang verwüstend im Lande umhergezogen war, den Weg nach dem Aruwimi, wo sie in dem sehr volkreichen Dorfe Basoko am linken Ufer, etliche Kilometer von der Vereinigung des Flusses mit dem Kongo, ein



Das Hauptquartier Tippu-Tibs an den Stanley-Fällen.

[eines befestigtes] Lager aufgeschlagen hatte. Als die Männer sich eines Tages in dem offenen Dorfe befanden, kamen die Eingeborenen mit großen Mengen Palmwein, einem berauschenden Getränk, dem gegorenen Saft der Palme, herbei, und kurze Zeit darauf befanden sich die ersteren im Zustande völliger Trunkenheit, worauf die Basoko die Gelegenheit benutzten und mehr als 70 töteten und in der entsetzlichsten Weise mit ihren großen Messern in Stücke hieben. Einige retteten sich ins Wasser, Selim und eine weitere Zahl, jedoch nur wenige, entkamen auf andere Weise.

Im Jahre 1886 besuchte Tippu-Tib nochmals Sansibar in Begleitung von Dr. Lenz, und unterwegs nahm er in Tabora Dr. Junker mit.

Zehntes Kapitel.

Eine Mittagsrast. — Großartigkeit der Scenerie. — Die Wirbelströmung, in der Frank Pocock ertrunken ist. — Eine stärkende Suppe aus den eisenhaltigen Wassern von Nsungi. — Kapitän Walter Deane. — Unser Lager.

Im November 1886 war ich auf dem Landmarsche von Manjanga nach dem Stanley-Pool in der Kataraktenregion des Kongo unterwegs und machte am Mittag des zweiten Tages Halt in der Nähe des Eingeborenendorfes Nsungi, wo auf dem Gipfel eines Hügels der Markt abgehalten wurde. Die Stelle war besonders malerisch. Ins Land hinein zur Rechten dehnte sich ein reiches Land aus, unterbrochen von dichtbewaldeten Thälern und baumbedeckten Hügeln, aus deren Laubwerk die Hütten zahlreicher Dörfer hervorblickten, während die blaßblauen Rauchsäulen der Herdfeuer die sich verbreiternden Thäler hinab dem großen Kongo zutrieben, der etwa anderthalb Kilometer entfernt zur Linken mit donnerndem Geräusch sich durch einen riesigen Spalt in den Bergen stürzt. Der Blick nach Norden, der bis zu den erhabenen Hochländern am jenseitigen Ufer des Kongo reichte, war vielleicht noch schöner. Zwei große Ströme, der aus Stanleys Reise durch den „Dunklen Weltteil" bekannte Edwin-Arnold-Fluß und der Lukulusi stürzen sich in ihrem tollen Laufe in einer weißen Schaumwolke über eine Reihe von steilen Abhängen an den Bergen herab und beenden ihren Weg mit einem tiefen Kopfsprung über die düsteren Klippen, welche an jener Seite 250—300 Meter hoch über die tosenden Gewässer des Kongo emporsteigen.

Ganz nahe dieser großartigen Scene hat Frank Pocock, der Begleiter Stanleys auf dessen erster Reise quer durch Afrika durch das Kentern eines Kanoes das Leben verloren. Nachdem er die fürchterlichen Entbehrungen der weiten Reise ertragen, seinen Bruder in der Gegend der Seeen sterben sehen und seinen anderen Gefährten, Frederick Barker, der ebenfalls dem verräterischen Klima Afrikas erlag, beerdigt hatte, wurde der arme Frank Pocock hier eben

vor Beendigung der gefährlichen Reise, die beinahe drei Jahre in Anspruch genommen hatte, von den mächtigen Wirbelströmungen des Kongo fortgerissen.

Die ebenen Gipfel der Klippen, sowie die vielen überhängenden kleinen Flecken von kulturfähigem Boden, welche an den abhängenden Seiten kleben, die sich nach dem Innern zu abrunden, um dann wieder in einer Reihe von steilen Felsterrassen emporzusteigen, bis sie sich schließlich in der Ferne mit den zerrissenen Linien der Bwende-Berge vermischen, sind mit Palmbäumen und dem Bananenlaubwerk der Eingeborenenpflanzungen bedeckt, und zwischen der üppigen Vegetation unterscheidet das Auge die braungedeckten Häuser zierlicher kleiner Dörfer, welche die hervorragende Spitze eines tief unter ihm liegenden über Stromschnellen und Katarakte sich lehnenden Felsens krönen, oder folgt, gewissermaßen neugierig, wohin er führen mag, einem sich über die Hügel windenden Eingeborenenpfade, der sich, wo er den aus Eisenstein bestehenden Boden des Hochlandes überschreitet, eine Weile deutlich in rötlicher Färbung zeigt und dann in dem düsteren Laubwerk verschwindet, von welchem das nächste dem Innern zu gelegene Thal eingehüllt ist.

Unter dem Schatten einer jener anmutigen Bäume, die unter dem Namen „Regenschirmbäume“ bekannt sind und deren sich weit ausbreitende Zweige einen kühlen Ruheplatz am äußeren Rande des Marktplatzes abgeben, streckte ich mich nieder, um das Kochen des Wassers für meinen Mittagsthee abzuwarten, und schaute lächelnd zu, wie mein sogenannter „Koch“, ein junger Eingeborener aus Manjanga, sich bemühte, aus den Beinen eines Huhns „Beefsteaks“ herzustellen, während er den noch mit vielen Federn behafteten Körper in die Tiefen eines Topfes versenkte. Aus diesem kam es später zusammengeschrumpft und verstümmelt wieder heraus, um auf meiner Tafel als „gekochtes junges Küken“ zu fungieren, während die Flüssigkeit, in der es gebrüht war, — unabgeschäumt und mit den Federn sowie einigen darauf schwimmenden gelben Fettflecken und einer oder zwei darin umhertreibenden süßen Kartoffeln mit dem stolzen Namen Hühnersuppe oder, wie mein Küchenchef Maghasa das Wort übersetzte, moamba ma nsusu, belegt wurde. Der arme Maghasa! Seine Bemühungen, mich zufriedenzustellen, waren an diesem Tage vollständig umsonst, da, wie mein Thee, der zuerst fertig war, sehr bald bewies, daß Eisen, welches die Flüsse in der Gegend von Nsungi mit sich führen, in seine Kochtöpfe gedrungen war. Der Thee war eine tiefschwarze Flüssigkeit von der Farbe des Schiefers und schmeckte wie Stahltinktur; die Suppe würde ein vorzügliches Arzneimittel abgegeben haben, und die süßen Kartoffeln waren von einer solch blauschwarzen Schale um-

geben, daß Maghasas dunkle Wangen im Vergleich blaß erschienen, als er mir den Topf mit dieser Mahlzeit hinreichte. Und was das arme Geschöpf, das Huhn, anlangte — doch weshalb auf Persönliches eingehen? Es war ohne Zweifel in seiner Jugend stark gefüttert worden und hatte in Muskeln und Sehnen sich kräftig entwickelt bei den an jedem Markttage in der Umgegend von Nsungi während der letzten zehn Jahre gemachten Versuchen, einem solchen Schicksal, wie ihm jetzt zu teil geworden, zu entgehen; dann kamen noch zu der natürlichen Härte des Körpers die Zähigkeit und der metallische Geschmack, welchen die eisenhaltigen Gewässer dem Fleisch zu geben wissen. Ich schenkte das Huhn mit aufrichtigem Vergnügen Maghasa, und fühlte meine Genugthuung noch gesteigert, als ich die Verzerrungen seines Gesichtes sah und das Knacken seiner starken weißen Zähne hörte, während er sich vergeblich bemühte, die Rippen aus Eisen durchzubeißen und das Gerüst von Stahl zu zermalmen. Während ich noch dieser angenehmen Beschäftigung mich hingab und mich bemühte, eine Mahlzeit von den „Beefsteaks" zu halten, die glücklicherweise gebraten worden waren, ohne mit einem der Mineralwasser dieses Distrikts in Berührung zu kommen, hörte ich aus dem Lärm des Marktes ein Geräusch heraus und sah die Anführer einer Karawane sich einen Weg durch die Menge auf dem Markte bahnen und gerade auf den Baum zukommen, unter dem ich mich ausgestreckt hatte. Sie trugen die Effekten eines Weißen auf dem Kopfe: eine Kiste aus Eisenblech, eine Büchse, einige der verschiedenen mannigfachen Gegenstände, die auf jedem Marsche in Afrika vorhanden sein müssen; Kochutensilien, einen alten Stuhl und eine Kiste mit europäischem Proviant.

Nach etlichen Minuten sah ich auf der Straße vom Stanley-Pool herab in einer Art langsamem Schaukeltrab ein paar Eingeborene herab kommen, welche eine Hängematte trugen, und denen andere mit dem Privateigentum des Besitzers der letzteren folgten.

Ich sprang auf und ging dem Weißen entgegen, der sich, wie ich wußte, in der Hängematte befinden mußte; als dann die Hängematteträger in dem Gewühl der Eingeborenen, die einige Augenblicke ihre Kauf- und Verkaufsgeschäfte im Stiche gelassen, ihr Geschwätz eingestellt und sich herangedrängt hatten, um den neuen Ankömmling zu betrachten, öffnete eine dünne, abgemagerte Hand das Sonnenzelt der Hängematte, es hob sich ein blasses hageres Gesicht mit vorstehenden Backenknochen und eingesunkenen Augen von den Kissen, um mich anzuschauen, und ich hörte eine Stimme sagen:

„Hallo, Ward, alter Junge! Wie geht es Ihnen?" Im nächsten Augenblick erfaßte ich die Hand des armen Walter Deane, des berühmten

Befehlshabers der Station an den Stanley-Fällen, half ihm nach einem vor den glühenden Strahlen der Mittagssonne geschützten Platze unter den Ästen des freundlichen Regenschirmbaumes, und konnte kaum glauben, daß diese abgemagerte, von Schwäche gebeugte Gestalt mit den dünnen schlotternden Gliedern und dem schwankenden Gange derselbe Walter Deane war, den ich vor etlichen Monden, als er sich auf dem Wege den Kongo hinauf befand, um den Befehl über den Außenposten des Kongostaates zu übernehmen, gesehen hatte, wie er voll Lebenslust und Thatkraft und voll Vertrauen war, daß die erfolgreiche Beendigung seiner Aufgabe gelingen würde. Letztere bestand darin, die Beutezüge der gesetzlosen Araber einzuschränken, den Eingeborenen das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens an die Macht der Beamten des Staates, sie zu schützen, einzuflößen und Tippu-Tib selbst, das berüchtigte Oberhaupt der arabischen Banditen zu veranlassen, der von Stanley an jener fernen Station bei den Stanley-Fällen eingesetzten Regierung die ihr schuldige Gehorsamkeit und Achtung zu zollen.

Ich bettete Deane so behaglich, wie es mit wollenen und anderen Decken möglich war, unter einem Baume, während die Eingeborenen ihren lauten Lärm einstellten und entweder nach dem Schauplatz ihrer Handelsgeschäfte zurückkehrten oder mit weit aufgerissenen Augen umherstanden und den Weißen betrachteten, der in dem weit entfernten Kisingiti gekämpft und eine Menge Araber getötet hatte. Die Eingeborenen des Bakongo-Landes hatten alles schon früher von vorbeikommenden Trägern gehört und vernahmen jetzt von den eigenen Leuten Deanes, unter denen sich auch Bewohner gerade dieses Distrikts von Nsungi befanden, daß er selbst dieser Weiße gewesen sei.

Ich ließ mir von seinen eigenen Lippen die Geschichte seiner tapferen Verteidigung der Station gegen überwältigende Scharen erzählen, wie er schließlich gezwungen gewesen sei, seinen Posten aufzugeben, welche Leiden er in den dreißig Tagen ohne Nahrung und Schutz im Walde ertragen habe und wie er Tag und Nacht von den umherschweifenden Araberbanden verfolgt worden sei, bis Kapitän Coquilhat auf seinem kleinen Dampfer von Bangala eintraf, ihn und seine überlebenden Haussa-Soldaten aus ihrer gefährlichen Lage befreite und es ihm ermöglichte, nach dem Stanley-Pool zurückzukehren, von wo er sich jetzt auf dem Heimwege nach Europa befand.

Die Geschichte Deanes ist so interessant, daß ich am besten versuche, sie in seinen eigenen Worten so wiederzugeben, wie er sie mir auf dem Marktplatz von Nsungi erzählt hat.

Elftes Kapitel.

Deane erzählt seine fesselnde Geschichte. — Streitigkeiten mit den Arabern. — Ein viertägiger Kampf. — Die Station wird niedergebrannt.

„Sie wissen, Ward," sagte er, „daß ich im vorigen Jahre von Oberst Sir Francis de Winton, dem Generaladministrator des Kongo-Staates, nach den Stanley-Fällen beordert wurde, um dort den Befehl zu übernehmen und mich zu bemühen, die Araber in Ordnung zu halten und die Eingeborenen vor den Ausschreitungen jener zu schützen, damit die Autorität des Staates hergestellt und vollständig von ihnen anerkannt werde. Nun, Sie erinnern sich auch, daß ich von einem Speerwurf verwundet wurde, als die wilden Monungeri uns auf der ersten Fahrt nach den Fällen hinauf angriffen und ich mich nach dem Stanley-Pool zurückbegeben mußte, um mich von den Folgen der Wunde zu erholen, da der Speer, wie wir entdeckten, vergiftet gewesen war. Ich habe lange Zeit krank gelegen und war erst im Januar imstande, nach den Fällen zurückzukehren."

Ich bemerkte ihm, daß mir dies alles bekannt sei, da ich ihn selbst auf einem Teil der Reise flußaufwärts begleitet hätte.

„Nun, ja; natürlich, ja, ich bin so krank gewesen und habe in der letzten Zeit so viel Medizin nehmen müssen, daß ich fürchte, mein Gedächtnis muß gelitten haben. Nun, Sie erinnern sich, daß ich Ihnen meine Instruktionen gezeigt habe, und daß man mir reichliche Munitionsvorräte, Büchsen und Verstärkungen versprochen hatte, wenn der Flußdampfer „Le Stanley" seine nächste Reise nach den Fällen hinauf machen würde, was etwa im Monat August geschehen sollte. Bei meiner Ankunft fand ich die Dinge in einem sehr bösen Zustande; die Araber hatten vollständig die Oberhand und schüchterten die Eingeborenen ganz nach Belieben ein, und doch konnte ich damals nichts thun, um



sie daran zu hindern, da die Zeit, zu der ich Verstärkungen erwarten konnte, noch zu fern lag, um einen Streit zu provozieren.

„Tippu-Tib war nach Sansibar zurückgekehrt und hatte seinem Geschäftsteilnehmer Bwana Nsige die Aufsicht über seine Leute übertragen, jedoch hatte dessen Sohn Radschid ben Mohammed ben Seid bei der Verwaltung während der Abwesenheit Tippu-Tibs ebensoviel zu sagen. Ich bemerkte bald, daß diese Burschen mich und mein Verfahren durchaus nicht gern hatten, und daß es mir nicht ohne Streit gelingen würde, sie zu veranlassen, sich meinen Befehlen anzubequemen. Ich hatte 32 Haussa-Soldaten unter Sergeantmajor Musa Kanu, einem großen, hübschen Burschen — Sie kennen ihn ja — und außerdem etwa 40 Bangala, welche ich auf dem „Le Stanley" mitgebracht hatte, und machte mich mit denselben ans Werk, die Station zu befestigen und das Gras und Dickicht rund herum zu entfernen, um im Falle



Radschid ben Mohammed.

einer Überraschung in der Lage zu sein, die Araber drüben auf dem festen Lande im Auge zu behalten."

Ich muß hier bemerken, daß die vom Staate erbaute Station bei den Kongofällen auf einer Insel im Kongo gerade unterhalb des siebenten Katarakts sich befindet, während die Araber größtenteils auf dem Festland lebten, obwohl etliche auch unter den Eingeborenen in einem Dorfe auf derselben Insel wohnten.

„Nun, die Zeit verging, und es entwickelte sich infolge meiner Bemühungen, die Eingeborenen vor den Räubereien der Araber zu schützen, eine sich immer mehr verschlechternde Stimmung zwischen letzteren und mir. Um Mitte Juli 1886 kam eines Tages eine Frau zu mir ins Lager und bat um Schutz, da die Araber sie, wie sie behauptete, gepeitscht hätten. Die Frau erzählte, sie sei die Tochter eines großen Häuptlings weit entfernt in Kassongo und Tippu-Tib von ihrem Vater als Freundschaftspfand gegeben worden, doch habe Tippu-Tib sich nicht um sie bekümmert, weil sie von dem Stamme der Watschongera meno d. h. der „Leute mit gefeilten Zähnen", die meist sämtlich Kannibalen sind, sei, und sie einem seiner einflußreichsten arabischen Unteranführer geschenkt. Dieser Araber habe sie mißhandelt, und deshalb habe sie bei uns Zuflucht gesucht. Ich vermochte an der Frau keine Spuren von Mißhandlung zu entdecken, da auf ihrer Haut keinerlei Zeichen davon zu sehen waren, und sagte ihr daher, sie müsse zu ihrem arabischen Gatten zurückkehren, da ich nicht das Recht hätte, mich einzumischen, wenn sie nicht grausam behandelt werde. Dann ließ ich sie nach dem arabischen Dorfe zurückgeleiten. Nach etlichen Tagen kam sie wieder in die Station; ihr Rücken war durch Peitschenhiebe zerfetzt, der Körper mit Striemen bedeckt, und sie klagte uns, ihr Herr habe sie fürchterlich geschlagen und würde sie, wenn sie nicht entkommen wäre, getötet haben. Diesmal beruhte ihre Erzählung ohne Zweifel auf Wahrheit. Sie sah erbarmenswert aus, und ich war daher entschlossen, mich durch nichts veranlassen zu lassen, sie der Grausamkeit und Brutalität der Araber wieder auszuliefern. Es dauerte auch nicht lange, bis Bwana Nsige und sein Sohn Radschid, sowie die hervorragendsten Araber zu mir kamen und die Freigabe der Frau verlangten. Ich erwiderte, ich dächte gar nicht daran, sie fortzulassen, damit sie nochmals unter ihrer Grausamkeit zu leiden hätte; ich sei hierher ins Land geschickt worden, um derartige Akte zu verhindern, und beabsichtige als Vertreter des Kongo-Freistaates meine Pflicht zu thun. Da die Frau einen gewissen Wert bei ihnen repräsentiere, so sei ich gern bereit, für die Regierung zu bezahlen, was sie vernünftigerweise an Lösegeld für sie fordern würden. Dies Anerbieten lehnten sie jedoch unfreundlich ab, indem sie hartnäckig auf der Freigabe des Weibes



Straße in dem Eingeborenendorfe bei den Stanleyfällen.

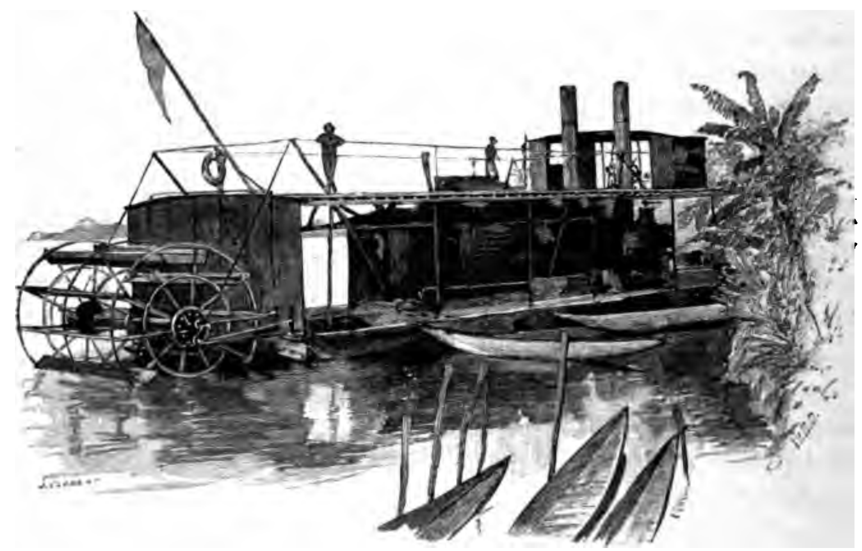
bestanden und erklärten, ich würde meine Weigerung noch bedauern. Nun wußte ich, daß das Gewitter, welches solange schon gedroht hatte, zum Ausbruch kommen würde, jedoch waren wir gut bewaffnet, meine Haussa waren mutig, die von mir angelegten Befestigungen gaben uns guten Schutz, und ich war daher der Meinung, daß wir die Araber mit Hülfe unserer beiden Kruppschen Geschütze in respektvoller Entfernung halten könnten; außerdem hoffte ich, da wir jetzt im Monat August waren, daß der „Le Stanley" mit Verstärkungen und Munition, sowie einem oder zwei weißen Offizieren anlangen würde, denn ich war, wie Sie wissen, allein. Die Araber unternahmen keinen direkten Angriff auf uns, obwohl sich fortwährend große Scharen von Manjema auf dem Festlande sammelten. Endlich wurde eines Morgens in der Frühe der „Le Stanley" als den Fluß heraufkommend signalisiert, und ich war wirklich froh, weil ich glaubte, daß er die so dringend notwendige Munition und die Verstärkungen an Bord hätte; aber stellen Sie sich meine Empörung vor, Ward, als ich nach dem Landungsplatze hinabkam und fand, daß der Dampfer mir von den versprochenen 10000 Patronen nicht eine einzige, nicht eine Büchse, nicht einen Mann außer Lieutenant Dubois, vom belgischen Lancierregiment, mitgebracht hatte. Letzterer erwies sich als ein prächtiger Mensch, aber nichtsdestoweniger brauchte ich auch die übrigen Dinge, sonst war der Kampf für mich hoffnungslos."



Sapenia, die Tochter des Häuptlings von Kassongo.

Hier brach Deane seinen Bericht ab, weil die Anstrengung beim Sprechen ihn zu sehr erschöpft hatte.

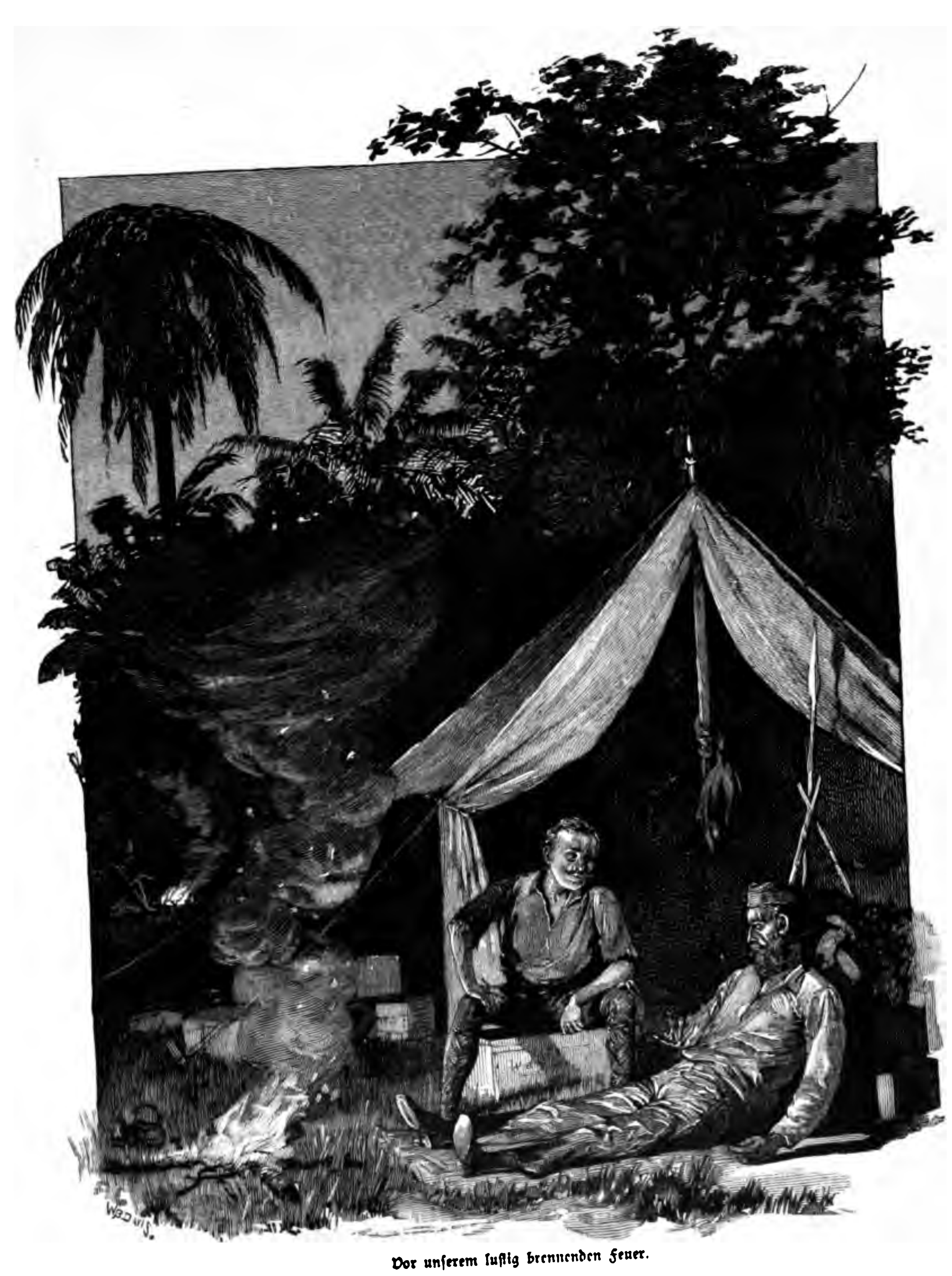
Inzwischen hatten wir unsere Zelte auf einer grasbewachsenen Ebene in der Nähe aufschlagen lassen, da wir beschlossen hatten, die Nacht im Lager zusammen zu bleiben. Nach Sonnenuntergang, als unsere Leute sich um die Lagerfeuer gesammelt hatten und eifrig mit dem Verzehren von gerösteten Yams und dem Erzählen von Geschichten beschäftigt waren, erholte Deane sich wieder und nahm, auf einer Eingeborenenmatte vor unserem eigenen, lustig brennenden Feuer liegend und mit wollenen Decken und leichten Gepäckstücken gestützt, den Faden seiner Geschichte wieder auf. Er sprach so ruhig und bedachtsam, daß man beinahe hätte den Eindruck gewinnen können, er erzähle irgend einen



Der Hinterrad-Dampfer „Le Stanley".

Roman, anstatt der Geschichte seiner eigenen heldenmütigen Verteidigung der Station gegen die Araber.

„Nun, nach der Ankunft des „Le Stanley" gelangten die Araber zu der Überzeugung, daß ich mit den mutmaßlichen Verstärkungen mich wohl als zu stark für sie erweisen würde, und schickten mir eine Deputation, um mir anzukündigen, daß die Feindseligkeiten zu Ende seien und sie in freundschaftlichen Beziehungen zu dem den Kongostaat vertretenden Weißen zu bleiben wünschten. Damit war ich einverstanden, und wir schieden anscheinend als gute Freunde; ja, kurz nachher besuchte ich sogar eins ihrer Dörfer am oberen Ende der Insel, wo ich zu meinem großen Kummer einige von der Sansibar-Mannschaft des



Vor unserem lustig brennenden Feuer.

„Le Stanley" im Geplauder mit ihren Landsleuten unter den Arabern fand, denen sie zu meinem Leidwesen mitteilten, daß der Dampfer mir nichts von der erwarteten Hülfe gebracht habe.

„Am nächsten Tage fuhr der „Le Stanley" wieder ab, und Dubois war eifrig mit der Einrichtung seines Quartiers beschäftigt, während ich die Stöße von Zeitungen durchflog, die meine fürsorglichen Freunde am Unterkongo mir gesandt hatten. Gegen Abend erfuhr ich von einem befreundeten Eingeborenen, daß er die Araber ihre Pläne besprechen gehört habe und sie die Station am nächsten Morgen anzugreifen beabsichtigten. Wir hielten die Nacht über scharfe Wache, konnten aber nichts entdecken, bis wir bei Tagesgrauen fanden, daß wirklich eine große Schar von Manjema in der Nacht vom Festland herübergekommen war und sich etwa 700 Meter von unseren Pallisaden verschanzt hatte. Sobald es hell war, erhielten wir auch einen thatsächlichen Beweis von ihrer Feindseligkeit, indem sie zu schießen begannen. Wir unterhielten zwei Tage lang ein



Führer der Manjema-Beutejäger.



Eine Manjema-Frau.

lebhaftes Feuer mit unseren Snyder- und Martini-Büchsen, jedoch waren die Araber in ihren rohen Erdwerken so geschützt, daß auf beiden Seiten keine ernstlichen Verluste vorkamen.

„Unsere Leute unterhielten ein fürchterliches Feuer, sobald die Araber Miene machten, einen Angriff zu unternehmen, und am Abend des dritten Tages brach Dubois aus den Palli-saden hervor und drang bis in die Linien des Feindes hinein, wo er eine Trommel der Manjema erbeutete, welche diese auf der Flucht zurückgelassen hatten. Es war ein heißes Stück Arbeit, bei der ihm die Revolverpatronentasche von der Hüfte geschossen wurde. In der Nacht blieb alles ruhig, am nächsten Morgen fanden wir aber noch näher an unseren Schanzwerken neue Erdhaufen aufgeworfen, und wurde der Kampf wieder aufgenommen. Da unsere Munition nunmehr knapp zu werden begann, durften wir nicht zu viele Schüsse vergeuden; die Araber zogen hieraus Nutzen, indem sie zwei oder dreimal einen

Sturm direkt auf unsere Position unternahmen, doch wurden sie jedesmal zurückgetrieben, wobei ich an den Kruppschen Geschützen so schwer arbeitete, daß mir das Blut aus den Ohren floß, und ich auch die Spitze des kleinen Fingers verlor, die ich unter einem der Hinterlader eingeklemmt bekam. Meine Diener, der arme kleine Jack aus Manjanga dort unten im Thal und die beiden Jungen vom Aruwimi, benahmen sich vorzüglich, indem sie uns Munition herbeischleppten, Thee kochten und uns die Tassen durch das Feuer der arabischen Linien brachten. Dubois unternahm nochmals einen Ausfall und trieb die Araber zurück; dann trat die Dunkelheit ein und machte dem Kampfe für die Nacht ein Ende. An diesem Abend desertierten die Bangala und fuhren in einigen Eingeborenenkanoes flußabwärts davon, um Bangala zu erreichen, was, wie Sie wissen, eine Fahrt von 750 Kilometer ist.

„Am nächsten Morgen wurde der Kampf fortgesetzt. Wir konnten jetzt nicht viel mehr thun, als mit den Kruppschen Geschützen zu schießen, denn die geringe Gewehrmunition, welche wir noch hatten, war fast sämtlich schlecht. Wir holten aus den Vorratsräumen Zündhütchen- und alte Steinschloßgewehre und gaben sie den Haussa zum Schießen, allein 7 von den armen Burschen waren schon tot und die übrigen, mit Ausnahme von Musa Kanu und drei anderen, kamen abends zu mir und erklärten, sie müßten gehen; es nütze nichts, zu kämpfen, wenn sie doch den Arabern in die Hände fallen müßten. Ich drohte, ich würde sie als Deserteure erschießen lassen, allein sie erwiderten:

„‚Sehr gut, Herr, erschießt uns; wir wollen lieber von Euch erschossen werden, als daß die Araber uns den Hals abschneiden.‘“

„Sobald es dunkel geworden war, entfernten sie sich mit den Kanoes und trieben hinter den Bangala her den Fluß hinab.

„Dubois und ich waren nun mit nur vier Haussa und Samba, einem Eingeborenen vom Aruwimi, der vom Staate in Freiheit gesetzt worden war und während meines ganzen Aufenthalts an den Stanley-Fällen getreulich für mich gearbeitet hatte, allein und beschlossen in der Verzweiflung, in der Nacht soviel wie möglich von den uns noch gebliebenen Vorräten zu zerstören, die Geschütze zu vernageln, die Station in die Luft zu sprengen und uns in den Wald zu flüchten, wo wir uns verbergen wollten, bis Hülfe von Bangala käme, da die desertierten Bangala nach unserer Rechnung bis zu einem bestimmten Tage dort eintreffen mußten, worauf Lieutenant Coquilhat bestimmt mit dem Dampfer „A. I. A.“ (Association Internationale Africaine) zu unserem Beistand eilen würde. 'Dann besprengten wir die Vorräte mit Öl, stapelten die

Patronen auf, vernagelten die Geschütze und schütteten das lose Pulver auf einen Haufen, legten eine Zündschnur bis außerhalb der Station und machten uns beide nebst Musa Kanu, den drei treuen Haussa und Samba, die ohne uns nicht fliehen wollten, unter dem Schutz der Dunkelheit davon, um das nördliche Ufer zu gewinnen und uns dort im Walde zu verbergen.

„Ich war der letzte, der den Ort verließ; nachdem ich die Zündschnur in Brand gesetzt hatte, eilte ich den anderen nach."

Zwölftes Kapitel.

Dubois' trauriges Ende. — Dreißig Tage im Walde verborgen. — Ankunft des Dampfers und Rettung durch den wackeren Coquilhat. — Stanley empfiehlt, Tippu-Tib zum Beamten des Freistaates zu ernennen. — Kritische Lage an den Stanley-Fällen.

Die Nacht war stockfinster, und die Station brannte lichterloh hinter uns, jedoch war das Pulver aus irgend welchem Grunde nicht explodiert. Wir wußten, daß die Araber inzwischen unsere Flucht entdeckt haben mußten und beeilten uns deshalb, nach dem Festlande hinüberzukommen. Wir mußten zu diesem Zwecke einen Arm des Kongo durchwaten, einen tosenden Strom von etwa 45 Meter Breite, in welchem aber das Wasser zu dieser Jahreszeit gewöhnlich nur bis zur Brust reichte. Dubois glitt von den Klippen herab und wurde in tieferes Wasser geschleudert, und da ich wußte, daß er nicht schwimmen konnte, sprang ich ihm sofort nach, und es gelang mir auch, ihn zu erfassen, ehe er von der raschen Strömung fortgerissen wurde. Wir waren noch eben imstande, das steile, felsige Ufer zu erreichen, und ich sagte, erschöpft, wie ich war, zu Dubois, er solle sich am Rande einer vorstehenden Klippe festhalten, bis die Haussa, die glücklich hinüber gelangt waren, am Ufer entlang kämen, um uns zu helfen. Musa Kanu nahm seinen Gürtel ab, band ihn mit dem Gewehrriemen zusammen und warf mir beides zu, allein als ich mich mit den Worten: „Fassen Sie an!" nach der Stelle umwandte, wo Dubois gestanden hatte, sah ich ihn nicht mehr: Dubois war verschwunden. Bei dem Scheine der brennenden Station, wo nun auch die Patronen und das Pulver zu explodieren begonnen hatten, wodurch die umgebende Scene für Augenblicke eine lebhafte Beleuchtung erhielt, suchte ich das Wasser nach Spuren von Dubois ab, allein der arme Bursche war leider entweder im Wasser ohnmächtig geworden, oder von seinen schweren Stiefeln hinabgezogen und von der Strömung

fortgerissen worden. Es war das letzte, was ich von ihm gesehen hatte, und mein Kummer und Jammer über den Verlust meines einzigen Freudes hier in der Wildnis, der sich während des viertägigen Kampfes bei der Station in solch tapferer Weise benommen hatte, waren so groß, daß mir die Thränen aus den Augen strömten, während die Haussa, nachdem sie mich herausgezogen hatten, ebenfalls weinten.

„Wir waren in der That eine jammervolle Gesellschaft. Die Kleider waren mir teils am Leibe verbrannt, teils beim Kampfe zerrissen, und ich besaß nur eine alte wollene Decke, die ich umgeschlungen hatte, und ein Hemd, aber keine Stiefel; traurig und mit dem Gefühl, daß es mir einerlei sein würde, ob die Araber mich fänden und dem Elend sofort ein Ende machten, kroch ich in den Wald hinein.

„Wir hielten uns dort dreißig Tage lang verborgen. Oft hörten wir die Araberscharen um unseren Versteck, den wir in jeder Nacht wechselten, das Dickicht absuchen; häufig kamen die Eingeborenen, die sich während der ganzen Zeit freundlich gegen uns benahmen, zu uns, um uns mitzuteilen, wo die Araber uns suchten, und uns kleine Geschenke von Maniok und Bananen zu bringen. Wir lebten von dem, was wir im Walde fanden, grünen Blättern, Wurzeln und oft auch Raupen, oder von den spärlichen Vorräten von Lebensmitteln, welche die armen Eingeborenen uns nur insgeheim bringen konnten, weil sie fürchteten, daß sie beobachtet und unsere Verstecke den Arabern bekannt werden würden.

„Endlich in der dreißigsten Nacht kamen sie zu mir und sagten, unser Zufluchtsort sei entdeckt, ich müsse fliehen. Ich war aber zu schwach, um nur stehen zu können; ich vermochte nur zu kriechen und wußte, daß Coquilhat gerade an diesem Tage kommen würde, denn ich hatte ausgerechnet, daß er dreißig Tage brauchen würde, um herauf zu gelangen, nachdem er von den entlaufenen Bangala von unserer Niederlage gehört hatte. In der Nacht wurde ich in ein von den Eingeborenen herbeigeschafftes Kanoe getragen, mit dem wir stromabwärts trieben. Ich forderte die Leute auf, scharfen Ausguck nach dem Dampfer zu halten, weil ich fest überzeugt war, daß er an diesem Tage kommen würde; allein wir sahen nichts. Die armen Haussa schliefen, und früh am nächsten Morgen befanden wir uns neben einem Dorfe am rechten Ufer; da es nichts nützte, noch weiter zu fahren, weil wir den Dampfer zwischen den Inseln verfehlen und in die Hände der Araber fallen konnten, die überall längs des Ufers nach uns ausspähten, so landeten wir, und ich kroch am Ufer hinauf dem Dorfe zu. Als die Eingeborenen uns erblickten, stürzten sie her-



Musa Kanu band seinen Gürtel mit dem Gewehrriemen zusammen.

aus, und ein Bursche sprang auf mich zu und schwenkte den Speer, um ihn auf mich zu schleudern; ich blickte ihn an und erhob den Revolver, der mich nie verlassen hatte, worauf er den Arm senkte, dann aber noch einen weiteren Schritt vorwärts that und den Speer aufs neue hob, wobei er mich fortwährend scharf betrachtete. Plötzlich schrie er mit gellendem Ton: „Msungu, Msungu!“ (Der weiße Mann, der weiße Mann), warf seinen Speer zur Erde und stürzte am Ufer hinauf zu den übrigen, denen er zurief, wir seien die Leute des weißen Mannes in Kisingiti. Sie trugen mich zu den Hütten hinauf, sprangen unter Freudengeschrei um uns herum und brachten uns Lebensmittel und das Beste, was sie im Dorfe hatten. Dann erzählten sie, daß sie seit dem Verlust der Station nach uns ausgesehen hätten und daß, was die beste Nachricht war, am Tage vorher der Dampfer mit zwei Weißen, die überall nach uns gefragt hätten, nach den Fällen hinaufgefahren sei. Herabkommende Kanoes hätten erzählt, daß zwischen den Arabern und dem Dampfer gekämpft worden sei. Ich wußte jetzt, daß unsere Leiden nun bald zu Ende seien. Die Eingeborenen hatten Leute ausgesandt, um Coquilhat mitzuteilen, daß ich aufgefunden sei, und Samba begab sich nach einem Punkte, von dem er, selbst unbeobachtet, den Fluß durch die Bäume überschauen konnte. Bald darauf hörten wir Samba rufen: „Maschua, Maschua ana kudja!“ (Der Dampfer, der Dampfer kommt!) Als Coquilhat Sambas Geschrei aus dem Gebüsch hörte, legte er am Ufer an, nahm den armen nackten, alten Samba auf und dampfte wenige Minuten später nach unserem Versteck heran. Gleich darauf war ich wohlbehalten und gesund, nun, so gesund, wie ich es nach dem dreißigtägigen Hungern im Walde nur sein konnte, an Bord des „A. I. A.“

„Wir kamen dann ohne Hindernis nach Bangala hinab, wo ich einige meiner desertierten Eingeborenen und Haussa fand; von den übrigen waren einige von den Kannibalen in Upoto gefangengenommen und aufgefressen worden.

„Von Bangala wurde ich nach Leopoldville gebracht, und jetzt befinde ich mich, nachdem ich wieder einige Kräfte bekommen habe und mich imstande fühle, die Reise nach der Küste hinab zu ertragen, hier auf dem Wege in die Heimat, wo ich, Ward, mein lieber Junge, bald so gesund wie je zu sein hoffe, damit ich wieder hierher kommen kann, um mich nochmals mit den Arabern zu schlagen. Wenn der Gouverneur mir 200 Mann geben wollte, würde ich trotz meiner Schwäche jetzt wieder hinaufgehen, die Station zurückerobern und die Araber nach Njangwe zurückzutreiben.“

In dieser Weise erzählte mir der arme Deane während unserer langen Unterhaltung in Nsungi, wie die Station an den Stanley-Fällen verloren ge-

gangen war und daß jetzt an der Stelle, wo sonst die blaue Flagge mit dem goldenen Stern, das Emblem des Freistaates, geweht hatte, jetzt die rote Flagge von Sansibar über der Feste der Sklavenhändler im Winde flattere. Es waren traurige Nachrichten, die schlimmste darunter aber der Tod des armen Dubois, der erst kürzlich nach dem Kongo gekommen, jedoch bei allen beliebt gewesen war.

Hier sah ich den armen Deane zum letztenmal; beim ersten Grauen des Tages setzte seine Karawane am nächsten Morgen den Marsch fort, und ich beobachtete die lange Reihe der eingeborenen Träger, die sich dem der Küste zuführenden Pfade entlang schlängelte. Hin und wieder verschwand die Linie hinter dem Rücken eines Hügels, um nach einigen Minuten auf dem Gipfel einer entfernteren Anhöhe wieder zu erscheinen, wo ich noch lange das weiße Sonnenzelt über der Hängematte Deanes flattern sehen konnte, während die Träger in der kühlen Morgenluft weiter eilten. Nachdem Deane sich einige Monate in England aufgehalten hatte, kehrte er nach dem Kongo zurück, um Elefanten zu schießen und fand in den Wäldern von Lukolela durch ein verwundetes Tier einen vorzeitigen Tod.

Die Regierung des Freistaates machte keinen Versuch, die Stanley-Fälle wieder zu nehmen, vielmehr blieben die Araber in ungestörtem Besitz des ganzen Gebietes oberhalb Upoto, wo sie ihre Raubzüge ungehindert immer mehr ausdehnten und die wirklichen, wenn auch nicht gesetzlichen Besitzer des Landes wurden.

Derart war die Lage der Dinge an den Stanley-Fällen und in diesem Teile von Centralafrika, als H. M. Stanley auf dem Wege nach dem Kongo in Sansibar eintraf, um Leute für seine lange Reise den genannten Fluß hinauf und quer durch das Land nach Wadelai am Nil zu engagieren und Emin Pascha Rettung oder Entsatz zu bringen.

Einer der ersten, welche Stanley in Sansibar begrüßten, war Tippu-Tib. Es waren Jahre verflossen, seitdem sie sich in den afrikanischen Wildnissen getroffen hatten, und Tippu-Tib hatte seitdem seine Macht vergrößert, und sein Name war jetzt von Sansibar im Osten bis weit westlich vom Tanganjika-See, bis zu den Quellwassern der südlichen Nebenflüsse des Kongo und an diesem hinab bis zu der Station des Freistaates in Bangala bekannt, der einzigen, welche noch zwischen den Arabern und dem Stanley-Pool vorhanden war. Stanley und Tippu-Tib waren als Freunde geschieden, und auch jetzt lag es in der Politik beider, die alten Zwiste zwischen ihren Parteien nicht wieder aufzufrischen. Tippu-Tib lag sehr viel an der Freundschaft

Stanleys und seinem großen Einfluß bei den Behörden des Freistaates, um die Anerkennung seiner Stellung als Gebieter des Distrikts an den Stanley-Fällen zu erhalten, damit er einen neuen Abfluß für sein Elfenbein den Kongo hinab nach der atlantischen Küste bekäme, wodurch er die Kosten und Strapazen des langen Überlandmarsches nach Sansibar sparte.

Stanley wünschte dagegen die Autorität des Staates auf der vor Jahren von ihm selbst gegründeten Station wieder aufgerichtet zu sehen, sowie die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Weißen und Arabern am Oberkongo, damit der Sklavenhändler aus den fortschreitenden Einflüssen des Handels und der Civilisation erkenne, daß der legitime Handel mit Elfenbein und den Produkten des Innern eben solche Vorteile bringen könne, wie sie jetzt mit dem schmachvollen Handel mit menschlichen Wesen erzielt wurden.

Vielleicht wäre es dem Staate möglich gewesen, die Stanley-Fälle durch Kampf wiederzunehmen und die Araber zurückzutreiben, allein damit würde man nur einen der Zwecke Stanleys erreicht haben. Die Araber wären dann hoffnungslos feindselig geblieben, und die Waldsümpfe Centralafrikas würden auf Jahre hinaus von dem Lärm der mörderischen Kämpfe und dem Jammern der fortwährend in die Sklaverei fortgeführten armen Geschöpfe wiedergehallt haben. Als Tippu-Tib sich daher Stanley in Sansibar vorstellte, empfing letzterer ihn freundlich; Tippus Eintritt soll dramatisch gewesen sein, da er, seinen Begleitern den Befehl gebend, eine Kruppsche Granate zu enthüllen, zu Stanley sagte:

„Solche Geschenke haben Eure Leute mir in Singiti (den Stanley-Fällen) gegeben, als Ihr fort waret. Auf diese Weise haben sie die Freundschaft des Weißen für den Araber bewiesen.“

Als der Kampf mit Deane an den Fällen ausbrach, hatte Bwana Nsige eine der aus dem Fort geschossenen Granaten nach Sansibar gesandt, mit der Botschaft, das sei, was sie jetzt von dem neuen weißen Manne erhielten, und Tippu kam jetzt als der Beleidigte, um Stanley das ihm widerfahrene Unrecht zu klagen und seine eigene Sache abzuschwächen, indem er seine Partei so darstellte, als habe sie nur höchst ungern an dem Konflikt mit dem Staate teilgenommen.

Stanley nahm, das Vergangene geschehen sein lassend, die Entschuldigungen des Araberhäuptlings an und erhielt auf eine telegrapische Meldung an Leopold II., den König der Belgier, dessen Zustimmung zu dem von ihm vorgeschlagenen Plane, der in nichts Geringerem bestand, als Tippu-Tib von seiten der Regierung anzuwerben und ihn zum Gouverneur des Staates im Distrikt

der Stanley-Fälle zu machen. Es war in der That den Stier bei den Hörnern fassen, wenn man auf einen Posten von höchster Wichtigkeit und Verantwortlichkeit gerade den Mann erhob, der zwar nicht auf dem Schauplatz anwesend gewesen, aber doch in erster Reihe für die Zerstörung der Station an den Stanley-Fällen verantwortlich war, allein ohne Zweifel war es auch das einzige Mittel, um die Frage auf friedlichem Wege zu lösen, und die einzige Methode, um die Autorität des Freistaates in jenen Gegenden ohne Blutvergießen und ohne Geldopfer wieder herzustellen, welche die Regierung des kleinen Staates damals nicht zu bringen in der Lage war.

Die folgende Antwort, welche Stanley auf der Reise mit Tippu-Tib auf dem Dampfer „Madura" nach dem Kongo in Kapstadt in Erwiderung einer Bemerkung bezüglich seines Vertrauens auf einen so berüchtigten blutdürstigen Sklavenhändler erteilte, läßt erkennen, in welchem Licht er die Angelegenheit betrachtete. Er entgegnete nämlich mit den gewöhnlichen ruhigen, unbeweglichen Ausdruck seiner Züge:

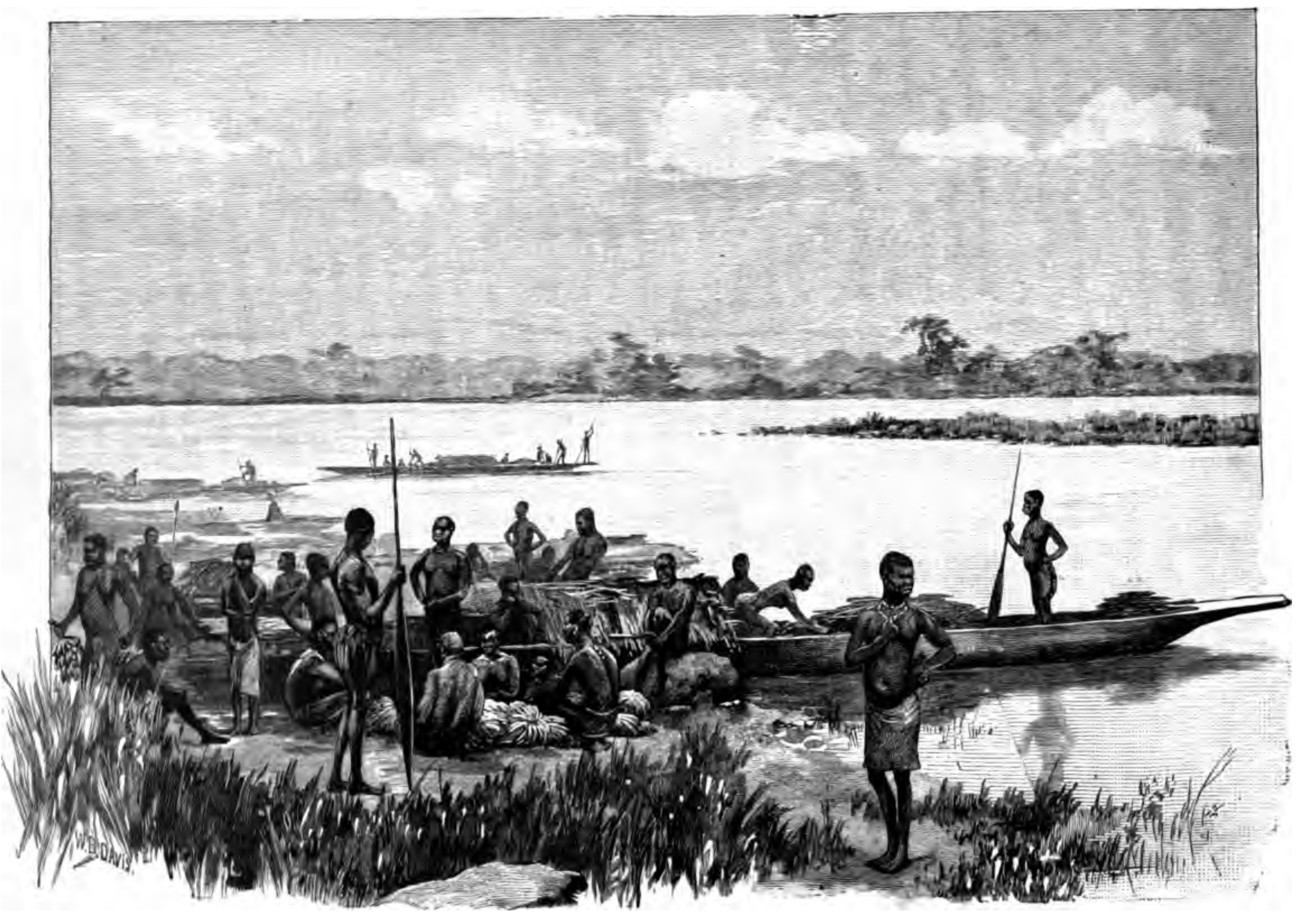
„Es herrscht mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen."

Daß auch Tippu-Tib die Verantwortlichkeit seiner neuen Stellung fühlte, läßt sich aus dem Ton seiner Antwort an einen Missionar in Bansa Manteka am Unterkongo erkennen, wo die nach dem Stanley-Pool marschierende Nachhut eine Nacht über Halt machte.

Tippu-Tib nahm die Vorwürfe des Missionars, daß er sich an fürchterlichen Metzeleien beteiligt habe, und die Bemerkung, daß er später für die schrecklich große Zahl von Menschenleben Rechenschaft abzulegen haben würde, mit großer Würde entgegen und erwiderte dann mit dem gewöhnlichen wohlwollenden Ausdruck seiner Züge:

„Ach ja, ich war damals ein junger Mann; jetzt wird mein Haar, wie Sie sehen, grau; ich bin ein alter Mann und werde mehr Überlegung besitzen."

Im Sommer des Jahres 1887 traf Tippu-Tib an den Stanley-Fällen ein, wo er im Namen des Souveräns des Kongostaates, König Leopold II., in formeller Weise auf seinem neuen Posten als Gouverneur des Distrikts installiert wurde und nun wieder die blaue Flagge mit dem goldenen Stern über der einsamen Station im Herzen von Afrika wehte. Seit ihrer Zerstörung in dem Kampfe gegen Deane waren die Stationsgebäude von den Arabern sehr vernachlässigt worden, sodaß Tippu-Tip infolgedessen seinen Wohnsitz in dem Dorfe auf dem südlichen Festlande aufschlug, von wo er die Insel, welche der Schauplatz des Kampfes gewesen war, überblicken konnte.



Marktscene bei den Stanleyfällen.

Um sich über die Pflichten seiner Stellung unterrichtet zu halten und in Fühlung mit den Behörden des Freistaates in Boma zu bleiben, bat Tippu-Tib, daß man ihm einen weißen Offizier schicken möge, der als sein Sekretär fungieren, die etwa vom Generalgouverneur eintreffenden Schreiben übersetzen und seine eigenen Mitteilungen über den Zustand des seiner Obhut anvertrauten Distrikts in die offizielle Sprache übertragen sollte.

Dieser Bitte kam man nach und schickte einen jungen belgischen Lieutenant nach den Stanley-Fällen, wo derselbe thatsächlich mehrere Monate der Gast Tippu-Tibs war, diesen auf allen seinen Reisen begleitete und ihm so viel wie möglich Rat erteilte. Tippu-Tibs Stellung war indes eine keineswegs leichte, da die Regierung des Freistaates in Boma nie ganz überzeugt von der Aufrichtigkeit seiner Freundschaftsbeteuerungen war; sie fand die Anomalie, bei den Wilden an den Stanley-Fällen gerade von dem Manne vertreten zu werden, der das anerkannte Oberhaupt aller der Sklavenjäger war, welche das fragliche Land jahrelang verheert hatten, nicht nach ihrem Geschmack und schickte bei der ersten passenden Gelegenheit, selbstverständlich in aller Freundschaft, einen belgischen Offizier in Begleitung eines weißen Assistenten mit einer außerordentlich kleinen Schar Bewaffneter hinauf, um die verlassene Station wieder zu besetzen und im Namen der Regierung als Distriktskommissar die Regierung wieder zu übernehmen.

Das war ein Schlag ins Gesicht für Tippu-Tib, der von Stanley seine Ernennung als Gouverneur des ganzen Landes von der Mündung des Aruwimi bis nach Njangwe hinauf erhalten hatte; allein der kluge, alte Araber that, als bemerke er den auf seine Freundschaftsversicherungen geworfenen leisen Makel nicht, nahm die neuen Ankömmlinge ganz liebenswürdig auf, hieß sie auf seinem Gebiete willkommen und sprach seine Freude darüber aus, daß sie in so naher Nachbarschaft miteinander leben würden, wo sie ohne Zweifel gute Freunde sein würden. Gleichzeitig teilte Tippu-Tib dem Chef der mehrere Hundert Kilometer den Kongo abwärts liegenden Station Bangala, des ihm am nächsten gelegenen Regierungspostens, mit, daß er den Aruwimi als die Grenzlinie ihrer Distrikte betrachte; unterhalb derselben möge der Chef von Bangala nach Belieben schalten, oberhalb davon stehe das ganze Land unter der Jurisdiktion der Stanley-Fälle.

Während Tippu-Tib in dieser Weise als Gouverneur eines großen Gebiets fungierte, setzten seine Unterthanen und Verbündeten, Araber aus Muskat und Neger aus Sansibar, sich im ganzen Lande fest, und zwar nicht nur innerhalb der von Tippu-Tib beherrschten Punkte, sondern auch weit über diese

Grenzen hinaus, und erschienen auch an vielen Orten des Kongostaates, wo man früher nie an das Kommen der Araber gedacht hatte. Auch unten am Itimbiri, der sich zwischen Bangala und dem Aruwimi von Norden her in den Kongo ergießt, tauchten Banden von Elfenbein- und Sklavenjägern auf; an den oberen Gewässern der unterhalb Bangala in den Kongo mündenden Malinga sollten sie nach den Mitteilungen der Eingeborenen sogar befestigte Lager angelegt haben, und weit unten im Süden und Westen fand man ihre Kanoes auf dem Sankuru, einem Nebenfluß des Kasai.

Radschid ben Mohammed ben Seid Maradjib (Radschid, der Sohn Mohammeds, des Sohnes Seids aus Maradjib, einem Distrikte in Muskat, wo



Die Stanley-Fälle.

letzterer geboren war) hatte die Mündung des Lomami besetzt, eines wichtigen Nebenflusses des Kongo, der ein großes, ausgedehntes Gebiet entwässert und dem Aruwimi gegenüber in jenen mündet; doch hatten die Araber sich auch an dem ganzen Laufe des genannten Flusses ausgebreitet.

Wohin man auf der Karte von Centralafrika in den an den Kongo stoßenden Regionen auch den Blick wendet, überall kann man das Vordringen der Araber verfolgen, und die verschiedenen Handelsdampfer, welche auf der Suche nach Elfenbein die verschiedenen Nebenflüsse des Kongo besucht haben, sind im Jahre 1888 sämtlich mit derselben Meldung nach dem Stanley-Pool zurückgekehrt, daß an den oberen Gewässern fast eines jeden Nebenstromes ober-

halb des Äquators, sowie der Zuflüsse des Kasai und Ubangi Zeichen und Gerüchte von dem Vordringen der Araber vorhanden seien.

Das war die Lage, welcher die Regierung des Kongo-Freistaates gegenüberstand, sodaß sie, um die Möglichkeit einer Wiederholung der Kämpfe an den Stanley-Fällen zur Zeit Deanes zu beseitigen und ähnliche Vorfälle vielleicht in Bangala zu verhindern, falls man die Araber ihr Vorwärtsdringen fortsetzen ließe, sich entschloß, drei befestigte Forts mit einer Besatzung von je 500 Mann, an den Flüssen Aruwimi, Lomami und Sankuru anzulegen.

Das erste dieser Forts wurde im Dezember des Jahres 1888 errichtet, und wenn die Beziehungen zwischen den im Lager befehligenden Offizieren und Tippu-Tib auch bislang noch dauernd freundschaftliche gewesen sind, so bedarf es doch nur einer sehr geringen Reibung, um einen neuen Ausbruch der Feindseligkeiten herbeizuführen.

Ich bin der vollen Überzeugung, daß Tippu-Tib selbst den Frieden wünscht und getreulich seinen mit Stanley abgeschlossenen Kontrakt zu erfüllen beabsichtigt, allein es giebt zahlreiche andere Araber nebst vielen ihrer Anhänger, die sich nicht von den gleichen Motiven leiten lassen. Sie wollen ein Vermögen erwerben, wollen soviel Elfenbein und Sklaven wie möglich haben und ein so fruchtbares und angenehmes Land bewohnen, wie sie es nur aufzufinden vermögen, und auf der Suche nach diesen Dingen und dem glücklichen Ruheplatze werden sie mit den bewaffneten Kräften des Freistaates in Berührung kommen und einen Konflikt herbeiführen, der vielleicht gleichbedeutend ist mit dem Aufhören der Bestrebungen, Centralafrika zu civilisieren, falls die Regierung des jungen Kongostaates bei der Bekämpfung seiner barbarischen Feinde auf sich selbst angewiesen ist. Andererseits kann der Konflikt aber auch die Vernichtung bedeuten des Systems von organisiertem Terrorisieren, Sklavenraub und Diebstahl, das gegenwärtig unbestrittene Herrschaft über die angemessenerweise das „Herz von Afrika“ genannte Region ausübt.

Dritter Teil.

Kanoefahrt.



Erstes Kapitel.

Aufbruch zur Fahrt. — Meine Mannschaft. — Entmutigung durch die Araber. — Wir passieren feindliche Stämme. — Sorgenvolle Zeiten. — Irrtümlich für arabische Plünderer gehalten. — „Wir sind Stanleys Kinder."

Etwa 2250 Kilometer von der nächsten Seeküste und beinahe auf dem Äquator liegt die berühmte arabische Niederlassung an den Stanley-Fällen, die von den Arabern und Eingeborenen „Kisingiti" oder Barriere genannt wird wegen der Katarakte, welche in wirksamer Weise jedes weitere Vordringen über diesen Punkt hinaus auf dem Flusse verhindern. Diese Barriere war das letzte Hindernis, welches Stanley bei der Fahrt auf dem Flusse während seines denkwürdigen Marsches durch den dunklen Erdteil traf, ehe er auf die ruhige, breite Wasserfläche gelangte, welche sich von den Fällen ununterbrochen durch Stromschnellen oder Katarakte bis zum Stanley-Pool, eine Entfernung von 1675 Kilometer, ausdehnt.

Hier lebt Hamed ben Mohammed, der Welt allgemein als „Tippu-Tib" bekannt, der Bismarck von Centralafrika, und hat einen ungeheuren Vorrat von Elfenbein angehäuft durch die Plünderung der benachbarten Eingeborenen, welche die unerforschten Waldregionen bewohnen, wo unzählige Elefantenherden sich ebenfalls aufhalten und durch die im tiefsten Herzen des Waldes



verborgenen bösen Sümpfe, sowie die reichen Bananen- und Paradiesfeigengärten der Eingeborenendörfer schweifen.

Etwa 90 Kilometer unterhalb der Stanley-Fälle, an der Mündung des Lomami in den Kongo hat ein junger Araber, Namens Radschid ben Mohammed, der Sohn Nsiges, des vertrauten Ratgebers und Geschäftsteilnehmers Tippu-Tibs, inmitten eines volkreichen Eingeborenendorfes ein roh befestigtes Lager angelegt, und von dort aus trat ich am 3. April 1888 meine erste lange Kanoefahrt den Kongo hinab an, um Depeschen nach der Küste zu bringen und Europa Nachrichten von allergrößter Wichtigkeit über das Werk, an dem ich beteiligt war, zu übermitteln.

Nachdem ich mir von den Eingeborenen zwei große, aus festen Baumstämmen ausgehauene Kriegskanoes verschafft hatte, befestigte ich sie Seite an Seite mit Ranken und band über den Bord der beiden Fahrzeuge Holzlatten, um sie fester zu machen. Nachdem die lecken Stellen kalfatert, der Boden mit Garnierholz belegt, über den Booten aus Stäben ein roher Holzrahmen hergestellt war, über welchem ich mein altes, geflicktes Zelt befestigte, um gegen die glühende, tropische Sonnenhitze und den nächtlichen Tau Schutz zu haben, und ich endlich noch mein spärliches Gepäck und die Munition verstaut hatte, war ich zum Aufbruch fertig.

Meine Mannschaft bestand aus 30 Wangwana, Sansibar-Leuten, einer gedankenlosen, sorglosen Schar, die sämtlich von Kindheit an das rauhe Leben auf langen, beschwerlichen Märschen mit den Arabern kennen gelernt hatten, sodaß sich die Neuheit der Gefahr längst bei ihnen verloren hatte. Außerdem hatte ich fünf sudanesische Soldaten aus den Reihen der ägyptischen Truppen in Kairo, Leute von kriegerischen Neigungen und besondere Liebhaber von Fleischkost.

Obgleich meine Leute bereitwillig und leicht von Begriff waren, waren sie doch nicht gewohnt, im Kanoe zu rudern, sodaß unsere Fortschritte mehr von dem Treiben mit der Strömung, als von unseren eigenen Anstrengungen abhängig waren.

Ich hatte eine Fahrt von mehreren Hundert Kilometern vor mir durch ein Land, das von mehr oder weniger feindselig gesinnten Wilden dicht bevölkert war, deren wütende Angriffe auf die heldenmütige Schar Stanleys bei dessen erster Thalfahrt mit der Flotte von Kanoes auf dem Kongo böse Vorzeichen waren für jeden, der mit ähnlichen Fahrzeugen dieselbe Reise zu unternehmen wagte. Die größte Gefahr für uns lag in der Thatsache, daß die Eingeborenen auf den ersten 300 Kilometern beständig durch die von den Stanley-Fällen aus unternommenen arabischen Beutezüge beunruhigt worden waren, und es war wegen des Aussehens meiner Mannschaft und der Ähnlichkeit ihrer Kleidung mit der von den Sklavenjägern getragenen sehr wahrscheinlich, daß wir irrtümlicherweise für eine Schar derselben Herren gehalten und mit demselben Willkommen begrüßt werden würden, das sie solchen Besuchern zu teil werden zu lassen pflegten.

Radschid ben Mohammed, dessen langjährige Erfahrungen als Führer von Beuteexpeditionen ihn vorzüglich in den Stand setzten, über diese Frage ein Urteil abzugeben, schüttelte den Kopf und sagte:

„Ihr werdet mit den beiden Kanoes und so wenig Mannschaften nie bei den Wilden an der Mündung des Aruwimi vorbeikommen. Es ist unmöglich; ihr werdet alle von den Watschengera meno (Stämmen mit gefeilten Zähnen) getötet und aufgefressen werden. Überlegt euch die Sache noch einmal, ehe ihr euer Leben fortwerft."

Der mir übergebene Auftrag war aber dringend, und ich ließ daher die Warnung Radschids unbeachtet. Indessen war der Gedanke, daß ein so alter, erfahrener Häuptling das Unternehmen mit so ernsten Augen betrachtete, nicht gerade angenehm. Meine eigenen Leute sahen, wie ich deutlich bemerken konnte, das Wagnis als ein verzweifeltes an, und es gelang mir nur durch tröstendes Zureden und vertrauensvolles Benehmen, sie aus ihrer Niedergeschlagenheit aufzurütteln und zu Anstrengungen zu veranlassen. Es war eben nach Mittag, als wir unter den betäubenden Abschiedsgrüßen großer Scharen von Begleitern der Araber und von Eingeborenen, die sich an das schlammige Ufer drängten, um uns zum letztenmal zu sehen, unser schwerfälliges Fahrzeug abstießen. „Kua heri, Kua heri!" (Lebt wohl, lebt wohl!) tönte das Echo uns nach, als wir auf den Strom hinausglitten.

Vor Antritt der Fahrt hatten wir uns natürlich mit einem starken Vorrat von Lebensmitteln versorgt, da wir nicht erwarten durften, innerhalb der Sphäre der Verfolgungen der Araber etwas kaufen zu können. Unsere lebenden Vorräte bestanden aus mehreren Hühnern, denen die Beine zusammengebunden

waren, damit sie nicht fortfliegen konnten, und zwei Ziegen, die auf einem Bund Gras lagen und philosophisch sich mit Wiederkäuen beschäftigten. Außerdem hatten wir ungeheure Bündel grüner Bananen und Paradiesfeigen, süße Kartoffeln und einen Überfluß an säuerlich riechenden Kassavenwurzeln, die, nachdem sie eingeweicht, zerstoßen, in Bananenblätter aufgerollt und gekocht worden sind, das wichtigste Nahrungsmittel bei den meisten Stämmen in Centralafrika bilden.

Die Gewehre waren an Bord des Fahrzeugs neben dem Sitze jedes Mannes leicht festgebunden, und ich hatte an alle etliche Patronen für den Fall eines plötzlichen Angriffes ausgeteilt. Während des Nachmittags trieben wir langsam mit der Strömung weiter, während die Leute eifrig mit dem Wegstauen des Proviants beschäftigt waren und sich bequeme Plätze beim Rudern herrichteten.

Wir kamen rascher weiter, als ich erwartet hatte, und befanden uns gegen 5 Uhr nachmittags in Sicht der niedrigen bewaldeten Inseln gegenüber den volkreichen Dörfern der wilden Basoko-Stämme an der Mündung des Aruwimi.

Auf beiden Seiten des Flusses ertönten die Kriegstrommeln, und als es dunkel wurde, bemerkten wir, daß mit bewaffneten Eingeborenen besetzte große Kanoes uns in der Ferne folgten. Gegen Mitternacht erkannten wir bei dem unbestimmten Licht der Sterne eine dunkle Masse von Kanoes, die sich quer über den Fluß gelegt hatten. Es waren feindliche Eingeborene, die auf der Lauer lagen, um uns anzugreifen; wir bereiteten uns daher zum Kampfe vor, allein glücklicherweise ließen sie, als wir näher kamen, eine Öffnung entstehen und uns passieren, während wir aus dem Schatten einer benachbarten Insel mit gellendem Geschrei bedroht wurden. Sehr häufig unterschieden wir das Wort „Niama“, das Fleisch bedeutet und uns ominös ins Ohr klang, da diese Leute gefräßige Kannibalen sind und unser Schicksal unverkennbar war, wenn wir ihnen in die Hände fallen sollten. Die Leichtigkeit, mit der wir der ersten großen Schwierigkeit auf unserem Wege entgangen waren, schien meinen Leuten neuen Mut einzuflößen; sie waren, wie alle ihresgleichen, Fatalisten und würden, wenn wir hier im ersten Stadium unserer Reise Unglück gehabt hätten, nicht das Herz gehabt haben, den noch vor uns liegenden Prüfungen und Gefahren entgegenzutreten. Ich bemerkte sofort die Veränderung in ihrem Benehmen und Aussehen und hörte anstatt des unzufriedenen Flüsterns und Murmelns, wie die Ruderer den Refrain eines alten Triumphgesanges summten, während sie die Kanoes durch das Wasser weitertrieben.

Eine Weile später bekamen wir nochmals eine große dunkle Masse mitten im Flusse in Sicht und steuerten, in der Meinung, wieder eine Gruppe feindlicher Kanoes vor uns zu haben, darauf zu, da wir es vorzogen, selbst die Angreifer zu sein, als zu warten, bis unsere Feinde sich in größerer Zahl versammelt hätten. Glücklicherweise konnten wir mit den Fahrzeugen noch rechtzeitig abscheren, da wir sonst von der Strömung auf einen großen, umgestürzten Baumstamm gejagt wären, der auf eine Sandbank gespült worden war und dessen schattenhafte Umrisse wir in der Dunkelheit irrtümlicherweise für die Kanoes unserer Feinde gehalten hatten. Wären wir auf dieses Hindernis gestoßen, dann würden wir jedenfalls mit den Fahrzeugen gekentert und die Beute der wilden Horden geworden sein, die uns in einigen Hundert Metern Abstand folgten, da die Dunkelheit es uns dann unmöglich gemacht hätte, einen Angriff auf unsere unverteidigte Stellung zurückzuschlagen. Bis zu den ersten Morgenstunden hielten die Kriegshörner im Verein mit dem unaufhörlichen Lärm der Trommeln und dem Gellen der Wilden uns sämtlich auf der Wacht, und auch bei Tagesanbruch folgten uns noch immer zahlreiche bewaffnete Eingeborene in Kanoes, doch blieben dieselben gehörig außer dem Bereich unserer Waffen und schalten und bedrohten uns nur aus sicherer Entfernung.

Die Kriegshörner und Trommeln fuhren fort, unser Näherkommen von Dorf zu Dorf anzukündigen, während wir von der raschen Strömung weitergetragen wurden, doch machten die Eingeborenen keinen weiteren direkten Versuch, unsere Fahrt aufzuhalten. Um 9 Uhr vormittags erhob sich ein schwerer Sturm, der bis spät am Nachmittage anhielt, als wir ein sehr großes Dorf am linken Ufer in Sicht bekamen. Die Eingeborenen drängten sich in dichten Mengen ans Ufer und brachen, als wir näher kamen, in eine unbeschreibliche Erregung aus, in der sie eine Reihe von wilden Kriegstänzen aufführten und ein lautes Geschrei erhoben, dessen Echo den vom Walde bedeckten Ufern entlang hallte und bis weit hinaus aufs Wasser drang. Dann bemannten sie, während ihre Trommeln und Elfenbeinhörner meilenweit wiederhallten, ihre großen Kriegskanoes und folgten uns eine Stunde weit bis zu einem anderen Dorfe, wobei ihre Waffen in der Sonne glänzten und ihr wütendes Geschrei uns ins Ohr klang. Sie hielten sich indessen außer Schußweite, und gerade während ihrer höchsten Erregung glitten wir seitwärts hinter eine Insel. In der Nacht war das Wetter bewölkt, und wir trieben in der Mitte des Stromes, beständig begrüßt von den Alarmsignalen der Trommeln und Hörner. Ich hielt die ganze lange Nacht hindurch Wache und spähte besorgt in die Dunkelheit hinaus; niemand wußte, wann wir angegriffen werden würden, die Trommeln

und Hörner ertönten auf allen Seiten, und das gellende Geheul der Wilden klang uns so deutlich ins Ohr, daß meine Leute glaubten, der Feind griffe uns an. Erst gegen Morgen, als wir eine lange Strecke sumpfigen Waldes passierten, wo wir von dem Kriegsgeschrei der Eingeborenen nicht gestört wurden, bekam ich etwas Ruhe.

Am nächsten Morgen trafen wir drei, den Fluß hinabtreibende Kanoes, deren Insassen bei unserem Herannahen erschreckt die Flucht in das Dickicht ergriffen hatten, und um 10 Uhr vormittags erblickten wir ein großes Dorf am rechten Ufer, wo etliche Fischer unsere Friedensrufe in der Kibaaga-Sprache beantworteten. Sie sagten, sie seien aus dem großen Dorfe Morundja, doch fürchteten sie sich, auf näher als 200 Meter an uns heranzukommen, indessen war uns nach den jüngsten Erfahrungen selbst der Schein einer freundlichen Begrüßung sehr angenehm.

Um Mittag trafen wir noch weitere Fischerkanoes und passierten wieder ein großes Dorf am rechten Ufer. Hier kamen einige bewaffnete Eingeborene uns in großen Kriegskanoes entgegen, doch hielten sie sich in respektvoller Entfernung, während sie ihre Kriegstänze aufführten und zum Hohn mit ihren Rudern Wasser nach uns hinspritzten. Sie wollten uns ihren Stamm und den Namen ihres Dorfes nicht nennen, beharrten aber bei ihrer Meinung, daß wir arabische Plünderer seien, trotz aller unserer Beteuerungen, daß wir Freunde und auf einer friedlichen Fahrt begriffen seien. Später ruderten wir im Laufe des Nachmittags dicht an einem großen Dorfe vorbei, das „Dobbo" hieß, dessen Bewohner uns aber das Landen nicht gestatten wollten. Nichtsdestoweniger legten wir an das steile Ufer an und machten unsere Fahrzeuge an einigen ihrer Kanoes fest, die an Pfählen am Rande des Wassers lagen. Unser Vorrat an Lebensmitteln war nur noch sehr gering und wir wünschten daher dringend, Proviant zu kaufen. Meine Leute litten wirklich Hunger; sie sagten wenig und murrten in keiner Weise, aber die Augen hatten ein halbverhungertes Aussehen, und sie zogen von Tag zu Tag die Lendentücher fester an in dem vergeblichen Bemühen, die Hungerqualen zu besänftigen. Auf unser freundliches Entgegenkommen sammelten die Eingeborenen sich bald in Scharen um uns, während wir an der Flußseite von den Kanoes eingeengt wurden, deren Insassen sich uns zu nähern strebten und eifrig Bananen, Hühner, schlechte Eier, Zuckerrohr, kleine Ziegen, getrocknete Fische und sonstige Kleinigkeiten gegen Glasperlen, Muscheln und leere Patronenkästchen umtauschen wollten. Dabei steigerte sich ihre Aufregung dermaßen und wurde ihr Benehmen so roh, daß ich es für ratsam hielt, weiterzufahren, ehe es zum Kampfe käme.

Da die Richtung des Flusses sich nunmehr von Nordwesten gerade nach Westen änderte, näherten wir uns offenbar dem ebenso volkreichen, wie feindselig gestimmten Distrikt von Upoto, wo wir, wie ich befürchtete, auf Schwierigkeiten stoßen würden. Die Upoto hatten vor etwa Jahresfrist in einer heißen Schlacht mit dem belgischen Chef der Station Bangala mehrere Soldaten des Freistaates



Typus aus Dobbo.

getötet, und die Haussa, die meinem tapferen Freunde, Kapitän Deane, in seinem wackeren Kampfe gegen die Araber an den Stanley-Fällen desertiert waren und glücklich alle anderen feindlichen Orte passiert hatten, waren von den Upoto gefangen genommen worden. Dieselben hatten fünf davon getötet und aufgefressen, während die übrigen später von dem Kongostaate für ein Lösegeld freigekauft wurden.

Gegen 8 Uhr abends fuhren wir auf einer anscheinend unbehinderten Strecke des Flusses hinab, doch war der Abend so dunkel und bewölkt, daß wir in Wirklichkeit in einen schmalen, mit Rohr bewachsenen Kanal hineingetrieben waren, ehe wir unseren Irrtum entdeckten, und es dauerte längere Zeit, bis wir das eigentliche Fahrwasser wieder erreicht hatten.

Beim ersten Grauen des nächsten Morgens hatten wir die Hügel von Upoto in Sicht und steuerten dem Lande zu, um mehr Brennholz zu bekommen, da wir unseren Vorrat am Abend vorher im Sumpf hatten im Stiche lassen müssen. In der Ferne schwärmten große Mengen aufgeregter Eingeborenen mit ihren Kanoes umher. Gegen Mittag ließen wir uns auf die ernstlichen Einladungen der Bewohner eines Dorfes ein, das am südlichen Ufer Upoto beinahe gegenüber lag. Die Leute waren zwar sehr freundlich und verkauften unseren Leuten allerlei Lebensmittel, wie Fische, Hühner, Paradiesfeigen und Kwanga, hatten aber doch im Walde eine Abteilung bewaffneter Krieger aufgestellt, die bereit waren, uns im Falle von Verräterei unsererseits jeden Augenblick anzugreifen. Wir sahen die Speere und Waffen der im Hinterhalt liegenden Männer im hellen Sonnenlicht glänzen und aus dem Gebüsch hervorlugen. Die Dorfbewohner machten viel Lärm und waren sehr aufgeregt beim Anblick eines so seltsamen Fahrzeugs wie das unsrige. Mein altes grünes Zelt, das über dem Rahmenwerk aus Zweigen drapiert war, die zwei oder drei von uns mitgebrachten Papageien, die feierlich auf der Spitze des Holzwerkes thronten, und der schwarze, zottig geschweifte, mit wohlgefälligem Grinsen auf dem Bug sitzende Affe, den ich zum Geschenk für einen Bekannten am Stanley-Pool mitnahm, alles vereinigte sich zu einem neuartigen Bilde für das Auge dieser unwissenden Wilden. Es ging aber alles gut, und nachdem wir eine Stunde lang über den Ankauf von Lebensmitteln geschrieen, gestritten, gehandelt und gestikuliert hatten, setzten wir die Fahrt fort. Als wir abschoben, bemerkte ich eine Gruppe dunkler Dorfschönen, deren künstliche Bekleidung, wahrscheinlich nach dem Prinzip, daß ungeschmückte Schönheit am meisten ziert, nur aus einem Halsband und einem Lächeln bestand, und die uns unter dem Schutze einiger Bananenbäume mit mädchenhafter Scheu und nicht frei von Verwirrung betrachteten und vermutlich neugierig waren, wie wohl ein weißer Mann schmecke. Da ich bei dem Rauch der Tabakspfeifen und dem Geruch der getrockneten Fische, des alten Fleisches und sauren Manioks, sowie den Düften der sonstigen Eßwaren, welche die Leute sich gekauft hatten, keine frische Luft genießen konnte, zündete ich mir auch eine Pfeife an und betrachtete die ungekünstelte Lieblichkeit des rasch verschwindenden Ufers.

Die Hitze war außerordentlich groß, sodaß ein gewöhnliches Thermometer, wie ich fürchte, die Temperatur ohne Unfall nicht hätte registrieren können. Während des Restes des Tages machten wir gute Fortschritte, sahen nur wenige Eingeborene in der Ferne und fuhren auf einigen Strecken in sehr engem Fahrwasser zwischen häßlichen, treibenden Baumstämmen hinab. In der Nacht passierte nichts von Bedeutung; in den ersten Morgenstunden regnete es heftig, doch klärte das Wetter sich gegen Mittag auf, während wir, uns noch immer am nördlichen Ufer haltend, in zwischen niedrigen, sumpfigen Inseln hindurch führenden Kanälen weitertrieben. Bis 3 Uhr nachmittags geschah nichts, dann aber trafen wir vier nackte Eingeborene in zwei Kanoes und erfuhren von ihnen, daß wir vor dem nächsten Morgen nicht nach Bangala kommen würden. Indessen bedachten sie nicht, daß wir Tag und Nacht unterwegs waren. Sie waren sehr freundlich und nahmen das kleine Geschenk an Kauris, das ich ihnen machte, augenscheinlich mit großer Freude an. Ich konnte mich mit ihnen in der Kibangi-Sprache unterhalten. Die niedrigen, mit undurchdringlichem Dickicht und Wald bedeckten Inseln setzten sich hier noch immer fort, und die Ufer schienen vollständig unter Wasser zu stehen.

Abends gegen 10 Uhr gelangten wir in einen engen Kanal; alles war still und dunkel, als plötzlich mehrere Flußpferde aus dem Röhricht am Ufer hervorstürzten, in dem sie geschlafen hatten. Bei ihren Bemühungen, den Fluß zu gewinnen, stürzten einige sich beinahe auf uns, während das Wasser umherwirbelte und kochte, daß ich fürchtete, eins der Ungetüme könnte es sich in den Kopf setzen, uns angreifen zu wollen. Ein derartiges Ereignis würde unserer Kanoefahrt ein Ende gemacht haben. Als wir gegen Mitternacht einige Dörfer am Nordufer passierten, ertönten wieder die Alarmtrommeln und eine sehr rauhe Stimme rief uns an.

„Wir sind Freunde, Kinder Stanleys, die nach Bangala gehen; wir sind friedfertig," antworteten wir. Ich sagte, wir seien Stanleys Kinder, weil der letzterem von den Eingeborenen gegebene Name Bula Matadi oder „der Steinbrecher" im ganzen Kongolande wie ein Talisman wirkt. Millionen von Wilden nennen seinen Namen mit einer Achtung, die nahezu an Furcht grenzt. Offenbar glaubten die Eingeborenen unserer Behauptung aber nicht, denn die rauhe Stimme erwiderte:

„Weshalb fahrt ihr, wenn ihr die seid, die ihr zu sein behauptet, in der Dunkelheit? Ihr lügt, und wir werden gleich kommen und mit euch kämpfen, denn ihr fahrt wie Diebe in der Nacht."

Wir lachten sie aus und setzten die Reise fort, aber da die Nacht intensiv

dunkel war und wir das richtige Fahrwasser zu verlieren fürchteten, so banden wir die Kanoes bis zum Tagesanbruch am Ufer fest. Die Nacht verging, ohne daß wir von den Eingeborenen gestört wurden, die vermutlich bei näherer Überlegung doch unserer Versicherung, daß wir Stanleys Kinder seien, geglaubt hatten.

Beim ersten Grauen der Dämmerung fuhren wir am nächsten Morgen wieder ab, worauf wir am Nordufer zahlreiche Dörfer passierten, die seit meinem Aufenthalt in Bangala im Jahre 1886 entstanden waren.

Nachdem wir so lange an die nackten Formen der Stämme in der oberen Kongoregion gewohnt gewesen waren, machte es einen angenehmen Eindruck auf uns, als wir hier die Gestalten der hübschen Frauen mit kleidsamen Grasröcken, die nach Art von Balletröcken angefertigt und je nach dem Geschmack der Besitzerin rot, braun oder schwarz gefärbt waren, beobachteten und im Vorüberfahren auf ihr fröhliches Geplauder horchten; obwohl sie miteinander wetteiferten in freundlichen Einladungen, ans Land zu kommen und eine freundliche Unterhaltung mit ihnen anzuknüpfen, so schützten wir doch lachend unsere Eile zur Entschuldigung vor, weshalb wir das liebenswürdige Anerbieten ihrer Gastfreundschaft nicht annehmen konnten.

Zweites Kapitel.

Mein sudanesischer Offizier stirbt. — Ein Tornado. — „Wie viele Messingstangen giebst du mir für zwei Frauen, die dir beim Rudern helfen?“ — Singen meiner Wangwana. — Flußpferde. — Die Bateke oder „Handelsleute“.

Mein sudanesischer Offizier Abu Bak, der von unserer Abfahrt vom Lager Radschids an hoffnungslos an der Dysenterie erkrankt war, wurde von Tag zu Tag schlimmer und war jetzt, fürchterlich abgemagert, nicht mehr imstande zu stehen, sondern vollständig hülflos. Es machte mir Vergnügen, zu beobachten, mit welcher Aufmerksamkeit meine anderen vier sudanesischen Soldaten ihm begegneten, denn obwohl sie die größten Räuber und Halsabschneider waren, die man sich denken kann, waren sie gegen den armen alten Abu Bak doch so zart wie eine Wärterin. Ihre Aufmerksamkeit war die Folge der hohen mohammedanischen Kaste Abu Baks. Der arme Bursche starb am nächsten Morgen in den Armen eines seiner Landsleute und wurde in Bangala beerdigt, wo wir spät abends eintrafen.

Es ist seltsam, wie viel der Unterschied an Kaste, Farbe oder Religion von seiner Macht, zu scheiden und zu trennen, verliert, wenn Menschen zusammen auf einem gefährlichen Unternehmen begriffen sind, bei welchem das Leben aller Beteiligten in gleichem Maße auf dem Spiele steht. Ein gemeinsames Interesse vereinigt die am meisten voneinander abweichenden Naturen, und Seite an Seite bestandene Gefahren entdecken dem Weißen in seinen demütigen dunklen Begleitern Eigenschaften und Tugenden, von denen er geglaubt hat, daß sie das eigenste Produkt seiner Civilisation seien.

Der arme Abu Bak war aufs gröbste unwissend und abergläubisch; auch war seine Moralität keine sehr große, indes versuchte er, seinem schwachen Begriffsvermögen entsprechend, seine Pflicht zu thun und würde furchtlos sein

Leben hingegeben haben für eine Sache, deren Gründe oder Notwendigkeit sein beschränkter Verstand nicht zu begreifen vermochte.

Unter den belgischen Stationsoffizieren des Freistaates herrschte anfänglich große Bestürzung, da sie aus der mit unserer so vollständig unerwarteten Ankunft verknüpften ersten Verwirrung schlossen, daß wir ein Trupp feindlicher Araber seien. Es war stockfinster, und wir würden aller Wahrscheinlichkeit nach an der Station vorbeigefahren sein, wenn nicht ein Hund gebellt hätte, ein Zeichen der Anwesenheit von Weißen, da die Pariahunde der Eingeborenen nur knurren können. Noch nie hat das plötzlich die Stille der Nacht unterbrechende laute Bellen eines Hundes mir so tröstlich und melodiös geklungen.

In Bangala fand ich es notwendig, einige meiner Sansibar-Leute auszuwechseln und durch Eingeborne aus diesem Distrikt zu ersetzen, die berühmt sind wegen ihrer Geschicklichkeit, mit einem Kanoe umzugehen. Bei der Abfahrt von der Station bestand meine Mannschaft aus neun Sansibariten, sowie zwölf Männern und vier Frauen aus Bangala, die aber erst nach vieler Überredung und Überwindung einiger Schwierigkeiten eingewilligt hatten, mich auf einer so langen Fahrt, wie nach dem Stanley-Pool, eine Entfernung von etwa 750 Kilometer, zu begleiten.

Um Mitternacht wurden wir von einem tropischen Tornado (Gewittersturm) betroffen, und da der Bordrand unserer Kanoes nur wenig über Wasser war, so liefen wir einige Gefahr, daß die Fahrzeuge von den rasch steigenden Wellen, welche diese atmosphärischen Ausbrüche begleiten, vollgeschlagen wurden. Nach einer langweiligen, drückenden Windstille verwandelt sich die schwere Luft in eine Brise, welche aber nicht kühlend die Stirn der ermüdeten Ruderer fächelt; ein noch tieferes Schweigen, das sogar auch die gewöhnlich sehr redseligen Bangala-Weiber erfaßt, scheint sich über dem Flusse und den waldbekränzten Ufern zu lagern und wird nur hin und wieder aus der Ferne durch den Ruf eines Nachtvogels in den Tiefen des Waldes unterbrochen, der mit seiner klagenden, weinerlichen Eintönigkeit der anscheinend über dem mitternächtlichen Flusse brütenden Traurigkeit entspricht. An einer Ecke des Horizonts sammelt sich eine dunklere Wolkenbank, die sich über den Himmel verbreitet, die Sterne verhüllt und das wenige Licht verdeckt, das der zögernde Mond über die Erde auszugießen bestrebt ist. Immer dunkler und stiller wird die Scene, und unsere Leute beeilen sich, den Schutz des überhängenden Ufers zu gewinnen, als plötzlich mit einem grellen Blitz, begleitet von einem krachenden Donnerschlag, als ob der Himmel über uns bersten wollte, der Tornado losbricht und das Spritzwasser und den Schaum des braunen Wassers in wirbelnden

Stößen vor sich hertreibt. Dazu gesellt sich dann rasch auch noch die ganze Wut eines tropischen Regengusses, es stürzen vollständige Katarakte von Wasser herab, und im Walde hört man das Getöse des Sturmes, der hier einen durch das Alter morsch gewordenen Baum entwurzelt, dort kräftige Äste fortreißt, noch über den rasch aufeinanderfolgenden Donnerschlägen. Niemand versucht zu sprechen, in feierlichem Schweigen betrachtet jeder die von dem geisterhaften Licht der zuckenden Blitze erhellten und belebten Züge seines Nachbarn. Zusammengedrängt, um sich bei dem kalten, erbarmungslosen Regenguß gegenseitig zu wärmen, warten die Leute das Ende des Gewitters ab. Nach zehn Minuten folgen Frieden und ein klarer, sternbedeckter Himmel der Dunkelheit und Wut, die wir eben erlebt haben; es entwickelt sich eine kühlende Brise, und man hört, wie das Wasser in den Kanälen zwischen den Bäumen sich tosend über die Ufer des Kongo ergießt. Die Kanoes werden ausgeschöpft, der Affe und die halbtoten Papageien kommen aus ihrem Schlupfwinkel unter dem traurig mitgenommenen Zelte hervor, die Leute wringen die durchnäßten Gewänder aus, und nach etlichen Minuten ist an die Stelle des früheren Schweigens Lachen und Geplauder getreten, während wir die Fahrt wieder fortsetzen.

Gegen drei Uhr morgens gerieten wir auf einen großen, treibenden Baumstamm, von welchem wir nur mit erheblicher Mühe wieder frei kamen, und um zwei Uhr nachmittags erreichten wir die Mündung des Lulanga, wo meine Leute mit den sich am Ufer zusammendrängenden Horden der Eingeborenen Redensarten austauschten.

Der sich hier in den Kongo ergießende Lulanga ist etwa anderthalb Kilometer breit und kommt aus dem Lande der Balolo oder „Eisenleute", die sehr geschickt in der Anfertigung von Waffen sind. Bei seiner Vereinigung mit dem Kongo ist das linke Ufer meilenweit mit runden Eingeborenenhütten besäet, die in den Blätterschatten der reichen Bananen- und Paradiesfeigenpflanzungen eingebettet liegen. Alle diese Dörfer zusammen werden von den Händlern und den Beamten des Freistaates die Stadt Lulanga genannt.

Einige Stunden später kamen zu uns etwa acht Kanoes heraus, deren bewaffnete Insassen eine Ansprache hielten, dahin lautend, daß wir ihnen nicht willkommen seien und etwas passieren würde, wenn wir nicht die Augen aufhielten. Wir lachten sie aus, zeigten ihnen unsere Gewehre und tauschten schließlich kleine Geschenke mit ihnen aus. Abends war die Luft balsamisch und angenehm; der summende Gesang meiner Wangwana („freie Leute", ein Name, mit dem die Sansibariten allgemein bezeichnet werden) und das gemessene Eintauchen der Ruder stimmte in passender Weise zu der Situation.

Ich schlief in sitzender Stellung hin und wieder ein wenig, mußte aber doch mehr oder weniger die ganze Nacht wach bleiben, weil die Flußpferde beständig um uns herum sich aus dem Wasser erhoben, sodaß wir sehr vorsichtig steuern mußten, um eine Berührung mit den ungeheuren Ungetümen zu vermeiden.

Der Sonnenuntergang war an diesem Abend prachtvoll. Die rollende Wasserflut des Flusses, die vor uns nach Westen zu dahinströmte und den ganzen Tag das blendende Licht des blauen Himmels über uns dermaßen wiedergespiegelt hatte, daß man sie nur mit schmerzenden Augen betrachten konnte, nahm jetzt eine gesättigtere, sanftere Färbung, ein helles, perlfarbiges Grau, an; dann war jede kleine Welle mit rotem und goldenem Schimmer gekrönt, und endlich erglühte die ganze Wasserfläche wie ein völliges Farbenmeer, während die Sonne rasch hinter die den Horizont begrenzende dunkle Linie der Waldbäume schoß. Dann stieg die Nacht rasch am östlichen Himmel empor, und die Bäume des Waldes traten wie eine gezähnte Krone von schwankenden Palmen und mächtigen Baumwollbäumen dunkel und kühn gegen die wechselnden, sich verändernden Farben des Himmels im Hintergrund hervor, eine Farbenmasse jeglichen Tons von Karmesin und Rot, von dem dunkelsten Orange bis zum weichsten Blaßrot, das nach oben zu allmählich in eine grünliche Färbung überging, während diese wieder in der vordringenden Dunkelheit der Nacht verschwand.

Wir kamen ziemlich schnell weiter, bis wir gegen Mitternacht in eine verwickelte Gegenströmung gerieten; von Mitternacht bis fünf Uhr morgens hatten wir uns in einem Gewirr von Kanälen mit von hohem Sumpfgras und dichtem Wald bedeckten Ufern verirrt, sodaß ich schließlich ein Fischerkanoe anrufen mußte, um wieder in das richtige Fahrwasser zu kommen. Die Leute schienen keine Ahnung zu haben, wer wir waren. Um 7½ Uhr sah ich etwa anderthalb Kilometer entfernt drei große Büffel, doch gelang es mir nicht, sie zu jagen, weil der Morast zu tief war und nur ein starkes Tier sich einen Weg durch das Gras zu bahnen vermochte. Es kam uns ganz lächerlich vor, daß wir bei Tage dem richtigen Fahrwasser ohne jegliche Mühe folgen konnten, dagegen, sobald es Abend wurde, häufig in einen Tümpel ohne Ausgang oder eine Gegenströmung gerieten, oder auf das Ufer liefen, wo die stacheligen Büsche uns die Kleider und das Fleisch zerrissen.

„Wie viele Messingstangen gebt ihr mir für diese beiden Frauen, wenn sie euch das Kanoe nach Busindi hinab rudern helfen?" fragte ein in einem Kanoe befindlicher Mann, der uns an diesem Morgen wieder ins richtige Fahrwasser wies. Er sagte das in höhnendem Tone, um seine Verachtung über unsere Ungeschicklichkeit beim Rudern auszudrücken.

Ich machte in dem großen Dorfe [illegible] eine Stunde Halt, um Hühner, Bananen, getrocknete Kassavawurzeln, Zuckerrohr und [illegible] zu kaufen, wofür ich mit Messingdraht, bunten Tüchern und Glasperlen, eisernen Löffeln und Kaurimuscheln bezahlte. Der Häuptling schenkte mir eine schöne große Ente und einige Eier, aber wer von den dunklen [illegible] in [illegible] Geschenke annimmt, kann mit Vergil sagen: „Timeo Danaos et dona ferentes.“ Leider fand ich auch in diesem Falle, daß die Absichten des Häuptlings besser waren als seine Eier, die sich sämtlich als faul erwiesen, faule Eier, die ich so sehr gewünscht und in Anbetracht des Wertes meines Gegengeschenkes so teuer bezahlt hatte. Die Ente, welche ich [illegible] in einem Stück hatte rösten lassen, war außerordentlich zähe, ich hatte weder Brot noch Salz dazu, allein was schadete das, es war doch eine Ente. Als mir nachts meine [illegible], versuchte ich, mich bei durchdringendem Regen zu rasieren und schnitt mich hart ins Kinn. Da mein kleiner Taschenspiegel in der Mitte durchgebrochen war, konnte ich den unteren Teil meines Gesichts nur in einer Halbkugel sehen.

Meine Bemühungen machten den Bangala-Leuten großes Vergnügen, die beim Anblick meiner Zahnbürste und des Kammes und bei meinen Versuchen, das Haar zu scheiteln, in noch größere Heiterkeit ausbrachen.

Gegen Mitternacht zog eine schwere Bö den Fluß herauf und ließ unsere Fahrzeuge derartig voll Wasser schlagen, ehe wir das Ufer erreichen konnten. Wir mußten das Wasser mit Eimern ausschöpfen und des widrigen Windes wegen mehrere Stunden liegen bleiben; dann ruderten wir mit großer Mühe weiter und erreichten schließlich die Baptisten-Missionsstation [illegible], wo ich von den beiden jungen englischen Missionaren [illegible] und [illegible] freundlich aufgenommen wurde.

Wenn die kühlere Luft des herannahenden Abends die Bangala erfrischt, stimmen sie einen lebhafteren Gesang an und legen sich gehörig in die Ruder, sodaß das Wasser hinter den Fahrzeugen als Schaum zurückgeworfen wird. Wenn der Mond aufgeht, [illegible] dagegen die [illegible] an den Rudern und singen ihre [illegible] Weisen arabischen Ursprungs, wie „Sudi [illegible] [illegible]“ (Sudi ist [illegible]) und „[illegible] ana [illegible]“ (Papier und Tinte).

Am nächsten Morgen war ich schon lange vor Tagesanbruch wach und trieb die Leute an. Wir machten gute Fortschritte und kamen um sieben Uhr vormittags an eine Flußstrecke, wo offenbar die Flußpferde ihren dauernden Aufenthalt hatten, da wir von mindestens hundert derselben umgeben waren. Eines derselben tauchte 60—70 Meter von dem Kanoe auf und bespritzte uns mit schlammigem Wasser; es hatte den großen Rachen geöffnet und zeigte die

glänzenden Hauer, die mit jedem Insassen unserer Kanoes, der das Unglück gehabt hätte, dem Ungetüm ungebührlich nahe zu kommen, kurzen Prozeß gemacht haben würden. Dabei kam mir der Gedanke, daß, nachdem ein bekannter Irländer einmal erklärt hat, mit einer sechsspännigen Kutsche durch eine Parlamentsthür fahren zu können, unser Steuermann infolge einer unglücklichen Bewegung seines Ruders imstande gewesen wäre, das Kanoe mit seinen zwölf Insassen durch den Rachen dieses Hippopotamus zu jagen.

Wir waren noch nicht viel weiter gekommen, als an der Leeseite einer mit Gras bedeckten Sandbank auf einer ruhigen Strecke des Flusses der einsame Kopf eines anderen dieser Ungetüme hervorragte. Dieser Bursche, der sich entweder über unser Eindringen in das Gebiet, das er als seine eigene Domäne betrachtete, ärgerte oder, was noch wahrscheinlicher erschien, eins jener grämlichen männlichen Tiere war, die wegen ihrer Widerharigkeit mit den übrigen nicht umgehen wollen, kam mit geöffnetem Rachen gerade auf uns los. Ich befürchtete, daß uns diesmal Schlimmeres als ein bloßes Untertauchen bevorstände, und derselben Meinung waren offenbar auch meine Leute, von denen die meisten sich über Kopf ins Wasser stürzten und das Land zu gewinnen suchten. Der Stoß warf mich nieder, wobei ich mit dem Körper auf den Arm fiel und mir denselben verletzte, während mein Sansibar-Diener Msa eine böse Wunde über dem Auge erhielt, wohin ich ihn beim Stürzen mit dem Stiefel getroffen hatte. Das Untier brach ein großes Stück vom Heck des größeren Kanoe ab und zerriß sämtliche Befestigungen der Fahrzeuge. Ich erwartete, daß es nochmals wiederkommen würde, doch machte es sich mit vielem Lärm und das Wasser rund herum zu Schaum aufpeitschend, davon. Ich behandelte dann Msas Auge, da ich kein anderes Arzneimittel zur Hand hatte, mit Essig, nicht weil ich diesen für besonders gut für solche Wunden hielt, sondern weil die Neger die Wirksamkeit jeder Medizin nach der Höhe des Schmerzes beurteilen, den sie verursacht. In dem gebrochenen Heck des Kanoe, das wir mit Lehm ausbessern und dichten mußten, fand ich später ein Stück von dem Fangzahn des Hippopotamus.

Bald darauf passierten wir eine Anzahl Bateke-Eingeborene, die mit ihren mit Erdnüssen und Mais beladenen Kanoes flußaufwärts fuhren und sich dicht am Ufer hielten. Sie betrachteten uns argwöhnisch und wollten keine Antwort geben, als unsere Bangala sie im Vorüberfahren verspotteten und schließlich in ein höhnisches Geheul ausbrachen, um ihre Verachtung auszudrücken für Leute, die sich zu weiter nichts eignen, als zu kaufen und zu verkaufen. Die Bateke sind nämlich, wie ihr Name buchstäblich besagt,

„Handelsleute“. Da sie die große Handelsgemeinde des Unterkongo bilden, besitzen sie in ihrem Distrikt am Stanley-Pool selbstverständlich eine für Handelszwecke vorzügliche Lage, aus der sie nicht ermangelt haben, Vorteil zu ziehen, indem sie sich zu Unterhändlern zwischen den Elfenbein verkaufenden Stämmen am Oberkongo und den Bakongo am unteren Flußlaufe entwickelt haben und infolge der von ihnen selbst eingeführten Vermittelung einen recht hübschen Nutzen erzielen.

Die sämtlichen Bolobo-Dörfer bilden durch ihre hohe Lage einen starken Kontrast zu dem weiter nach Osten gelegenen Lande. Wie ich höre, beabsichtigt der englische Baptistenmissionar Herr Grenfell, hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen; er ist für einen solchen Platz der allerbeste Mann, den ich kenne, doch kann ich den Gedanken nicht loswerden, daß bei den Eingeborenen die Neigung zum Handeltreiben schon zu fest eingewurzelt ist, um dem Missionar eine rasche Bekehrung bezüglich ihrer Lebensweise zu ermöglichen. Die Lage eines Kongo-Eingeborenen ist, wenn man davon absieht, daß er die Aussicht hat, ermordet und aufgefressen oder als Sklave gefangen genommen zu werden, weit besser als diejenige der ärmeren Klassen in einigen Teilen der civilisierten Welt. Er hat wenig Bedürfnisse, und diese lassen sich mit geringer physischer Anstrengung leicht befriedigen. Die Flüsse schwärmen von Fischen; im Walde fängt er das Wild in Fallen, und die für den Bau der Hütten und die Anfertigung der Kanoes erforderlichen Materialien sind ihm sämtlich bequem zur Hand. Bei Tage bescheint ihn die freundliche Sonne und bei Nacht streckt er sich am Feuer in seiner Hütte nieder, ohne Sorge für des Lebens Notdurft am nächsten Morgen und ohne die Aussicht auf das im nächsten Winter entstehende herzzerreißende Elend infolge von Mangel an Nahrung und Obdach.



Eine Flußscene bei Bolobo.

Wir bekamen später noch einen heftigen Stoß von einem Hippopotamus. Ich sah das Tier vor dem Bug und befahl den Leuten, abzuscheren, allein es war schon zu spät dazu, und im nächsten Augenblick befand sich das Heck beider Kanoes hoch in der Luft, und die meisten meiner Leute wurden ins Wasser

geschleudert. Eine unbedeutende Kollision läßt man sich gefallen, wir hatten aber von den Begegnungen mit Flußpferden jetzt genug, da wir wieder anlegen und die zerrissenen Befestigungen ausbessern mußten. Ich bezweifele, ob einer von uns, wenn die Kanoes bei dem letzten Zusammenstoß zertrümmert worden wären, ein genügend kräftiger Schwimmer gewesen wäre, um das Ufer zu erreichen, da wir uns weit hinaus im Flusse befanden, die Strömung sehr stark war und die in großen Scharen vorhandenen Krokodile stets zu einer Mahlzeit bereit sind. Ich bin oft in einem kleinen Kanoe unter Flußpferden gewesen und habe rechts und links nach ihnen geschossen, bin aber vor dieser Fahrt nie von ihnen angegriffen worden. Indessen Ende gut, alles gut; wir erholten uns von diesem Angriff, wie von dem früheren, und konnten von diesem Augenblicke an die Reise in Frieden und Sicherheit fortsetzen.

Drittes Kapitel.

Wir nehmen einen Passagier mit. — Die einsame Insel Tschumbiri. — Wir stören einen Elefanten beim Frühstück. — In einem Gewirr von Sandbänken verwirrt. — Mit genauer Not gerettet.

Die Bevölkerung des Distrikts von Bolobo wird auf 30 000 Seelen geschätzt; die Leute sind kräftig, und das Land ist überall höchst fruchtbar. Es war in der trockenen Jahreszeit, als ich den Distrikt passierte; die erst vor kurzem erloschenen Feuer hatten Busch und Gras mit reichem Braun und Rot gefärbt, das rötliche Licht der niedergehenden Sonne vergoldete die weite Wasserfläche und die hohen, bewaldeten Hügel in der Ferne; die Dächer der Eingeborenendörfer, die an den baumbedeckten Abhängen emporzuklimmen schienen oder die Gipfel der sonst kahlen Kette auf dem Nordufer krönten, oder in dem Laubwerk der dichten Palmen und Bananenbäume am Flußrande eingebettet lagen, und die hellgrünen bebauten Flecken, welche aus den Lichtungen hervortraten, alles vereinigte sich, um eine Harmonie der Farben und Mannigfaltigkeit der Umrisse hervorzubringen, die nach der Einförmigkeit der meilenlangen Strecken mit niedrigen, sumpfigen Ufern am Oberkongo und ihrer unabsehbaren Waldgrenze besonders wohlthuend für das Auge waren.

Unterwegs begegneten uns einige Kanoes mit Bolobo-Eingeborenen; sie befanden sich auf dem Wege nach benachbarten Dörfern und sangen fröhlich ein lokales Kanoelied, das ohne Zweifel auf die vielen Krüge mit starkem Malafu Bezug hatte, die sie bei sich führten, um eines herzlichen Willkommens sicher zu sein. Diese Flüssigkeit ist, wenn sie entweder früh morgens oder eben vor Sonnenuntergang frisch aus den Palmbäumen abgezogen wird, ein erfrischendes und kaum berauschendes Getränk; läßt man sie aber kurze Zeit in der Sonne stehen, so gerät sie rasch in Gärung und bildet einen „köpfenden“ und auf-

heiternden Trank, der in dieser Form bei allen Angelegenheiten am Kongo, häuslichen wie öffentlichen, eine wichtige Rolle spielt. Seinem Einfluß verdankt der unbeholfene Redner den rascheren Fluß der Rede und die Kraft des Ausdrucks, sodaß es ihm in den „Palaver“-Versammlungen möglich ist, seinen Fall siegreich zu verteidigen. Wenn der Krieger auf den Schauplatz des Kampfes eilt, greift er mit der einen Hand nach Speer und Schild, mit der anderen aber nach dem Hals einer Kalebasse mit dieser hinterlistigen, wallenden, schäumenden Flüssigkeit, und wenn der Sieg seine Bemühungen krönt, schreibt er den Erfolg seiner Waffen ohne Zweifel ebenso sehr der mächtigen Wirkung des von ihm getrunkenen „Malafu“, wie der Hülfe eines schützenden Fetisch oder bösen Geistes zu und verfehlt bei der wohlbehaltenen Rückkehr niemals, dem Bacchus reichliche Opfer zu bringen, ehe er jemand anders für den Sieg dankt oder anerkennt, daß er Hülfe von anderer Seite her gehabt hat. —

Während der Fortsetzung unserer Fahrt beantworteten meine Leute die herzlichen Grüße, die uns zu teil wurden, und beständig wurden beim Passieren von Kanoes freundliche Höflichkeiten ausgetauscht und „Omwa“ und „Omwa-na-jo“ (Guten Morgen! und Guten Morgen auch euch!) hin und her gerufen.

Gegen Mitternacht erhob sich der Wind, und wurde das Wasser so bewegt, daß wir nicht weiter fahren konnten, sondern im sumpfigen Grase des Ufers Schutz für die Nacht suchen mußten. Am nächsten Morgen setzten wir die Reise fort, fanden es aber bald unmöglich, noch weitere Fortschritte zu machen, da der starke Wind flußaufwärts und uns gerade entgegen wehte. Gegen Mittag gestattete es uns aber das Aufhören der Brise, die Fahrt wieder aufzunehmen, worauf wir nach der Mitte des Flusses steuerten, um die im Hauptfahrwasser herrschende stärkere Strömung zu benutzen. Nachdem der Wind nachgelassen hatte, war die Hitze intensiv geworden, und die vom Wasser wiedergespiegelten Sonnenstrahlen erwiesen sich als höchst unangenehm für die Augen.

Als wir nachmittags bei dem oberen Dorfe von Tschumbiri vorbeitrieben, watete ein Eingeborener bis an den Leib ins Wasser hinein und gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir ans Land kommen möchten. Er behauptete, er hätte viel Bananen, Hühner und Malafu zu verkaufen, doch befände sich alles in einem weiter abwärts gelegenen Dorfe; er sei aber bereit, uns zu begleiten. Um uns eine Sicherheit für seine guten Absichten zu geben, legte er alle seine Fetische und Zaubermittel ins Boot, worauf er hinging, um seine Speere zu holen.

Bei der Abfahrt stürzte eine Frau ans Ufer und suchte seine Abreise zu verhindern, sodaß er wirklich Gewalt brauchen mußte, um sie aus dem Kanoe

fernzuhalten. Das arme Weib sagte nichts, doch trugen seine Züge den Ausdruck unterdrückten Kummers, als es bis zu den Schultern im Wasser dem Ufer entlang watete. Alle Dorfbewohner riefen der Frau besorgt zu, sie würde von einem Krokodil angefallen werden, doch folgte sie uns eine erhebliche Strecke über große Felsblöcke und bahnte sich einen Weg durch das lange Sumpfgras am Ufer, wobei sie gelegentlich die Hände rang, aber kein Wort sprach.

Es war mir unverständlich, was dieser häusliche Streit zu bedeuten hatte, wenn das Weib nicht vielleicht eifersüchtig war, weil der Gatte uns nach einem anderen Dorfe begleitete, wo möglicherweise eine Rivalin wohnte. Nach einiger Zeit zeigte der fremde Eingeborene nach einer Stelle, wo wir die Kanoes ans Ufer laufen lassen sollten; dann sammelte er sorgfältig seine Zaubermittel, trat ans Land und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

„Wo sind der Malafu, die Hühner und sonstigen Lebensmittel, die du uns verkaufen wolltest?“ rief ich ihm nach.



In der Nähe von Tschumbiri.

Er erwiderte, er habe keine und nur die Fahrt flußabwärts mitmachen wollen, da er Kriegsgefangener gewesen sei; man habe ihn ungehindert ins Boot steigen lassen, weil man gefürchtet habe, mich sonst zu beleidigen. Die Frau sei eine Mitgefangene gewesen, die man mit dem Tode bedroht habe, wenn er entkomme; indessen habe ich Ursache, die Wahrheit dieses Teils seiner Geschichte zu bezweifeln, weil man ihr bei der Verfolgung des Kanoes vollständig freie Bewegung gestattete, und hoffe deshalb, daß ihr ein freundlicheres Geschick beschieden gewesen ist.

Unterhalb Tschumbiri verändert sich das Aussehen des Landes, und ist die Scenerie sehr hübsch. Von der einsamen Insel, welche Tschumbiri gegenüber mitten im Strom liegt, einer Schildwache gleich, welche den Zugang zu dem geheimnisvollen Gebiet von Sumpf und Wald, dem Wohnsitz wilder Kannibalen, dem Schauplatz der von diesen vollbrachten düsteren Thaten erbarmungsloser Grausamkeit, zu einem hier gewissermaßen seinen Anfang nehmenden neuen Lande hütet, bis zur Mündung des Nebenflusses Aruwimi fließt der Kongo durch einen von niedrigen Ufern eingefaßten breiten Kanal, dessen Oberfläche mit unzähligen Inseln besät ist, welche den Lauf der Schiffahrt

unterbrechen. Hier ist es vollständig unmöglich, zu sagen, ob das Land, das man rechts oder links sieht, Festland oder Insel ist, da das Netzwerk von Kanälen, durch welchen der Fluß zwischen dieser ungeheuren Menge von Inseln hindurch strömt, vollständig verworren ist und die die letzteren schmückende Vegetation genau derjenigen ähnelt, welche die eigentlichen Ufer des Stromes einfaßt. Nur an zwei oder drei Stellen kann man auf dieser ungeheuren langen Wasserstraße durch zwischenliegendes Land ungehindert von demselben Punkte aus beide Ufer des Stromes sehen; die einsame Insel bei Tschumbiri bezeichnet den Endpunkt der langen Reihe von Unterbrechungen für den Blick, wie gleichzeitig auch für die Schiffahrt.

Unterhalb der Insel entrollt der Strom sich in seinen ganzen majestätischen Verhältnissen; die glänzende, silberne Oberfläche ist in ihrer vollen Breite von Ufer zu Ufer ununterbrochen, außer durch das Kanoe eines vorüberfahrenden Fischers, der flache Stellen aufsucht, wo er seine Netze ausspannen kann, oder durch ein größeres Fahrzeug der Bijansi-Händler, das in der stärksten Strömung mitten im Flusse von den starken Armen der Sklaven eines Bolobo-Häuptlings stromabwärts getrieben wird, der unterwegs ist, um die Elfenbeinzähne des letzteren an die Bateke-Unterhändler längs der Küsten des Stanley-Pool zu verkaufen. Die kräftigen Stimmen der Sklaven hallen über das Wasser hin, wenn die Leute im Takte der raschen Bewegung der Ruder einen Gesang zu Ehren ihres Herrn singen oder ihre eigene Tüchtigkeit auf dem Gebiet der Liebe oder des Krieges schildern; ein Streifen von Schaum und kleinen Wirbeln folgt im Kielwasser des Kanoes, während der Bug die braunen Gewässer des Flusses zerteilt.

An den Ufern erheben sich, zu Beginn der Regenzeit in schwellendem, reichem grünen Gewande, das aber allmählich, wenn die Jahreszeit vorschreitet, eine braune und rote Färbung annimmt, bis die Grasfeuer in den trockenen Monaten Juli und August die Pflanzen zerstören, die Berge der Bijansi im Süden und die der Bateke, eines in der Nähe des Stanley-Pool wohnenden verwandten Eingeborenenstammes, im Norden. Die Berge erreichen eine Höhe von 150—180 Meter über der Oberfläche des Flusses, steigen aber in der Nähe des Stanley-Pool bis 300 Meter auf. Die Gipfel sind abgerundet und nur mit Gras bedeckt, während die unteren Partieen in dem Laubwerk der reichsten tropischen Vegetation verborgen liegen. Die breiten Blätter des Pandanus-Baumes mischen sich mit den anmutigen Kronen der Ölpalmen; die Bäume sind halb erstickt in der Umarmung der kletternden Baumfarre oder der unzähligen Fühlhörner von Ranken und Schlinggewächsen, die tauartig und in

der Form von Festons an den Ästen hängen und ihre anmutigen Arme von Zweig zu Zweig strecken, bis sie die Spitze erreicht haben, worauf sie, weil sie darüber hinaus keinen Halt finden, wieder auf sich selbst zurückfallen und eine die sie unterstützenden Bäume überschattende Krone aus Grün und weißen Blumen bilden. Hoch über diesem Gewirr von Blattwerk wogt, die Arme ungehindert durch Rivalen weit in die klare Luft ausstreckend, der Baumwollbaum, der Bombax des Botanikers, läßt seine schneeweißen Fruchtknoten auf die Spitzen auch der höchsten Palmen herabhängen und erfreut das Auge durch die Großartigkeit seines ganzen Wuchses und das frische Grün seines Laubwerkes.

Träge den Strom hinabgleitend — denn das Vorwärtskommen hing bei einem so schwerfälligen Fahrzeug mehr von der Stärke der Strömung, als von unseren eigenen Anstrengungen ab —, ließ ich das Auge mit besonderem Wohlgefallen auf dieser Scenerie ruhen, und es überkam mich nach den neuerlichen Erfahrungen in den gewundenen Kanälen und auf den langen, uninteressanten Strecken des oberen Flusses ein träumerisches Gefühl der Zufriedenheit, denn so langweilig jene in ihrer monotonen Gleichheit auch waren, so wurde die Fahrt dort doch zu Zeiten außerordentlich aufregend durch das wilde Heranstürmen der Eingeborenen mit ihren Kriegskanoes an irgend einer Stelle, wo wir sie nicht erwartet hatten, durch das den Ufern entlang wiederhallende tiefe, heisere Geschrei der Kannibalen und den Wirbeln der Trommeln, welche den unterhalb von uns im Hinterhalt lauernden Feinden unser Kommen anzeigte. Hier waren keine solchen Überraschungen zu erwarten; die felsigen Ufer und unter Bäumen versteckten Baien verbargen keinen schlimmeren Feind, als die rührigen Händler aus Bateke oder Byjansi, die nicht nach dem Blute des Weißen lechzten, sondern nur nach seinen Baumwollstoffen und glänzenden Messingstangen strebten und nur den dringenden Wunsch hegten, ihn beim Handeln zu übervorteilen, nachdem wir erst ihre natürliche Schüchternheit und ihren Argwohn eingeschläfert hatten durch das Zeigen solcher Kleinigkeiten, welche mein rasch auf die Neige gehender spärlicher Vorrat noch enthielt, sobald meine oder die Bedürfnisse meiner Leute mich veranlaßten, bei einem der von uns passierten Dörfer Halt zu machen.

Ich hatte das frohe Gefühl der Leichtigkeit und der Befreiung von der verwirrenden Furcht vor Gefahr, als ich, stromaufwärts blickend, bemerkte, daß die einsame Insel von Tschumbiri, die an die Vorfälle in dem jenseits dieses einsamen Felsens beginnenden Gebiet erinnerte, aufgehört hatte, sich gegen den Horizont abzuheben.

Nach mehreren Richtungen hin sahen wir zahlreiche Grasfeuer, und die über den Hügeln hängenden blauen und weißen Rauchwolken, eingefaßt und bekränzt von dem warmen, roten Licht der niedergehenden Sonne, gaben ein überraschendes Bild. Die Nacht verfloß ereignislos, bei Tagesanbruch stießen wir aber plötzlich auf einen großen männlichen Elefanten, der auf dem zarten jungen Rasen am Uferrande graste; er hatte wunderhübsche weiße Zähne und ließ die großen Ohren träge an den Kopf klappen, während er mit dem Rüssel Büschel des saftigen Grases herauszog. Rasch meine Büchse ergreifend, fuhr ich so geräuschlos wie möglich ans Land, doch hatte das Tier leider, ehe ich eine Stelle erreichen konnte, von der ich einen wirksamen Schuß abzugeben vermochte, Witterung von uns bekommen und war in den dichten Wald davon getrabt. Ich folgte ihm eine beträchtliche Entfernung durch das Dickicht, allein ohne Erfolg.

Einige Stunden später passierten wir die Mündung des Kasai. Die Sonne schien fürchterlich heiß, und meine Leute zeigten deutlich Zeichen von Ermattung infolge des mangelnden Schlafes. Am nächsten Tage war das Wasser sehr bewegt, und wir entgingen mehreremal nur mit genauer Not der Gefahr, zu kentern. Unser Vorwärtskommen mit der treibenden Strömung wurde durch den starken Wind aufgehalten, der mit großer Gewalt in der Schlucht herauf wehte, durch welche der Kongo hier fließt. Fünf von meinen Leuten lagen fieberkrank auf dem Boden der Kanoes, doch hatte ich keine Arzneien, um ihre Schmerzen zu lindern. Bald nach Mittag erreichten wir den Stanley-Pool, und gegen Sonnenuntergang suchten wir uns in einem Gewirr von Sandbänken den Weg über flache Stellen. Zu der tiefen Dunkelheit, welche dem Sonnenuntergang gefolgt war, kam noch, daß wir von dichtem Nebel eingehüllt und nicht imstande waren, irgendwelche Landmarken zu unterscheiden. Bald darauf befanden wir uns wieder in tiefem Wasser und wurden von der Strömung rasch dahingetragen, während wir in der Ferne deutlich das Getöse der Katarakte vernahmen.

Das durch die sterndunkle Nacht hallende tiefe, donnernde Geräusch, das mit jedem Augenblicke deutlicher wurde, übermittelte uns eine Botschaft, deren schlimmer Inhalt sich in den ängstlichen Zügen eines jeden malte.

Eine Weile sprach niemand ein Wort, da wir alle das intensive Gefühl der Erwartung hatten, welches sich einstellt, wenn bei großer Gefahr das Leben auf dem Spiele steht.

Unsere Lage war kritisch, und wir spannten daher jede Muskel an, um das Ufer zu erreichen, doch war des dichten Nebels wegen nichts zu unterscheiden, ja wir vermochten nicht einmal einen Stern zu erkennen, nach dem

Ich machte in dem großen Dorfe Busindi eine Stunde Halt, um Hühner, Kwanga (gekochte Kassavenwurzeln), Zuckerrohr und Maniok zu kaufen, wofür ich mit Messingdraht, leeren Flaschen und Blechdosen, eisernen Löffeln und Kaurimuscheln bezahlte. Der Häuptling schenkte mir eine schöne große Ente und einige Eier, aber wer von den dunklen Fürsten in Centralafrika Geschenke annimmt, kann mit Virgil sagen: „Timeo Danaos et dona ferentes.“ Leider fand ich auch in diesem Falle, daß die Absichten des Häuptlings besser waren als seine Eier, die sich sämtlich als faul erwiesen, diese Eier, die ich so sehr gewünscht und in Anbetracht des Wertes meines Gegenschenkes so teuer bezahlt hatte. Die Ente, welche ich sorgfältig an einem Stabe hatte rösten lassen, war außerordentlich zähe, ich hatte weder Brot noch Salz dazu, allein was schadete das, es war doch eine Ente. Als wir morgens weiter trieben, versuchte ich, mich bei durchdringendem Regen zu rasieren und schnitt mich stark ins Kinn. Da mein kleiner Taschenspiegel in der Mitte durchgeborsten war, konnte ich den unteren Teil meines Gesichts nur in zwei Halbkugeln sehen.

Meine Bemühungen machten den Bangala-Weibern großes Vergnügen, die beim Anblick meiner Zahnbürste und des Kammes und bei meinen Versuchen, das Haar zu scheiteln, in noch größere Heiterkeit ausbrachen.

Gegen Mitternacht zog eine schwere Böe den Fluß herauf und ließ unsere Fahrzeuge beinahe voll Wasser schlagen, ehe wir das Ufer erreichen konnten. Wir mußten das Wasser mit Eimern ausschöpfen und des widrigen Windes wegen mehrere Stunden liegen bleiben; dann ruderten wir mit großer Mühe weiter und erreichten schließlich die Baptisten-Missionsstation Lokolela, wo ich von den beiden jungen englischen Missionaren Darby und Harrison freundlich aufgenommen wurde.

Wenn die kühlere Luft des herannahenden Abends die Bangala erfrischt, stimmen sie einen lebhafteren Gesang an und legen sich gehörig in die Ruder, sodaß das Wasser hinter den Fahrzeugen als Schaum zurückgeworfen wird. Wenn der Mond aufgeht, sitzen dagegen die Wangwana an den Rudern und singen ihre musikalischen Weisen arabischen Ursprungs, wie „Sudi Mtumwa Leo“ (Sudi ist jetzt Sklave) und „Karatas ana Wino“ (Papier und Tinte).

Am nächsten Morgen war ich schon lange vor Tagesanbruch wach und trieb die Leute an. Wir machten gute Fortschritte und kamen um sieben Uhr vormittags an eine Flußstrecke, wo offenbar die Flußpferde ihren dauernden Aufenthalt hatten, da wir von mindestens hundert derselben umgeben waren. Eines derselben tauchte 60—70 Meter von dem Kanoe auf und bespritzte uns mit schlammigem Wasser; es hatte den großen Rachen geöffnet und zeigte die

glänzenden Hauer, die mit jedem Insassen unserer Kanoes, der das Unglück gehabt hätte, dem Ungetüm ungebührlich nahe zu kommen, kurzen Prozeß gemacht haben würden. Dabei kam mir der Gedanke, daß, nachdem ein bekannter Irländer einmal erklärt hat, mit einer sechsspännigen Kutsche durch eine Parlamentsthür fahren zu können, unser Steuermann infolge einer unglücklichen Bewegung seines Ruders imstande gewesen wäre, das Kanoe mit seinen zwölf Insassen durch den Rachen dieses Hippopotamus zu jagen.

Wir waren noch nicht viel weiter gekommen, als an der Leeseite einer mit Gras bedeckten Sandbank auf einer ruhigen Strecke des Flusses der einsame Kopf eines anderen dieser Ungetüme hervorragte. Dieser Bursche, der sich entweder über unser Eindringen in das Gebiet, das er als seine eigene Domäne betrachtete, ärgerte oder, was noch wahrscheinlicher erschien, eins jener grämlichen männlichen Tiere war, die wegen ihrer Widerharigkeit mit den übrigen nicht umgehen wollen, kam mit geöffnetem Rachen gerade auf uns los. Ich befürchtete, daß uns diesmal Schlimmeres als ein bloßes Untertauchen bevorstände, und derselben Meinung waren offenbar auch meine Leute, von denen die meisten sich über Kopf ins Wasser stürzten und das Land zu gewinnen suchten. Der Stoß warf mich nieder, wobei ich mit dem Körper auf den Arm fiel und mir denselben verletzte, während mein Sansibar-Diener Msa eine böse Wunde über dem Auge erhielt, wohin ich ihn beim Stürzen mit dem Stiefel getroffen hatte. Das Untier brach ein großes Stück vom Heck des größeren Kanoe ab und zerriß sämtliche Befestigungen der Fahrzeuge. Ich erwartete, daß es nochmals wiederkommen würde, doch machte es sich mit vielem Lärm und das Wasser rund herum zu Schaum aufpeitschend, davon. Ich behandelte dann Msas Auge, da ich kein anderes Arzneimittel zur Hand hatte, mit Essig, nicht weil ich diesen für besonders gut für solche Wunden hielt, sondern weil die Neger die Wirksamkeit jeder Medizin nach der Höhe des Schmerzes beurteilen, den sie verursacht. In dem gebrochenen Heck des Kanoe, das wir mit Lehm ausbessern und dichten mußten, fand ich später ein Stück von dem Fangzahn des Hippopotamus.

Bald darauf passierten wir eine Anzahl Bateke-Eingeborene, die mit ihren mit Erdnüssen und Mais beladenen Kanoes flußaufwärts fuhren und sich dicht am Ufer hielten. Sie betrachteten uns argwöhnisch und wollten keine Antwort geben, als unsere Bangala sie im Vorüberfahren verspotteten und schließlich in ein höhnisches Geheul ausbrachen, um ihre Verachtung auszudrücken für Leute, die sich zu weiter nichts eignen, als zu kaufen und zu verkaufen. Die Bateke sind nämlich, wie ihr Name buchstäblich besagt,

„Handelsleute“. Da sie die große Handelsgemeinde des Unterkongo bilden, besitzen sie in ihrem Distrikt am Stanley-Pool selbstverständlich eine für Handelszwecke vorzügliche Lage, aus der sie nicht ermangelt haben, Vorteil zu ziehen, indem sie sich zu Unterhändlern zwischen den Elfenbein verkaufenden Stämmen am Oberkongo und den Bakongo am unteren Flußlaufe entwickelt haben und infolge der von ihnen selbst eingeführten Vermittelung einen recht hübschen Nutzen erzielen.

Die sämtlichen Bolobo-Dörfer bilden durch ihre hohe Lage einen starken Kontrast zu dem weiter nach Osten gelegenen Lande. Wie ich höre, beabsichtigt der englische Baptistenmissionar Herr Grenfell, hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen; er ist für einen solchen Platz der allerbeste Mann, den ich kenne, doch kann ich den Gedanken nicht loswerden, daß bei den Eingeborenen die Neigung zum Handeltreiben schon zu fest eingewurzelt ist, um dem Missionar eine rasche Bekehrung bezüglich ihrer Lebensweise zu ermöglichen. Die Lage eines Kongo-Eingeborenen ist, wenn man davon absieht, daß er die Aussicht hat, ermordet und aufgefressen oder als Sklave gefangen genommen zu werden, weit besser als diejenige der ärmeren Klassen in einigen Teilen der civilisierten Welt. Er hat wenig Bedürfnisse, und diese lassen sich mit geringer physischer Anstrengung leicht befriedigen. Die Flüsse schwärmen von Fischen; im Walde fängt er das Wild in Fallen, und die für den Bau der Hütten und die Anfertigung der Kanoes erforderlichen Materialien sind ihm sämtlich bequem zur Hand. Bei Tage bescheint ihn die freundliche Sonne und bei Nacht streckt er sich am Feuer in seiner Hütte nieder, ohne Sorge für des Lebens Notdurft am nächsten Morgen und ohne die Aussicht auf das im nächsten Winter entstehende herzzerreißende Elend infolge von Mangel an Nahrung und Obdach.



Eine Flußscene bei Bolobo.

Wir bekamen später noch einen heftigen Stoß von einem Hippopotamus. Ich sah das Tier vor dem Bug und befahl den Leuten, abzuscheren, allein es war schon zu spät dazu, und im nächsten Augenblick befand sich das Heck beider Kanoes hoch in der Luft, und die meisten meiner Leute wurden ins Wasser

geschleudert. Eine unbedeutende Kollision läßt man sich gefallen, wir hatten aber von den Begegnungen mit Flußpferden jetzt genug, da wir wieder anlegen und die zerrissenen Befestigungen ausbessern mußten. Ich bezweifele, ob einer von uns, wenn die Kanoes bei dem letzten Zusammenstoß zertrümmert worden wären, ein genügend kräftiger Schwimmer gewesen wäre, um das Ufer zu erreichen, da wir uns weit hinaus im Flusse befanden, die Strömung sehr stark war und die in großen Scharen vorhandenen Krokodile stets zu einer Mahlzeit bereit sind. Ich bin oft in einem kleinen Kanoe unter Flußpferden gewesen und habe rechts und links nach ihnen geschossen, bin aber vor dieser Fahrt nie von ihnen angegriffen worden. Indessen Ende gut, alles gut; wir erholten uns von diesem Angriff, wie von dem früheren, und konnten von diesem Augenblicke an die Reise in Frieden und Sicherheit fortsetzen.

Drittes Kapitel.

Wir nehmen einen Passagier mit. — Die einsame Insel Tschumbiri. — Wir stören einen Elefanten beim Frühstück. — In einem Gewirr von Sandbänken verwirrt. — Mit genauer Not gerettet.

Die Bevölkerung des Distrikts von Bolobo wird auf 30 000 Seelen geschätzt; die Leute sind kräftig, und das Land ist überall höchst fruchtbar. Es war in der trockenen Jahreszeit, als ich den Distrikt passierte; die erst vor kurzem erloschenen Feuer hatten Busch und Gras mit reichem Braun und Rot gefärbt, das rötliche Licht der niedergehenden Sonne vergoldete die weite Wasserfläche und die hohen, bewaldeten Hügel in der Ferne; die Dächer der Eingeborenendörfer, die an den baumbedeckten Abhängen emporzuklimmen schienen oder die Gipfel der sonst kahlen Kette auf dem Nordufer krönten, oder in dem Laubwerk der dichten Palmen und Bananenbäume am Flußrande eingebettet lagen, und die hellgrünen bebauten Flecken, welche aus den Lichtungen hervortraten, alles vereinigte sich, um eine Harmonie der Farben und Mannigfaltigkeit der Umrisse hervorzubringen, die nach der Einförmigkeit der meilenlangen Strecken mit niedrigen, sumpfigen Ufern am Oberkongo und ihrer unabsehbaren Waldgrenze besonders wohlthuend für das Auge waren.

Unterwegs begegneten uns einige Kanoes mit Bolobo-Eingeborenen; sie befanden sich auf dem Wege nach benachbarten Dörfern und sangen fröhlich ein lokales Kanoelied, das ohne Zweifel auf die vielen Krüge mit starkem Malafu Bezug hatte, die sie bei sich führten, um eines herzlichen Willkommens sicher zu sein. Diese Flüssigkeit ist, wenn sie entweder früh morgens oder eben vor Sonnenuntergang frisch aus den Palmbäumen abgezogen wird, ein erfrischendes und kaum berauschendes Getränk; läßt man sie aber kurze Zeit in der Sonne stehen, so gerät sie rasch in Gärung und bildet einen „köpfenden“ und auf-

heiternden Trank, der in dieser Form bei allen Angelegenheiten am Kongo, häuslichen wie öffentlichen, eine wichtige Rolle spielt. Seinem Einfluß verdankt der unbeholfene Redner den rascheren Fluß der Rede und die Kraft des Ausdrucks, sodaß es ihm in den „Palaver“-Versammlungen möglich ist, seinen Fall siegreich zu verteidigen. Wenn der Krieger auf den Schauplatz des Kampfes eilt, greift er mit der einen Hand nach Speer und Schild, mit der anderen aber nach dem Hals einer Kalebasse mit dieser hinterlistigen, wallenden, schäumenden Flüssigkeit, und wenn der Sieg seine Bemühungen krönt, schreibt er den Erfolg seiner Waffen ohne Zweifel ebenso sehr der mächtigen Wirkung des von ihm getrunkenen „Malafu“, wie der Hülfe eines schützenden Fetisch oder bösen Geistes zu und verfehlt bei der wohlbehaltenen Rückkehr niemals, dem Bacchus reichliche Opfer zu bringen, ehe er jemand anders für den Sieg dankt oder anerkennt, daß er Hülfe von anderer Seite her gehabt hat. —

Während der Fortsetzung unserer Fahrt beantworteten meine Leute die herzlichen Grüße, die uns zu teil wurden, und beständig wurden beim Passieren von Kanoes freundliche Höflichkeiten ausgetauscht und „Omwa“ und „Omwa-na-jo“ (Guten Morgen! und Guten Morgen auch euch!) hin und her gerufen.

Gegen Mitternacht erhob sich der Wind, und wurde das Wasser so bewegt, daß wir nicht weiter fahren konnten, sondern im sumpfigen Grase des Ufers Schutz für die Nacht suchen mußten. Am nächsten Morgen setzten wir die Reise fort, fanden es aber bald unmöglich, noch weitere Fortschritte zu machen, da der starke Wind flußaufwärts und uns gerade entgegen wehte. Gegen Mittag gestattete es uns aber das Aufhören der Brise, die Fahrt wieder aufzunehmen, worauf wir nach der Mitte des Flusses steuerten, um die im Hauptfahrwasser herrschende stärkere Strömung zu benutzen. Nachdem der Wind nachgelassen hatte, war die Hitze intensiv geworden, und die vom Wasser wiedergespiegelten Sonnenstrahlen erwiesen sich als höchst unangenehm für die Augen.

Als wir nachmittags bei dem oberen Dorfe von Tschumbiri vorbeitrieben, watete ein Eingeborener bis an den Leib ins Wasser hinein und gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir ans Land kommen möchten. Er behauptete, er hätte viel Bananen, Hühner und Malafu zu verkaufen, doch befände sich alles in einem weiter abwärts gelegenen Dorfe; er sei aber bereit, uns zu begleiten. Um uns eine Sicherheit für seine guten Absichten zu geben, legte er alle seine Fetische und Zaubermittel ins Boot, worauf er hinging, um seine Speere zu holen.

Bei der Abfahrt stürzte eine Frau ans Ufer und suchte seine Abreise zu verhindern, sodaß er wirklich Gewalt brauchen mußte, um sie aus dem Kanoe

fernzuhalten. Das arme Weib sagte nichts, doch trugen seine Züge den Ausdruck unterdrückten Kummers, als es bis zu den Schultern im Wasser dem Ufer entlang watete. Alle Dorfbewohner riefen der Frau besorgt zu, sie würde von einem Krokodil angefallen werden, doch folgte sie uns eine erhebliche Strecke über große Felsblöcke und bahnte sich einen Weg durch das lange Sumpfgras am Ufer, wobei sie gelegentlich die Hände rang, aber kein Wort sprach.

Es war mir unverständlich, was dieser häusliche Streit zu bedeuten hatte, wenn das Weib nicht vielleicht eifersüchtig war, weil der Gatte uns nach einem anderen Dorfe begleitete, wo möglicherweise eine Rivalin wohnte. Nach einiger Zeit zeigte der fremde Eingeborene nach einer Stelle, wo wir die Kanoes ans Ufer laufen lassen sollten; dann sammelte er sorgfältig seine Zaubermittel, trat ans Land und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

„Wo sind der Malafu, die Hühner und sonstigen Lebensmittel, die du uns verkaufen wolltest?" rief ich ihm nach.



In der Nähe von Tschumbiri.

Er erwiderte, er habe keine und nur die Fahrt flußabwärts mitmachen wollen, da er Kriegsgefangener gewesen sei; man habe ihn ungehindert ins Boot steigen lassen, weil man gefürchtet habe, mich sonst zu beleidigen. Die Frau sei eine Mitgefangene gewesen, die man mit dem Tode bedroht habe, wenn er entkomme; indessen habe ich Ursache, die Wahrheit dieses Teils seiner Geschichte zu bezweifeln, weil man ihr bei der Verfolgung des Kanoes vollständig freie Bewegung gestattete, und hoffe deshalb, daß ihr ein freundlicheres Geschick beschieden gewesen ist.

Unterhalb Tschumbiri verändert sich das Aussehen des Landes, und ist die Scenerie sehr hübsch. Von der einsamen Insel, welche Tschumbiri gegenüber mitten im Strom liegt, einer Schildwache gleich, welche den Zugang zu dem geheimnisvollen Gebiet von Sumpf und Wald, dem Wohnsitz wilder Kannibalen, dem Schauplatz der von diesen vollbrachten düsteren Thaten erbarmungsloser Grausamkeit, zu einem hier gewissermaßen seinen Anfang nehmenden neuen Lande hütet, bis zur Mündung des Nebenflusses Aruwimi fließt der Kongo durch einen von niedrigen Ufern eingefaßten breiten Kanal, dessen Oberfläche mit unzähligen Inseln besät ist, welche den Lauf der Schiffahrt

unterbrechen. Hier ist es vollständig unmöglich, zu sagen, ob das Land, das man rechts oder links sieht, Festland oder Insel ist, da das Netzwerk von Kanälen, durch welchen der Fluß zwischen dieser ungeheuren Menge von Inseln hindurch strömt, vollständig verworren ist und die die letzteren schmückende Vegetation genau derjenigen ähnelt, welche die eigentlichen Ufer des Stromes einfaßt. Nur an zwei oder drei Stellen kann man auf dieser ungeheuren langen Wasserstraße durch zwischenliegendes Land ungehindert von demselben Punkte aus beide Ufer des Stromes sehen; die einsame Insel bei Tschumbiri bezeichnet den Endpunkt der langen Reihe von Unterbrechungen für den Blick, wie gleichzeitig auch für die Schiffahrt.

Unterhalb der Insel entrollt der Strom sich in seinen ganzen majestätischen Verhältnissen; die glänzende, silberne Oberfläche ist in ihrer vollen Breite von Ufer zu Ufer ununterbrochen, außer durch das Kanoe eines vorüberfahrenden Fischers, der flache Stellen aufsucht, wo er seine Netze ausspannen kann, oder durch ein größeres Fahrzeug der Bijansi-Händler, das in der stärksten Strömung mitten im Flusse von den starken Armen der Sklaven eines Bolobo-Häuptlings stromabwärts getrieben wird, der unterwegs ist, um die Elfenbeinzähne des letzteren an die Bateke-Unterhändler längs der Küsten des Stanley-Pool zu verkaufen. Die kräftigen Stimmen der Sklaven hallen über das Wasser hin, wenn die Leute im Takte der raschen Bewegung der Ruder einen Gesang zu Ehren ihres Herrn singen oder ihre eigene Tüchtigkeit auf dem Gebiet der Liebe oder des Krieges schildern; ein Streifen von Schaum und kleinen Wirbeln folgt im Kielwasser des Kanoes, während der Bug die braunen Gewässer des Flusses zerteilt.

An den Ufern erheben sich, zu Beginn der Regenzeit in schwellendem, reichem grünen Gewande, das aber allmählich, wenn die Jahreszeit vorschreitet, eine braune und rote Färbung annimmt, bis die Grasfeuer in den trockenen Monaten Juli und August die Pflanzen zerstören, die Berge der Bijansi im Süden und die der Bateke, eines in der Nähe des Stanley-Pool wohnenden verwandten Eingeborenenstammes, im Norden. Die Berge erreichen eine Höhe von 150—180 Meter über der Oberfläche des Flusses, steigen aber in der Nähe des Stanley-Pool bis 300 Meter auf. Die Gipfel sind abgerundet und nur mit Gras bedeckt, während die unteren Partieen in dem Laubwerk der reichsten tropischen Vegetation verborgen liegen. Die breiten Blätter des Pandanus-Baumes mischen sich mit den anmutigen Kronen der Ölpalmen; die Bäume sind halb erstickt in der Umarmung der kletternden Baumfarre oder der unzähligen Fühlhörner von Ranken und Schlinggewächsen, die tauartig und in

der Form von Festons an den Ästen hängen und ihre anmutigen Arme von Zweig zu Zweig strecken, bis sie die Spitze erreicht haben, worauf sie, weil sie darüber hinaus keinen Halt finden, wieder auf sich selbst zurückfallen und eine die sie unterstützenden Bäume überschattende Krone aus Grün und weißen Blumen bilden. Hoch über diesem Gewirr von Blattwerk wogt, die Arme ungehindert durch Rivalen weit in die klare Luft ausstreckend, der Baumwollbaum, der Bombax des Botanikers, läßt seine schneeweißen Fruchtknoten auf die Spitzen auch der höchsten Palmen herabhängen und erfreut das Auge durch die Großartigkeit seines ganzen Wuchses und das frische Grün seines Laubwerkes.

Träge den Strom hinabgleitend — denn das Vorwärtskommen hing bei einem so schwerfälligen Fahrzeug mehr von der Stärke der Strömung, als von unseren eigenen Anstrengungen ab —, ließ ich das Auge mit besonderem Wohlgefallen auf dieser Scenerie ruhen, und es überkam mich nach den neuerlichen Erfahrungdn in den gewundenen Kanälen und auf den langen, uninteressanten Strecken des oberen Flusses ein träumerisches Gefühl der Zufriedenheit, denn so langweilig jene in ihrer monotonen Gleichheit auch waren, so wurde die Fahrt dort doch zu Zeiten außerordentlich aufregend durch das wilde Heranstürmen der Eingeborenen mit ihren Kriegskanoes an irgend einer Stelle, wo wir sie nicht erwartet hatten, durch das den Ufern entlang wiederhallende tiefe, heisere Geschrei der Kannibalen und den Wirbeln der Trommeln, welche den unterhalb von uns im Hinterhalt lauernden Feinden unser Kommen anzeigte. Hier waren keine solchen Überraschungen zu erwarten; die felsigen Ufer und unter Bäumen versteckten Baien verbargen keinen schlimmeren Feind, als die rührigen Händler aus Bateke oder Byjansi, die nicht nach dem Blute des Weißen lechzten, sondern nur nach seinen Baumwollstoffen und glänzenden Messingstangen strebten und nur den dringenden Wunsch hegten, ihn beim Handeln zu übervorteilen, nachdem wir erst ihre natürliche Schüchternheit und ihren Argwohn eingeschläfert hatten durch das Zeigen solcher Kleinigkeiten, welche mein rasch auf die Neige gehender spärlicher Vorrat noch enthielt, sobald meine oder die Bedürfnisse meiner Leute mich veranlaßten, bei einem der von uns passierten Dörfer Halt zu machen.

Ich hatte das frohe Gefühl der Leichtigkeit und der Befreiung von der verwirrenden Furcht vor Gefahr, als ich, stromaufwärts blickend, bemerkte, daß die einsame Insel von Tschumbiri, die an die Vorfälle in dem jenseits dieses einsamen Felsens beginnenden Gebiet erinnerte, aufgehört hatte, sich gegen den Horizont abzuheben.

Nach mehreren Richtungen hin sahen wir zahlreiche Grasfeuer, und die über den Hügeln hängenden blauen und weißen Rauchwolken, eingefaßt und bekränzt von dem warmen, roten Licht der niedergehenden Sonne, gaben ein überraschendes Bild. Die Nacht verfloß ereignislos, bei Tagesanbruch stießen wir aber plötzlich auf einen großen männlichen Elefanten, der auf dem zarten jungen Rasen am Uferrande graste; er hatte wunderhübsche weiße Zähne und ließ die großen Ohren träge an den Kopf klappen, während er mit dem Rüssel Büschel des saftigen Grases herauszog. Rasch meine Büchse ergreifend, fuhr ich so geräuschlos wie möglich ans Land, doch hatte das Tier leider, ehe ich eine Stelle erreichen konnte, von der ich einen wirksamen Schuß abzugeben vermochte, Witterung von uns bekommen und war in den dichten Wald davon getrabt. Ich folgte ihm eine beträchtliche Entfernung durch das Dickicht, allein ohne Erfolg.

Einige Stunden später passierten wir die Mündung des Kasai. Die Sonne schien fürchterlich heiß, und meine Leute zeigten deutlich Zeichen von Ermattung infolge des mangelnden Schlafes. Am nächsten Tage war das Wasser sehr bewegt, und wir entgingen mehreremal nur mit genauer Not der Gefahr, zu kentern. Unser Vorwärtskommen mit der treibenden Strömung wurde durch den starken Wind aufgehalten, der mit großer Gewalt in der Schlucht herauf wehte, durch welche der Kongo hier fließt. Fünf von meinen Leuten lagen fieberkrank auf dem Boden der Kanoes, doch hatte ich keine Arzneien, um ihre Schmerzen zu lindern. Bald nach Mittag erreichten wir den Stanley-Pool, und gegen Sonnenuntergang suchten wir uns in einem Gewirr von Sandbänken den Weg über flache Stellen. Zu der tiefen Dunkelheit, welche dem Sonnenuntergang gefolgt war, kam noch, daß wir von dichtem Nebel eingehüllt und nicht imstande waren, irgendwelche Landmarken zu unterscheiden. Bald darauf befanden wir uns wieder in tiefem Wasser und wurden von der Strömung rasch dahingetragen, während wir in der Ferne deutlich das Getöse der Katarakte vernahmen.

Das durch die sterndunkle Nacht hallende tiefe, donnernde Geräusch, das mit jedem Augenblicke deutlicher wurde, übermittelte uns eine Botschaft, deren schlimmer Inhalt sich in den ängstlichen Zügen eines jeden malte.

Eine Weile sprach niemand ein Wort, da wir alle das intensive Gefühl der Erwartung hatten, welches sich einstellt, wenn bei großer Gefahr das Leben auf dem Spiele steht.

Unsere Lage war kritisch, und wir spannten daher jede Muskel an, um das Ufer zu erreichen, doch war des dichten Nebels wegen nichts zu unterscheiden, ja wir vermochten nicht einmal einen Stern zu erkennen, nach dem

wir steuern konnten. Inzwischen wurde das ominöse Getöse der Katarakte immer lauter, sodaß die Bangala-Frauen wehklagend die Hände rangen und riefen:

„Unsere Bekannten haben uns vor der Gefahr dieser Reise gewarnt; wes-



Die Bangala-Frauen rangen wehklagend die Hände.

halb haben wir unsere Heimat verlassen, um in den Katarakten am Ntamo (die Bewohner des Oberkongo nennen den Stanley-Pool Ntamo) zu ertrinken? Oh, mam-a-a, mam-a-a!“

Die Männer verhielten sich schweigend und ruderten mit aller ihnen noch gebliebenen Kraft, wobei hin und wieder der Stiel eines Ruders abbrach. Endlich begannen die Sansibariten in leisem, klagendem Ton zu murmeln:

„Allah, il Allah! Mahomed Il-Sura-Allah!" Und mein treuer Diener Msa sagte: „Eh Bwana wangu. Tu-ta-Kusa leo." (O, Herr, wir werden alle sterben.)

Wir waren mit unserm Wissen und Können fast zu Ende, da wir kein Land, dem wir zusteuern konnten, zu entdecken vermochten und von der wilden Strömung den Katarakten zugeführt wurden, die, nach der Deutlichkeit ihres Getöses zu urteilen, nicht mehr weit entfernt sein konnten. Einige von den Leuten sanken bereits erschöpft und verzweifelnd auf dem Boden des Kanoes nieder, als glücklicherweise eine Brise aufsprang und den Nebel verflüchtigte, sodaß wir das bewaldete, niedrige Ufer von Ndolo, gerade oberhalb der gefährlichen felsigen Inseln von Kinschassa, erkennen konnten. Mit erneuter Kraft ruderten wir weiter, bis wir bei Tagesanbruch unser Ziel, die Station Leopoldville am unteren Ende des Stanley-Pool, erreicht hatten.



Die Katarakte des Kongo.

Viertes Kapitel.

Rückkehr nach den Stanley-Fällen. — Interessante Nachmittagsunterhaltungen. — Ein Freund Livingstones. — Ich werde der Gotteslästerung beschuldigt. — Ein tropisches Gewitter.

Nachdem ich die Reise nach der Küste gemacht hatte, kehrte ich einige Monate später nach dem Stanley-Pool zurück, wo ich mich auf einer der Regierung des Kongo-Freistaates gehörenden Dampfbarkasse nach den Stanley-Fällen einschiffte. Bei der Ankunft daselbst nahm ich für die wenigen Wochen meines Aufenthalts meine Wohnung bei den Arabern.

Für mich war es ein neues und höchst interessantes Erlebnis, unter den Arabern mit ihren schneeweißen Gewändern, Turbanen und gold- und silbergestickten Westen zu sitzen, während die ganze Aufmerksamkeit der Leute auf mich gerichtet war.

Bis ins kleinste Detail mußte ich ihnen die Sitten und Gebräuche meiner Landsleute im fernen Europa schildern, nachdem der Kaffee in kleinen Porzellantassen, die aus einer langhalsigen arabischen Kaffeekanne gefüllt wurden, herumgereicht war und die Stimmung zu Frage und Antwort hervorgerufen hatte, eine Stimmung, wie sie auch bei civilisierten Damen beim Nachmittagskaffee sich einstellt und sie zum Plaudern veranlaßt. Namentlich bat man mich, eine kurze historische Skizze der berühmten Kriege Napoleon Bonapartes und seiner mit den Erfolgen Timurs oder Ganghis Khans in alten Zeiten rivalisierenden siegreichen Märsche durch das eroberte Europa zu geben. Das war ein Gegenstand, der die Araber aufs höchste interessierte, und häufig unterbrachen sie mich mit Fragen nach der Wirkung und dem Muster der damals von den Soldaten benutzten Gewehre, nach den von ihnen angegriffenen und verteidigten Erdwerken und der Methode des Transports ihrer Artillerietrains und der schweren

Belagerungsgeschütze. Dann wurde das Thema plötzlich abgebrochen, und ich mußte mich auf eine genaue Erklärung der Herstellung von Baumwollstoffen in Manchester einlassen. Darauf wurde dies Thema wieder ebenso plötzlich geändert und ich eingehend über die Verwaltung und politische Organisation der Türkei befragt, oder aufgefordert, die persönlichen Eigentümlichkeiten Sr. Majestät des Sultans zu schildern. Einmal fragte ein alter Araber mit tief gerunzelten und sonnverbrannten Zügen, die Folge der jahrelangen Entbehrungen und Strapazen auf seinen Reisen in Afrika:

„Würden 20000 Dollars für mich genügen, um eine Reise durch Europa zu machen und alle die wunderbaren Dinge zu sehen, von denen Ihr uns erzählt habt? Und wie würde ich den Weg finden, denn es müssen doch viele Pfade durch die verschiedenen Länder Europas führen?"

Jeden Morgen war meine kleine Lehmhütte voll von lärmenden, häßlich riechenden Eingeborenen von dem Stamme der Lokeri, in ihrem modernsten Federkopfschmuck und mit der ganzen Kriegsbemalung, da ich diese Männer aus ihrem Dorfe holen zu lassen pflegte, um typische Zeichnungen anzufertigen, von denen einige auch in diesem Buche Aufnahme gefunden haben.



Tippu-Tibs Wohnhaus an den Stanley-Fällen.

Eines Abends begab ich mich zum Flusse, um ein Bad zu nehmen, als plötzlich, während ich mich etwa 20 Meter vom Ufer befand, einer der am Lande stehenden Sansibariten rief: „Njoka! Njoka! Bwana!" (Schlange! Schlange! Herr!) Mich umsehend, bemerkte ich, daß thatsächlich wenige Fuß von mir entfernt eine Schlange auf mich zu schwamm. Da die Strömung sehr stark war, gelang es mir nur mit der größten Anstrengung, das Ufer so früh zu erreichen, daß ich der mehrere Fuß langen giftigen schwarzen Schlange entging.

Eines Morgens fand ich in der Frühe einen armen abgemagerten Jüngling, der von den Arabern aus irgend einem fernen Lande als Sklave mitgeschleppt worden war, sterbend auf den Klippen liegen; jeder Knochen an seinem Körper war zu sehen, und die Haut hatte eine graue Färbung angenommen und zeigte tiefe Runzeln. Ich schickte ihm Nahrung und ließ ihn

unter Dach bringen, doch waren seine Kräfte schon so weit geschwunden, daß er nach einigen Stunden starb.

So lange der Weiße auch in Afrika leben mag, wird er doch nie den Widerwillen gegen die unempfindliche Gleichgültigkeit gegen Leiden überwinden, welche er überall bei dem Araber und Neger antrifft. Wer dem Tode nahe ist, bleibt am Wege liegen, um zu sterben; die Schwachen stürzen auf dem Karawanenpfade nieder, während der Zug weiter geht. Das Leben ist nur für den Starken und Kräftigen, und der Sklave — nun, vielleicht ist er glücklich, wenn man ihn ungestört den Tod erwarten läßt, der ihm die Befreiung von ungezähltem Elend bringt.



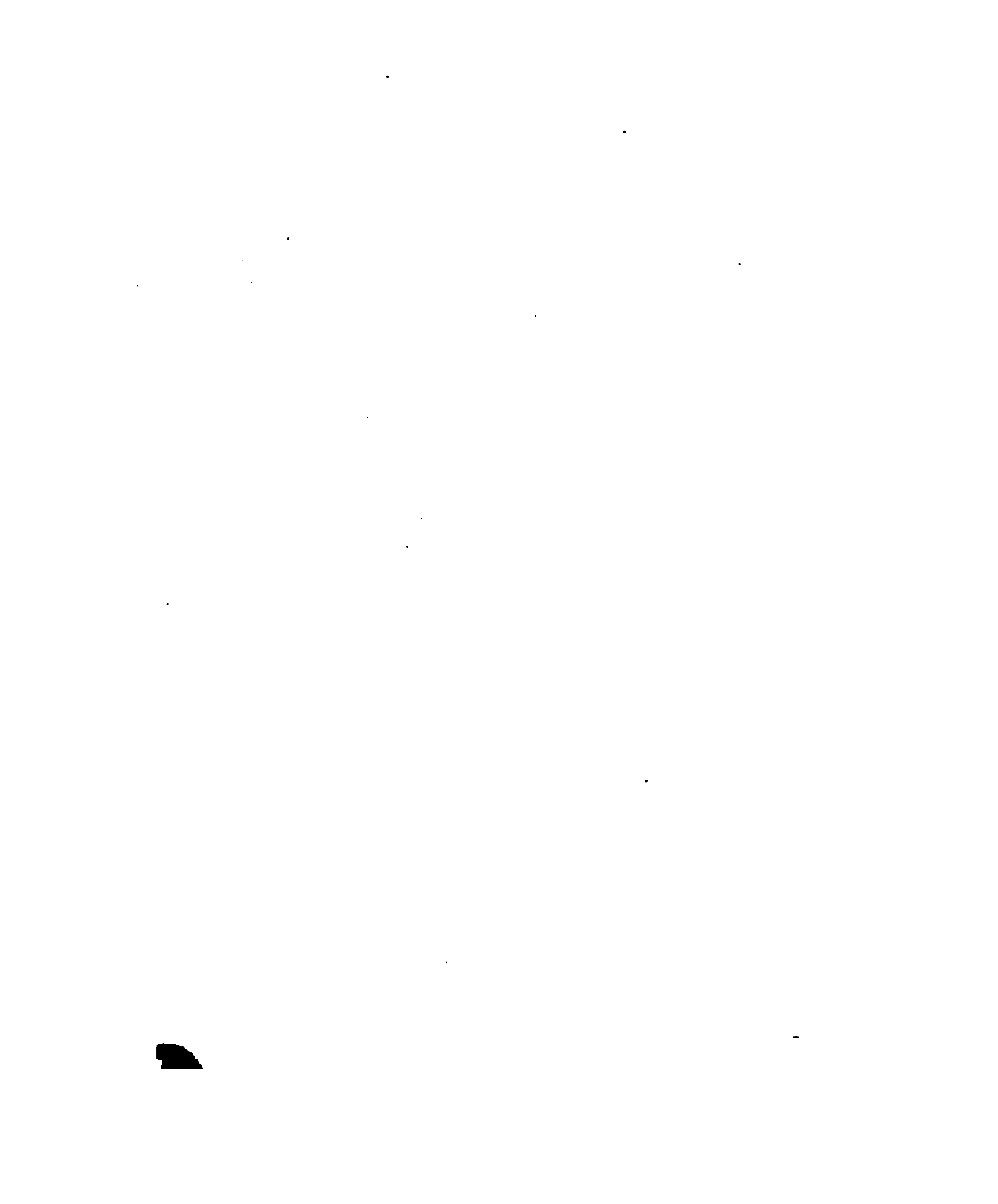
Lasttragende Frau.

Bei solchen Vorfällen, wie die vorstehend geschilderten, verging die Zeit, und es trat an mich die Notwendigkeit heran, wieder die Vorbereitungen für meine zweite lange Fahrt nach der atlantischen Küste zu treffen. Am Vorabend meiner Abreise kamen mehrere Araber zu mir in meine kleine Hütte, um mir Lebewohl zu sagen.

Unter ihnen befand sich auch der alte Mohammed ben Seid, der bei den Arabern allgemein mit dem Namen „Bwana Makubwa" (Ehrwürden) bezeichnet wurde. Er war ein vollendeter Gentleman und so gütig, daß die anderen Araber ihn oft wegen seines Edelmutes gegen seine Sklaven zum besten hatten. Gegen mich war er besonders freundlich und gastfrei gewesen, als ich einige Monate vorher sein



Meine Hütte an den Stanleyfällen.



Land besucht hatte. Er war vom Alter gebeugt und seine Hand zitterte, als er die meinige ergriff und sagte:

„Kwaheri rafiki angu!“ (Lebt wohl, mein Freund!) Dann fügte er hinzu: „Ihr seid ein junger Mann und geht in Eure ferne Heimat zurück. Ich bin alt und werde bald hier in der Wüste davon gehen. Ich habe den alten Daod Lifeston (Dr. David Livingstone) in Tabora gekannt. Er war ein guter alter Mann. Wir alle hatten sein freundliches Wesen lieb. Wie lose waren seine



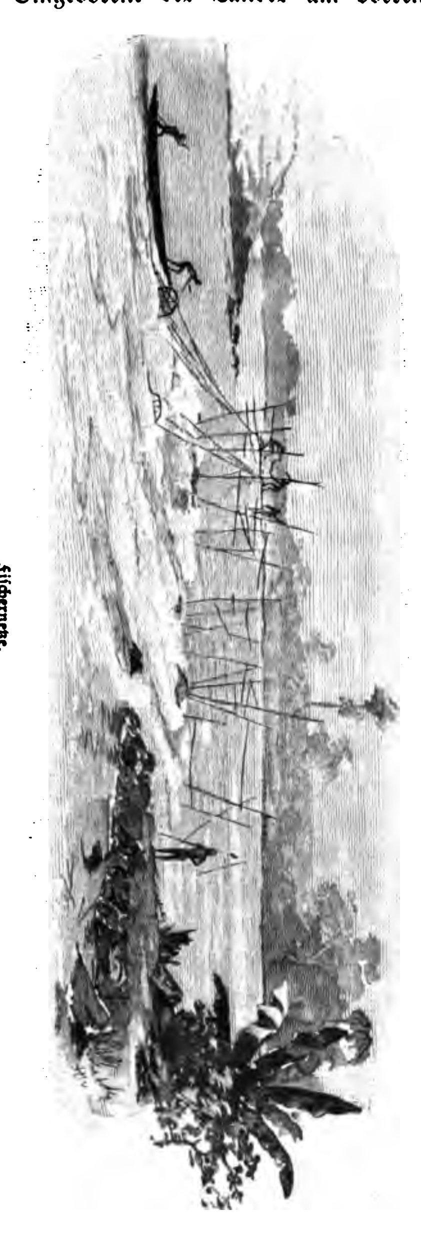
Ansicht des Lomani-Flusses.

Zähne infolge seines hohen Alters! Sie klapperten wie die Kastagnetten, die unsere Frauen spielen. Sie kochten aber das Fleisch für ihn weich. Er war ein großer Mann unter den Weißen, nicht wahr? Wir werden uns nicht wiedersehen. Also lebt wohl?“

Damit entfernte sich der alte Mann in seinem malerischen Gewande von schneeiger Weiße.

Am Mittag des nächsten Tages schiffte ich mich auf zwei Kanoes ein, die nebeneinander zusammengebunden waren. Ich hatte zehn Sansibar-Leute, zwei

Niam-Niam und sieben Manjema bei mir, welche letzteren soeben von einem langen Zuge durch das Land der Zwerge zurückgekehrt waren. Die Niam-Niam waren Eingeborene des Landes am oberen Uelle und von den Arabern auf einem Raubzuge gefangen genommen worden, doch hatte ich, weil sie wegen ihrer Schwäche und Dummheit ihren Herren von keinem Nutzen waren, mich in den Besitz derselben gesetzt und beabsichtigte, sie nach einer der Baptisten-Missionsstationen am Unterkongo zu bringen, wo sie unter freundlicher Behandlung Kräfte und Intelligenz sammeln konnten. Tippu-Tib kam mit seinem Gefolge nach dem Flußufer herab, um mir ein letztes Lebewohl zu bieten und riet mir, meine Pläne nochmals in Erwägung zu ziehen, da meine Leute seiner Ansicht nach längst nicht genügten, um es mit den wilden Horden der Kannibalen in der Gegend des Aruwimi aufzunehmen. Ich machte ihn auf meine Kisten mit Munition aufmerksam, worauf er lächelte und die Achseln zuckend sagte: „Ihr mögt Euch für gut bewaffnet halten, allein was könnt Ihr gegen solche Scharen machen?"



Fischernetze.

Eine Stunde später waren wir unterwegs und trieben in der Strömung mit einer Geschwindigkeit von zwei Knoten den Kongo hinab. Wir kamen bei mehreren großen Dörfern vorbei, sämtlich unter der Herrschaft der Araber standen. Gegen Abend bewölkte sich der Himmel, und später hatten wir ein fürchterliches Gewitter zu bestehen, in welchem die vereinten Anstrengungen mehrerer Männer notwendig waren, um das Wasser auszuschöpfen und die Kanoes

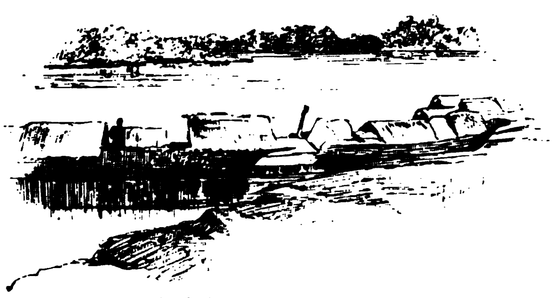
flott zu halten. Gegen Mitternacht erreichten wir das Lager des Abdallah Ngasiga, das vollständig in Dunkelheit gehüllt war; wir machten daher die Kanoes bis zum Anbruch des Tages fest. Morgens kam der erstaunte Abdallah eiligst nach dem Ufer herab, begleitet von mehreren Sklaven, die Geschenke an süßen Kartoffeln, Zuckerrohr, Paradiesfeigen, sowie für mich ein gekochtes Frühstück, bestehend aus Huhn in Kurrie, Eiern, Molasse und Reis, und einen großen schwarzen Affen brachten, eine Art Schimpanse, der Hand in Hand mit einem kleinen Sklavenknaben von der Höhe herabmarschierte und den der gastfreie Araber mich anzunehmen bat. Ich mußte lächeln, als ich an die böse Zeit dachte, die der andere Affe auf unserer ersten Reise durchzumachen gehabt hatte.

Dann setzten wir die Fahrt fort und passierten mehrere große Eingebornendörfer, jedoch nahmen die Bewohner nur wenig Notiz von uns, da sie uns für Araber hielten. Um Mittag war die Hitze intensiv, und wir saßen in den schmalen Kanoes unangenehm dicht gedrängt. Die gefesselten Hühner flatterten und gackerten und die beiden Ziegen meckerten jämmerlich und vergrößerten die herrschende Unbehaglichkeit noch durch ihre Bemühungen, aus dem Bereich der Sonnenstrahlen zu gelangen. Die Sansibar-Leute ruderten träge weiter und murmelten dabei einen eintönigen, traurigen Gesang; die Manjema schwatzten abwechselnd und aßen Zuckerohr, während die Niam-Niam in regelmäßigen Zwischenräumen mit großem Ernste mit einem alten irdenen Kochtopf das Wasser aus den Kanoes ausschöpften.

Gegen Sonnenuntergang erreichten wir das volkreiche Dorf Jalisula, wo Saidi, ein Günstling der Araber, mit etlichen Manjema als Leibwache die Herrschaft führt. Ich nahm einige Messingstangen und rote Stoffe hervor, um dafür von den Eingeborenen Seltenheiten und Waffen zu kaufen. Beim Anblick meiner Reichtümer wurden die Leute beinahe wild vor Erregung und holten in der Eile alle möglichen Dinge herbei, die ihnen nur in die Hände kamen, wie alte zerbrochene Holzstühle, Fischschädel, Halsbänder aus Antilopenzähnen, Kamholz, Palmöl, faule Eier, Schilde, Speere, magere Hühner, Pfeile und Messer. Als ich sie aufforderte, mir einige ihrer aus Menschenzähnen angefertigten Halsbänder zu verkaufen, die überall in diesen Kannibalengegenden getragen werden, heulten und tanzten sie, und ein paar Männer stürzten fort, um einige zu holen. Etliche Minuten später drängte sich ein großer, dicker Eingeborener, einen mit Blut bedeckten langen Vorderzahn in der Hand haltend, durch die Menge und erwiderte mir auf die Frage, was ich nach seiner Meinung mit einem einzigen Zahn anfangen solle, er müsse mich mißverstanden haben: er

habe geglaubt, daß ich Zähne zu kaufen beabsichtige, und da dieser Zahn ihm schon mehrere Tage geschmerzt habe, so habe er ihn herausgerissen und ihn mir verkaufen wollen!

Ich schlief diese Nacht in meinem Kanoe, wurde aber wiederholt von dem lärmenden Gesang der Fischer geweckt, die mit ihren aus festen Baumstämmen ausgehauenen und je 50—60 Personen tragenden großen Kanoes beständig hin und her fuhren. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch verließen wir Saidi und setzten die Reise fort, indem wir mit der Strömung flußabwärts trieben, bis wir gegen Mittag ein von einer Anzahl eingeborener Ruderer fortbewegtes großes Kanoe mit einem weißen Sonnendach aus Segeltuch in Sicht bekamen. Ich legte bei einem nahen kleinen Dorfe an und erwartete die Ankunft des Kanoes, aus dem die stattliche Gestalt des Radschid ben Mohammed ben Seid ben Hamad Marabjib ans Land trat. Er lud mich artig ein, sein Lager an der Mündung des Lomani, das nur eine kurze Strecke weiter abwärts lag, zu besuchen, schickte sein eigenes Boot weiter und kehrte mit mir wieder um, nachdem er meine Rudermannschaft durch zwölf kräftige Eingeborene verstärkt hatte. Zwei weitere große Kanoes waren neben den unsrigen befestigt, sodaß wir jetzt eine ziemlich starke Flotille bildeten. Die Eingeborenen hatten zwei große Trommeln bei sich und stimmten einen wilden, betäubenden Gesang an, bei dessen Melodie wir die Fahrt nach dem Lomani fortsetzten.


Ich schlief diese Nacht in meinem Kanoe.

Die Eingeborenen schienen in der intensiven Sonnenglut wie berauscht zu werden. Ihre Gesichter zeigten tiefe Vernarbungen, sodaß es schien, als seien sie mit ungeheuren Finnen bedeckt. Die Oberlippe war durchbohrt; in das Loch war ein rundes Stück Elfenbein von etwa 2½ Centimeter Durchmesser und 1¼ Centimeter Stärke gesteckt, und wenn sie beim Lachen und Singen den Mund öffneten, waren die gefeilten schwarzen Zähne und der häßliche Gaumen zu sehen. Bei den meisten Kannibalenstämmen ist es Sitte, die Vorderzähne spitz zu feilen, und da der Schmelz bei diesem Verfahren zerstört wird, so werden die Zähne schwarz und machen einen abschreckenden Eindruck.

Bei der Ankunft im Lager Radschids wurde ich in das geheimnisvolle

Innere seines Serails geführt, wo seine Haremsfrauen wohnten. Ich blieb den Nachmittag bei Radschid und unterhielt mich mit ihm über die Vorzüge des Islam. Radschid war jung und ein typischer Mohammedaner; er war ein Unterbefehlshaber Tippu-Tibs und Sklavenhändler, dabei aber sehr fromm und führte die vorgeschriebenen gottesdienstlichen Handlungen mit peinlichster Genauigkeit aus. Er war in der mohammedanischen Lehre sehr bewandert und konnte den Koran von Anfang bis zu Ende hersagen, dagegen besaß er nur unbestimmte Begriffe vom Christentum und fragte mich, was die grundlegenden Lehren unserer Religion seien. Ich erwiderte



Eingeborenendorf.

ihm, das Christentum basiere auf dem Glauben, daß Jesus Christus der Sohn Gottes sei, über welche Erklärung er fürchterlich empört war. Er stand auf, faltete die Hände über der Brust zusammen, beugte das Haupt und sagte mit eindrucksvoller Feierlichkeit:

„Wir sind Freunde, und unsere Unterhaltung macht mir Vergnügen. Ihr seid mir in meinem Hause und in allem, was ich habe, willkommen, so lange Ihr mein Gast seid; aber sprecht in meiner Gegenwart nie wieder eine solche Gotteslästerung aus.“

Dann nahm Radschid seinen Sitz wieder ein, und wir wechselten das Thema der Unterhaltung, bei der die Zeit rasch verstrich, bis Radschid eben

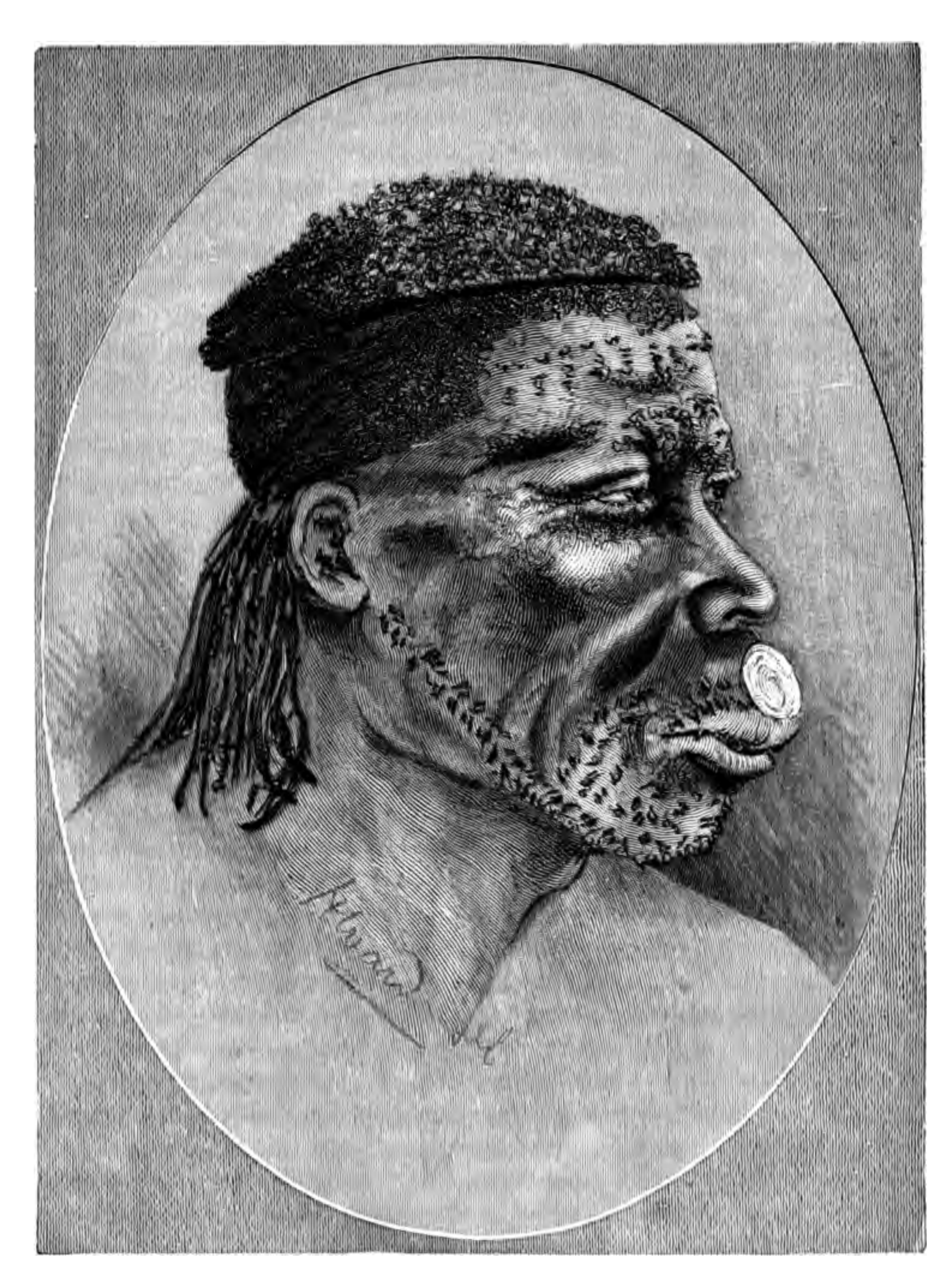
vor Sonnenuntergang sich entfernte, um seine Gebete zu sprechen; bald nachher kehrte ich zu meinen Kanoes zurück. Um Mitternacht trat ein schweres Gewitter ein, in welchem mein Sonnendach vom Winde fortgeführt und alles vom Regen buchstäblich durchnäßt wurde. Im Laufe der Nacht kamen häufig Eingeborene vorbei, welche die Trommel schlugen und sangen. Vom Lande her, wo Hunderte von Eingeborenen in ihren am Uferrande festgelegten leichten Kanoes wohnten, drang ein höchst unangenehmer Geruch zu uns herüber. Diese Kanoebewohner waren, als sie noch in ihren Dörfern gewohnt hatten, von den Begleitern der Araber so hartnäckig verfolgt worden, daß sie aufs Wasser geflüchtet waren, um jeden Augenblick bereit zu sein, vor einer drohenden Gefahr die Flucht zu ergreifen.

Jeder Balg der Kolonie schien in dieser Nacht zu meinem besonderen Vergnügen zu schreien. Am nächsten Morgen war ich eifrig beschäftigt, mit Hülfe von Gesten über den Ankauf eines geschnitzten Kanoeruders zu verhandeln, für welches ich eine leere weiße Essigflasche geben wollte, deren durchsichtiges Glas es dem Besitzer ermöglichte, den mehr oder weniger großen Inhalt zu beobachten und die Dauer seines Trinkens dementsprechend zu regulieren. Solche Flaschen sind stets der Gegenstand des gierigsten Wunsches aller wilden Afrikaner. Ein dabei stehender Araber sagte zu mir:

„Es hält schwer, die Leute mit dem großen Stück Elfenbein in der Oberlippe zu verstehen; es macht ihre Worte zähe.“

Unterhalb des Lomani trieben wir langsam einer Reihe von Dörfern entlang. Es war Markttag am Lande, und in den Kanoes am Strande hatten sich gegen 3000 Eingeborene versammelt, die eifrig mit Kaufen und Verkaufen von einheimischen Produkten, Fischen und Sklaven beschäftigt waren. Wir steuerten etwa 50 Meter weit in den Fluß hinaus, während das dumpfe Geräusch der argumentierenden, feilschenden und handelnden tiefen Stimmen die Luft erzittern zu machen schien.

Bei dem letzten Dorfe auf arabischem Gebiet am südlichen Ufer machte ich Halt, und da der Häuptling ein besonders malerisches Aussehen hatte, so lockte ich ihn durch Zeichen in das Trommelhaus, wo ich mich niedersetzte und sein Bild zeichnete, während Hunderte von Eingeborenen sich herandrängten, die Licht und Luft vollständig ausschlossen, aber keinen Laut äußerten. Unmittelbar nachdem ich das Portät des Häuptlings skizziert hatte, schiffte ich mich wieder ein und fuhr, ohne ein Wort zu sagen, wieder ab, zur Überraschung und ungeheuren Heiterkeit der versammelten Menge, die in hellen Scharen aus den benachbarten Hütten gekommen waren, um den fremden weißen Mann zu sehen.



Der Häuptling von Comani.

Mein seltsames Verfahren — erst ihren Häuptling einzuladen, sich zu setzen, dann mich ihm gegenüber niederzulassen, ohne die Lippen zu öffnen, und während der ganzen Zeit mit etwas beschäftigt zu sein, das ihnen sehr unbedeutend zu sein scheinen mochte, und endlich, als sie alle den kritischen Augenblick gekommen glaubten, weil ich aufgestanden war, um, wie sie meinten, mit ihnen zu reden, kaltblütig fortzugehen, ohne auch nur ein Wort des Abschieds zu sprechen, schien sie ungeheuer zu amüsieren.

Als sie begriffen hatten, daß ich sie auf eine oder andere ihnen unbekannte Weise betrogen hatte, machte ihr Erstaunen über mich und mein Verfahren einem lauten Ausbruch der Heiterkeit Platz, und alle, Häuptling und Unterthanen, schüttelten sich vor Lachen.

Das war das letzte der von den Arabern unterworfenen freundlich gesinnten Dörfer; von dort bis hinab nach Upoto mußte ich erwarten, daß der Argwohn, dem ich auf meiner ersten Reise überall begegnet war, sowie die hinterlistigen Versuche, uns bei Nacht anzugreifen oder bei Tage zu vernichten, durch welche das Passieren dieser langen Flußstrecke zu einem Unternehmen voll Angst und Sorge, ja sogar voll Gefahren geworden war, sich wiederholen würden.

Fünftes Kapitel.

Wir werden zum Kampf herausgefordert. — „Ihr lügt, ihr seid Araber.“ — Die wilden Monungari. — Verkohlte Hütten und Einöde. — „Geht fort! Geht fort!“

Als die Sonne im Untergang begriffen war, setzten wir die Fahrt fort, doch trafen wir erst um Mitternacht wieder auf Spuren von Leben. Als wir an dem unteren Ende einer dicht bewaldeten Insel vorbeitrieben, sahen wir uns plötzlich mehreren Kanoes mit Bewaffneten gegenüber, deren Speere und Messer im hellen Mondlicht erglänzten. Sie riefen uns, vor Wut heulend, an und folgten uns bis zum Tagesanbruch am nächsten Morgen, beständig ihren Kriegsruf ausstoßend, der abwechselnd wie ein Rasseln in der Kehle und ein Schrei mit Falsettstimme klang. Gegen 9 Uhr am nächsten Morgen passierten wir die Mündung des Aruwimi während eines fast blind machenden Gewittersturmes, der uns aber wahrscheinlich vor den wilden Basoko schützte. Im Laufe des Tages bekamen wir nur wenige Eingeborene zu sehen, die indes bei unserer Annäherung in wilder Flucht nach allen Richtungen mit ihren Kanoes davoneilten, und während der Nacht erklangen unaufhörlich an den Flußufern die Kriegstrommeln, um die Leute zusammenzurufen und vor der drohenden Gefahr zu warnen.

Bei Sonnenaufgang hatten wir ein Dorf am Nordufer in Sicht; als wir näher kamen, erhoben die Eingeborenen einen Warnruf, der wie ein Hahnenschrei klang und bedeuten sollte, daß die Araber herannahten, um sie anzugreifen, da wir leider, wie früher, für arabische Sklavenhändler gehalten wurden. Als wir dicht an das Dorf herantrieben, erhoben die Männer mit rauher Stimme in größter Erregung ein Geschrei, während die Weiber ein durchdringendes Geheul ausstießen, ihre Kinder ergriffen und in den Schutz des Waldes stürzten.

Beim Vorbeifahren konnten wir deutlich den aus Federn bestehenden Kopfschmuck der Männer erkennen, die in ihren Verstecken hinter den breitblätterigen Bananenbäumen, welche den Rand des Ufers einfaßten, und in dem üppig am Wasser emporschießenden dichten Grase sich hin und her bewegten. Hier und dort stand ein Eingeborener, tapferer als die übrigen, allein mit Speer und Schild, für jeden Fall zum Kampfe wie zur Flucht bereit. Einer stürzte herbei, ergriff seinen häßlichen kleinen Hund, nahm ihn unter den Arm und rannte in den Wald, damit wir uns nicht etwa versucht fühlen könnten, diesen schmackhaften Bissen zu stehlen. In diesen Kannibalenländern wird Hundefleisch hoch geschätzt; die Eingeborenen mästen hier, im Gegensatz zum Unterkongo, wo die Leute die Hunde nie füttern, weil sie sagen, daß Hunde, die ihr Fressen nicht selbst finden können, des Fütterns nicht wert sind und verhungern müßten, diese Tiere und halten das Fleisch derselben für fast ebenso gut wie Menschenfleisch. In der Ferne waren einige Hundert Eingeborene in ihren Kanoes versammelt. Als wir das Dorf passierten, stürzten die Leute ans Ufer und schrieen, offenbar verwundert darüber, daß wir sie nicht angegriffen hatten, uns mit rauher Stimme zu:

„Samba! samba! sen-nen-nen-na, sen-nen-na, kenda mboli sen-nen-nen-na!" (Gut, gut! Es ist gut, es ist gut; geht weit fort, das ist gut.) Da wir stetig weiter trieben und ruderten, so waren wir bald außer dem Bereich ihrer Stimmen und sie von der Besorgnis befreit, daß wir sie angreifen wollten. Wir wurden infolge unseres Aussehens überall irrtümlich für Araber gehalten; ein solches Ereignis, wie unser Vorüberfahren bei ihrem Dorfe ohne den Versuch, letzteres zu plündern und die Bewohner gefangen zu nehmen, mußte daher noch auf lange Zeit hinaus das allgemeine Gesprächsthema bilden.

Später passierten wir in der Ferne mehrere Kriegskanoes, deren Insassen aber nicht einmal unseren Gruß beantworten wollten; das war ein schlechtes Zeichen. Bald darauf wartete ein von etwa 50 Bewaffneten besetztes Kanoe am jenseitigen Ufer einer Insel auf uns. Als wir näher kamen, hielt der Häuptling, dessen blanke eiserne Arm- und Beinringe im Sonnenlicht erglänzten, uns mit tiefer Stimme eine lange, zornige Ansprache; er forderte uns zum Kampf heraus und machte uns darauf aufmerksam, daß wir in der Nacht Augen und Ohren offen halten müßten, weil wir sonst den Morgen vielleicht nicht erleben würden. Hätten sie uns in größerer Zahl angegriffen, dann würden wir sicherlich geschlagen worden und eine Orgie der Kannibalen an unseren Überresten die unausbleibliche Folge gewesen sein, denn mit so wenigen Leuten, von denen auch nicht ein einziger verläßlich war, durfte ich höchstens

hoffen, uns einige Stunden zu verteidigen; dann mußte ihre große Zahl offenbar den Ausschlag geben.

Glücklicherweise betrachteten die Eingeborenen die Sache nicht in demselben Lichte; entweder wurden sie durch den Anblick der über den Rand der Kanoes vorstehenden glänzenden Gewehrläufe in Schach gehalten und kannten die fürchterliche Macht der Zerstörung, welche diese blanken metallenen Röhren zu entwickeln vermögen, oder sie freuten sich selbst darüber, daß sie unsern Angriff nicht zurückzuschlagen brauchten, so sehr, daß sie, obwohl die Furcht vor einem solchen sie ohne Zweifel in so großen Scharen herbeigezogen hatte, uns unbelästigt vorbeitreiben ließen. Vielleicht hatte sie auch der schüchterne Gedanke, ich könnte doch ein weißer Mann sein, wie ich zu sein vorgab, davon zurückgehalten, einen offenen Angriff auf uns zu unternehmen. Jedenfalls holte ich tief Atem, als diese Gefahr vorüber war und wir uns wieder, wenn auch nur auf kurze Zeit, der Einsamkeit des Flusses und des Schweigens an den bewaldeten Ufern erfreuten.


Wir erfreuten uns der Einsamkeit des Flusses.

Es war indes nur eine kurze Freude, denn als wir an einer niedrigen, sumpfigen Insel vorbeitrieben, wurden wir durch einen fast überirdisch klingenden Kriegsruf erschreckt und entdeckten das Blinken von glänzenden Speeren und Messern, als mehrere Kanoes unter der Leeseite einer Insel hervorschossen und im nächsten Augenblicke hinter einer anderen Insel verschwanden. Ich traf so gut wie möglich meine Vorkehrungen, um einem Angriff zu begegnen, da ich erwartete, daß wir bei Sonnenuntergang oder spätestens nach Eintritt der Dunkelheit zum Handgemenge kommen würden.

In dieser Gegend hatten die Eingeborenen auch den armen Walter Deane nachts angegriffen, als er im Jahre 1885 auf dem Wege nach den Stanley-Fällen war, um dort den Befehl zu übernehmen. Er hatte in üblicher Weise seinen kleinen Dampfer am Ufer festgemacht, während die Mannschaft mit dem Hacken von trockenem Holze, dem Heizmaterial für den nächsten Tag, beschäftigt gewesen war. Ermüdet von der Anstrengung waren alle in gesunden Schlaf versunken, die Leute um die Lagerfeuer zerstreut, Deane selbst unter dem Schatten eines benachbarten Baumes, als ein Gewitter, von dem gewöhnlichen sündflutähnlichen Regen begleitet, die Feuer verlöscht und alle, darunter auch die Schildwache, veranlaßt hatte, nur an ihre eigene persönliche Unbehaglichkeit

zu denken. Unter dem Schutze der Dunkelheit und der dadurch herbeigeführten Verwirrung hatten die Eingeborenen des Distrikts, welche im Walde eine passende Gelegenheit abgewartet hatten, einen Angriff unternommen, mehrere der überraschten Soldaten mit den Speeren durchbohrt und Deane selbst verwundet, ehe die Leute sich von ihrer Panik erholt hatten und imstande gewesen waren, die Gewehre auf die verborgenen Angreifer abzuschießen. Glücklicherweise vermochten diejenigen, welche an Bord des Dampfers schliefen und an der Verwirrung und Panik am Lande nicht beteiligt waren, den Angriff durch eine rechtzeitige Gewehrsalve abzuschlagen und die Eingeborenen zu vertreiben, doch war mehr als einer von Deanes Soldaten tötlich verwundet und er selbst so schwer verletzt, daß er nach dem Stanley-Pool zurückkehren mußte, wo er mehrere Monate in großer Gefahr schwebte.

Unter diesen Eingeborenen befand auch ich mich jetzt, und ich erwartete daher jedesmal, wenn wir eine Insel passierten, einen Angriff, da jene uns in paralleler Linie folgten und wir ihre Kriegstrommeln hinter den Waldbäumen hören konnten.

Die Sonne war fürchterlich heiß, und die vom Wasser zurückgeworfenen Strahlen blendeten uns. Bald darauf bekamen wir unter dem Schatten einer benachbarten Insel einige Kanoes mit Bewaffneten in Sicht, die mit den Speeren drohten und uns zuriefen: „Araber, Araber, wir wollen mit euch kämpfen,“ dagegen alle unsere Freundschaftsversicherungen mit höhnischem Geheul beantworteten.

Etwas weiter flußabwärts gelangten wir nach einer erst kürzlich hergestellten Lichtung, wo die Eingeborenen provisorisch ein aus 50—60 kegelförmigen Hütten bestehendes Dorf erbaut hatten. Am Ufer hockten, zum Teil hinter den Stämmen gefallener Bäume, etwa 200—300 mit Messern, Speeren und Schilden Bewaffnete. Wir trieben in einer Entfernung von 20 Meter bei ihnen vorbei, doch wollten sie auf unsere Grüße nicht antworten; dann stürzten sie gleichzeitig ans Ufer, nahmen eine Haltung an, als ob sie die Speere schleudern wollten, und zerstampften den Boden, beachteten aber nicht im geringsten, daß ich das Haupt entblößt hatte, sie begrüßte und ihnen versicherte, ich sei ein Weißer und wollte ihr Freund sein. Sie warfen zwei schwere Speere nach uns, jedoch fielen dieselben glücklicherweise zu kurz. Ich ließ mich dadurch aber nicht abschrecken, sondern hielt ein paar Messingstangen, die übliche Landeswährung, empor, worauf der Häuptling, ein großer, mächtiger Eingeborener mit flatterndem Federschmuck und am ganzen Körper mit metallenen Zieraten geschmückt, den Speer schwingend, mir zurief:

„Ihr lügt, ihr seid Araber; ihr werdet uns nicht mit euren Messingstangen täuschen, sollt aber auch nicht von unseren Speeren getäuscht werden.“

Diese Ansprache wurde durch fürchterliches, trotziges Geschrei von seinen Begleitern unterstützt, die noch einige weitere Speere gegen uns schleuderten; dieselben erreichten uns aber ebenfalls nicht, und da ich nicht der erste sein wollte, der Blut vergoß, so ruderten wir so rasch wie möglich weiter, ohne unsere Waffen zu benutzen.

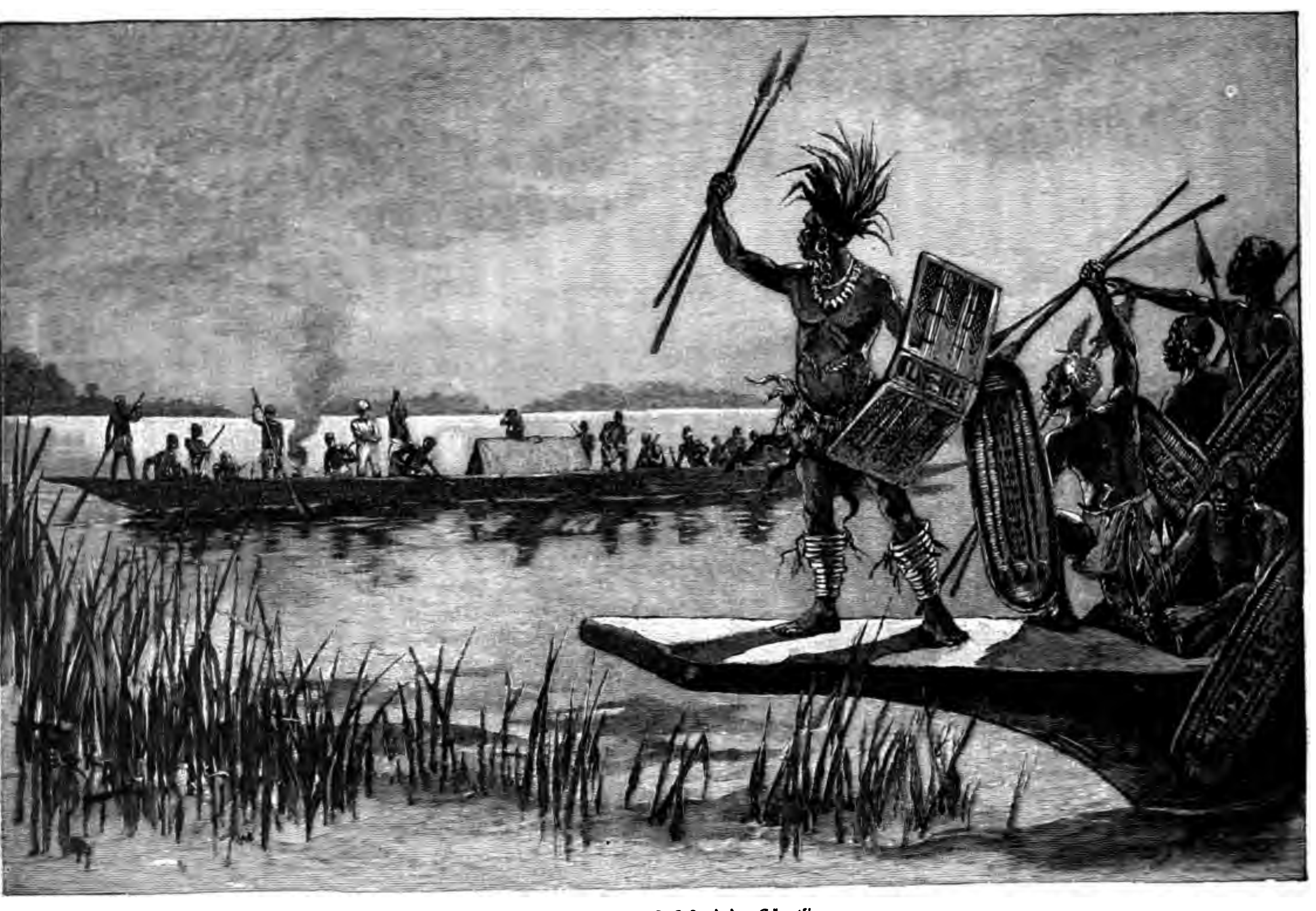
Auch als wir den Distrikt der wilden Monungeri erreichten, ertönten auf beiden Ufern des Flusses die Kriegstrommeln und Elfenbeinhörner.

Die Leute dieses Distrikts, welche beide Ufer eines zwischen bewaldeten Inseln liegenden Kanals bewohnen, waren einige Zeit vorher von der Regierung des Kongostaates gezüchtigt worden, weil sie sich feindselige Handlungen gegen einen vorüberkommenden Dampfer hatten zu schulden kommen lassen, und hatten bei dem Konflikt schwer gelitten. Obwohl sie geschlagen und gezwungen worden waren, ihre Dörfer zeitweilig zu verlassen, waren sie später doch in ihre früheren Wohnsitze zurückgekehrt, allein da zwischen den Beamten des Staates und den Häuptlingen des Distrikts kein formelles Palaver und keine Erledigung des Streites stattgefunden hatte, so setzten die Leute dem Reisen von Fremden durch ihr Land noch ebenso erbitterten Widerstand entgegen, wie vor dem Kampfe. Seltsamerweise passierte ich diesen gefürchteten Kanal in der Dunkelheit ganz unbeachtet; um Mitternacht hatten wir schon wieder breitere Strecken des Flusses erreicht, wo wir freier aufatmeten, da wir den schlimmsten Teil unserer Reise, wenigstens soweit feindliche Eingeborene in Betracht kamen, nunmehr hinter uns hatten.

Als wir an einer langen Reihe von zerstörten Dörfern entlang ruderten, hoben sich die verkohlten Grashütten und die kahlen, abgebrannten Kronen der Palmbäume scharf gegen den klaren Nachthimmel ab.

Kurze Zeit vorher waren die Araber den Itimbiri-Fluß, der sich einige Kilometer unterhalb dieser Dörfer in den Kongo ergießt, herabgekommen und hatten die Eingeborenen angegriffen, von denen eine große Menge getötet und viele gefangen genommen waren, um später in den entfernteren Dörfern im Innern für Elfenbein verkauft zu werden. Wir riefen beständig unsern Gruß: „Sen-né-né, Sen-né-né, Sen-né-né, né-né,“ erhielten aber keine Antwort, obwohl wir häufig die Blätter rascheln und die Zweige knacken hörten, ein deutliches Zeichen, daß die Eingeborenen anwesend waren. Endlich rief uns eine drohende Stimme aus der Tiefe des Waldes zu:

„Kenda-mboli, Kenda-mboli.“ (Geht weg! Geht weg!)



Auf der Plattform am Heck stand der Häuptling.

Sechstes Kapitel.

Die Gewehre sind in Bereitschaft. — Ich wage mich ans Land. — In Gefahr. — „Was wollt ihr mit unserem Häuptling?“ — Verwirrt von klerikalen Argumenten. — In jämmerlicher Weise zusammengedrängt. — Charakterisierung meiner Mannschaft. — Von einem Elefanten überlistet. — „Ihr Leute könnt nicht rudern.“

Bei Tagesanbruch bekamen wir zahlreiche Kanoes in Sicht, welche mit Weibern und Kindern beladen waren und in der Eile nach den bewaldeten Inseln hinüberfuhren. Wir riefen ihnen zu, sie sollten keine Furcht haben, wir seien Stanleys Kinder, allein sie wurden nur noch aufgeregter und beeilten sich noch mehr, um unter Schutz zu kommen. Im nächsten Augenblicke näherte sich uns ein großes Kriegskanoe, das von etwa 50 bewaffneten Kriegern fortbewegt wurde, die, aufrecht stehend, zur Hälfte auf jeder Seite des Fahrzeugs die langblättrigen Ruder handhabten. Auf der Plattform am Heck stand aufrecht der Häuptling, ein großer, kräftig gebauter Mann, dessen Federschmuck im Winde flatterte und der mit dem einen Arm sich auf seinen Schild stützte und in der andern Hand einen Speer mit breiter Spitze hielt. Der Körper war mit einer ockerähnlichen, aus pulverisiertem Kamholz und Palmöl hergestellten roten Farbe beschmiert, und von der Brust hingen ihm Wildkatzenfelle herab. Nachdem sie das Fahrzeug bis längsseite von uns getrieben hatten, machten sie in einer Entfernung von 20 Meter Halt, und der Häuptling sagte:

„Ihr lügt, ihr seid Araber. Seht das weiße Tuch auf eurem Haupt. Stanleys Kinder reisen nicht wie die Araber. Ihr wollt Fleisch haben, ihr kommt, um uns zu fangen und aufzufressen, aber wir sind bereit für euch.“

Dann stimmten sie ein Geheul an, um uns einzuschüchtern, und umkreisten uns, wobei mehrere Männer ihre Speere hoben, um sie auf uns zu schleudern. Während des halben Tages, den wir brauchten, um bei ihrem Lande vorbeizutreiben, kamen uns noch weitere Kanoes entgegen, deren Insassen uns ver-

höhnten, doch wagte keines, einen offenen Angriff zu unternehmen, und wir begnügten uns damit, ihre Beleidigungen stillschweigend zu erdulden. Da alle Mann die Gewehre in Bereitschaft halten mußten, um den uns beständig drohenden Angriff abzuschlagen, so waren wir nicht imstande, zu rudern.

Als wir an einer Stelle, wo die flüchtigen Eingeborenen provisorisch ein Dorf gebaut hatten, näher ans Land hinantrieben, kam uns kühn ein kleines Kanoe entgegen, in welchem sich drei bösartig aussehende Wilde befanden, von denen der eine ein Bündel grüner Bananen emporhielt, anscheinend um sie uns zu verkaufen. Verrat fürchtend, weil ich auf dem Boden des Kanoe Speere erblickte, streckte ich die Hand aus, um meine Büchse in eine bequemere Lage zu bringen, worauf die Eingeborenen am Ufer, die alle unsere Bewegungen eifrig beobachteten, sofort einen gellenden Ruf ausstießen und uns anschrieen, während die drei Männer ins Wasser sprangen und ans Land schwammen, wo die Leute uns in ganzen Scharen folgten, mit den Speeren drohten und ein beständiges, uns fast betäubendes Geheul ausstießen.

Am nächsten Tage kamen wir gegen Mittag an ein einige Kilometer unterhalb der Mündung des Itimbiri liegendes großes Dorf, dessen Bewohner bei unserer Ankunft besonders aufgeregt waren, sich in feindseligen Demonstrationen ergingen und zwischen den den oberen Uferrand einfassenden Bananenbäumen hin und her eilten, durch deren breite Blätter die blank polierten Speer- und Messerklingen glänzten und blitzten, wenn die Sonne darauf fiel. Im nächsten Augenblick wurde ich auf einen Mann aufmerksam, der uns Zeichen machte, ans Land zu kommen und in der Hand Bananen, sowie lange Stücke reifes Zuckerrohr hielt.

Wir hatten so großen Mangel an Lebensmitteln, daß ich beschloß, mich ans Land zu wagen, obwohl mir nichts Gutes ahnte bezüglich des Empfanges, der uns wahrscheinlich bereitet werden würde. In wenigen Augenblicken liefen unsere Kanoes auf den Strand, doch zögerten wir noch, ob wir aussteigen sollten oder nicht, als eine Schar Bewaffneter unter wildem Geheul aus einem Dickicht zur Linken stürzte und wütend die Waffen schwang, als sie sich uns näherten. Wir hatten gerade noch Zeit, die Kanoes in den Strom hinauszuschieben, um einen Konflikt zu vermeiden; als wir weiter trieben und die Ruder nach besten Kräften gebrauchten, klang uns noch lange das Geheul enttäuschter Wut nach.

Wir bedauerten nicht, daß der Kanal, in dem wir uns befanden, sich dann zu einer breiteren Wasserfläche ausdehnte, die stellenweise bis an den Horizont reichte und uns Gelegenheit gab, einen prächtigen Blick auf eine ruhige, stille

Bucht des Flusses zu erhalten, der hier um zahlreiche Inseln herumfließt, deren gezackte Baumkronen sich in der Ferne gegen den dunstigen Horizont abhoben.

Auf dieser breiten Wasserfläche sahen wir ein Kanoe uns entgegenkommen, das etwa vierzig Bewaffnete, darunter einige mit Gewehren versehene Leute, enthielt. Wir hörten mit Rudern auf, um bereit zu sein, falls sie uns angreifen sollten, jedoch fand ich, als jene näher kamen, daß es eine Abteilung Bangala-Eingeborene war, welche zu einem vor wenigen Monaten vom Kongostaate eingerichteten Posten bei dem nahen Dorfe Jambinga gehörten. Die Station war angelegt worden, um die Bewegungen der Araber am Itimbiri im Auge zu behalten, sowie um unter den unruhigen Eingeborenen des Distrikts Ordnung zu schaffen und ihnen ein gutes Betragen beizubringen.

Ich erfuhr ferner, daß der den Posten befehligende Offizier, um diesen letzteren Zweck zu erreichen, es vor einigen Tagen für notwendig gehalten hatte, gerade mit den Leuten, deren Dorfe wir uns jetzt näherten, Feindseligkeiten zu beginnen. Die Folge des Konflikts war gewesen, daß die Garnison des Postens von Jambinga von den Eingeborenen „boykottiert" worden war, und die Kanoemannschaft, der wir begegnet waren, hatte sich daher unterwegs befunden, um in Dörfern, die während des letzten Kampfes nicht gelitten hatten, Lebensmittel einzukaufen.

Abends, bald nach Sonnenuntergang, erreichten wir das volkreiche Dorf Bumba, wo unser Erscheinen große Bestürzung hervorzurufen schien. Wir riefen wiederholt den Häuptling an, mit dem ich bekannt war, allein das Geheul und Geschrei, sowie das Wirbeln der Alarmtrommeln hinderte ihn, uns zu hören. Wir trieben etwa 100 Meter vom Lande entfernt bei dem Dorf vorbei, doch konnten wir nichts sehen, weil eine von den Hüttenfeuern aufsteigende dichte Rauchwolke über dem Ufer lagerte. Über den Lärm der Trommeln machte sich das Rufen und Heulen der erschreckten Bewohner vernehmbar, das in der dichten Dunkelheit eine schauerliche Wirkung hervorbrachte.

Später näherten sich uns vorsichtig mehrere große Kanoes mit Bewaffneten, und eine rauhe Stimme rief uns in der Dunkelheit mit folgenden Worten an:

„Was wollt ihr mit unserem Häuptling? Ihr seid die Leute des weißen Mannes in Jambinga, der vor drei Tagen mit uns gekämpft hat. Macht schnell, daß ihr fortkommt, wir sind keine Freunde."

Auf solche Weise zog man überall unsere freundlichen Absichten in Zweifel. Weiter flußaufwärts, wo wir einer gewissen Sicherheit uns erfreut hätten, wenn wir als Weiße erkannt worden wären, wurden wir irrtümlich für Araber gehalten, während hier schon allein die Thatsache, daß ich ein Weißer war,



die Eingeborenen veranlaßte, mein freundliches Entgegenkommen anzuzweifeln, da sie meine Ankunft auf dem Schauplatz ihrer jüngsten Niederlage durch den belgischen Offizier ganz natürlicherweise mit jenem unglücklichen Ereignis in Verbindung brachten. Es blieb uns also nichts weiter übrig, als die Fahrt fortzusetzen.

In der Nacht passierten wir mehrere kleine Dörfer und riefen in der Dunkelheit große Verwirrung unter den aufgeschreckten Bewohnern hervor; die Frauen und Kinder stürzten kreischend und schreiend nach dem Walde, um dort Schutz zu suchen, während die Männer den vor Gefahr warnenden Alarmruf erschallen ließen, der weithin über den stillen Fluß wiederhallte.

Am nächsten Tage trieben wir bei mehreren malerischen Inselchen vorbei, und ich schoß mit der Büchse mehrere Ibisse, worauf meine Leute, ohne sich an die Krokodile zu kehren, in den Fluß tauchten, um die Vögel zu holen. Ganze Trupps von Affen spielten

fröhlich in den Ästen der hohen Waldbäume; der scharfe Krach meiner Büchse schien den ganzen ungeheuren Wald zu erwecken, die Affen schwatzten und schrieen, große Hornvögel flogen schwirrend von Baum zu Baum und waren offenbar erzürnt, daß sie gestört wurden, und unzählige kleine Sonnenvögel flatterten von einer Orchidee zur anderen und gaben der Scene Leben und Bewegung.

Am folgenden Tage schien die Sonne außerordentlich heiß, und langsam trieben wir durch von Wald und Sumpf eingefaßte schmale Kanäle, ohne ein Zeichen von den Eingeborenen zu sehen. Ich lag, da mir infolge der ungeheuren Hitze der Kopf schmerzte, auf dem Boden des größten Kanoe und versuchte vergeblich, eine theologische Abhandlung in einer Nummer der christlichen Zeitschrift „British Weekly" zu lesen, die ich auf dem Boden einer Kiste Proviant fand, und welche der Rev. Charles Ingham, ein Missionar am Unterkongo, mir vor länger als Jahresfrist geschenkt hatte. Entweder war der Gegenstand zu tief für meinen nicht ganz klaren Verstand, oder die Hitze hatte mein Denkvermögen entnervt, denn nachdem ich dieselben Sätze immer wieder gelesen hatte, war ich schließlich in dem Wirrwarr der vielsilbigen Worte, welche der kirchliche Streiter zur Illustrierung seiner verwickelten Theorieen gebraucht hatte, ganz konfuse geworden.

Im Laufe des Tages hörten wir mehreremal im Walde das rauhe Bellen der Schimpansen, doch war es uns nicht möglich, einen Blick auf die kinderähnlichen Gesichter dieser Tiere zu werfen, da sie bei unserem Näherkommen stets tiefer in den Wald hineinflohen. Abends gelangten wir in Sicht der Hügel von Upoto. Seit meiner ersten Kanoefahrt vor elf Monaten waren die Bopoto-Leute wegen ihres unbotmäßigen Benehmens und eines Angriffes auf eine Abteilung Soldaten des Freistaates von den Offizieren der letzteren schwer gezüchtigt worden, und infolgedessen waren sie jetzt sehr freundlich gegen die Weißen gesinnt. In der That scheint es bei dem Verkehr mit diesen wilden Stämmen absolut notwendig zu sein, ihnen im Anfang das Gefühl der Furcht und eine hohe Achtung vor unserer Kampfesstärke beizubringen. Am unteren Ende des Bopoto-Distrikts besuchte ich ein mit Pallisaden umgebenes kleines Dorf, in dem ich schleunigst landete und die Typen und Gestalten der Bewohner zu skizzieren begann, ehe dieselben meine Absichten begriffen. Ich zeichnete die Köpfe einiger Eingeborener in mein Skizzenbuch, kaufte einige Eier, sowie ein Halsband aus Menschenzähnen und hatte dann die Fahrt fortgesetzt, alles innerhalb einer halben Stunde. Im Walde eben unterhalb des Dorfes schoß ich einen sehr großen braunen Affen, den meine beiden Niam-Niam in er-

staunlich kurzer Zeit mit offenbarem Behagen verzehrten, worauf sie sich nach Schluß des Mahles augenscheinlich sehr wohl fühlten. Wir ruderten dann weiter, bis wir um Mitternacht von einem fürchterlichen Gewitter betroffen wurden, sodaß wir die Kanoes am bewaldeten Ufer an der Leeseite eines großen abgestorbenen Baumes festmachten. Das Wasser war so bewegt, und der Wind wurde so heftig, daß es schien, als ob die Fahrzeuge unvermeidlich vollschlagen mußten. Die Nacht war dunkel bis auf Augenblicke, wenn gelegentlich der helle Blitz uns beleuchtete, wie wir uns in unserem Elend zusammendrängten. Als ich endlich bei dem Warten auf das Aufhören des Gewitters von dem Wachendsitzen müde wurde, legte ich mich auf den Boden des größeren Kanoes, dem Wind und Regen ausgesetzt, zum Schlafen nieder, da ich so vollständig erschöpft war, daß es mir fast einerlei war, was mit uns passierte. Gegen Tagesanbruch wachte ich kalt, steif und zitternd auf und fand, daß ich in einer mehrere Centimeter hohen Wasserlache gelegen hatte. Der Sturm war vorüber, und meine Leute hatten sich in kleinen Gruppen zusammengedrängt und boten ein Bild des Elends. Einer der Niam-Niam saß nackt da und hatte sein Lendentuch um den Kopf gewunden, der ihm, wie er sagte, schmerzte. Meine Notiz- und Skizzenbücher und überhaupt alles, was ich besaß, waren durch und durch naß und wurden triefend auf einen Haufen geworfen, bis zum Erscheinen der Sonne, welche sie wieder trocknen sollte.

Bei der Schilderung der Charaktere meiner Mannschaft muß ich meinen Sansibar-Diener Msa obenan stellen; er war aufgeweckt, lebhaft und treu. Dem Verdienste nach würde dann Makatuku kommen, ein freier Neger mit dicken Lippen, dessen Mutter eine Eingeborene aus Jao war; er war stets fröhlich, für jedes eintretende Ereignis bereit, kraftvoll und thätig, dabei Msa sehr zugethan, mit dem er aus derselben Schüssel zu essen pflegte. Der alte Djuma ben Abdullah Susa stammte aus Madagaskar; er trug unabänderlich einen alten geteerten Südwester, war ein großer Liebhaber von geräucherten Fischen und der wahre Typus eines dunklen Don Juan bei den Schönheiten der Kannibalenstämme. Msee Bilalli war noch im Knabenalter von seinem Stamme an arabische Sklavenhändler am Njassa-See verkauft worden und hatte den größten Teil seines Lebens bei ihnen zugebracht; er trug während des Marsches stets die schwerste Last und war niemals müssig; wenn er keine weitere Beschäftigung hatte, band er sorgfältig Tabaksblätter zu kleinen Paketen zusammen oder nähte mit Grasfäden die Risse seines zerlumpten Lendentuches zusammen. Schomali war ein großer, fetter, fauler Sklave, der bei jeder Veranlassung zum Schlafen bereit war. Khamici (Donnerstag) war unbrauchbar,

wenn es etwas zu thun gab, sonst aber immer lebhaft und ein ganzer Dandy. Nobi Demici war ebenfalls Sklave und besaß nur ein kleines Hirn, aber einen leistungsfähigen Appetit. Der kleine Mabruki war ein geweckter, schlauer Bursche mit sehr alten Zügen, aber gerade der Typus eines Jungen, der sich überall seinen Lebensunterhalt verdient. Die übrigen Mitglieder meiner Mannschaft waren so wenig brauchbar, daß sie kaum der Erwähnung verdienen.

Des starken widrigen Windes wegen machten wir an diesem Tage nur geringe Fortschritte. Bei Sonnenuntergang waren wieder Anzeichen eines Gewitters vorhanden, doch zog dasselbe vorüber, und um Mitternacht schien der Mond hell. An einer Stelle wurden wir von der raschen Strömung fortgerissen und ans Ufer geworfen, wo die Kanoes beinahe kenterten und wir uns sämtlich an den Dornen stark die Haut zerrissen. Bei Tagesanbruch wurde ich plötzlich von Makatuku geweckt, der mir mit heiserer Stimme zuflüsterte:



„Bwana, Amka! Amka! Kuona Ntembo!“ (Herr, wacht auf! Seht, dort ist ein Elefant!) Dicht vor uns, nur wenige Meter entfernt, war ein großer Elefant, der nach seinem Morgenbade an dem schlüpfrigen Ufer emporklomm. Ich schoß meine Expreßbüchse auf ihn ab und traf ihn in den Kopf, worauf das Tier vor Schmerz brüllte und ins Wasser zurückstürzte, uns mit Schaum bespritzend. Als es sich wieder erholte, schoß ich nochmals, hatte aber leider schlecht gezielt und traf den Elefanten nur in die Schulter. Rasch zwei neue Patronen einsetzend, jagte ich ihm dieselben wieder in den Kopf, worauf er, anscheinend tot, schwer zu Boden fiel. Nachdem wir eiligst die schwerfälligen

Kanoes ans Ufer getrieben hatten, sprang ich ans Land, doch versank ich sofort bis zu den Achselhöhlen in den schwarzen Schlamm, und als ich mich wieder herauszuziehen bemühte, verwickelte ich mich in den Ästen eines abgestorbenen Baumes. Inzwischen war der verwundete Elefant wieder auf die Füße getaumelt und hatte sich, vor Schmerz schrille Trompetentöne ausstoßend und das dichte Unterholz zertretend, in den Wald davongemacht. Rasch ans Ufer watend, eilte ich ihm nach, doch kam ich bald an tiefen Morast und fast undurchdringliches Dickicht; ich folgte den Spuren des verwundeten Tieres noch eine kurze Strecke, doch war dasselbe, seine letzte Kraft zusammennehmend, entkommen. Ich bemühte mich zwar, die Verfolgung fortzusetzen, fand dieselbe aber unmöglich und war wider Willen gezwungen, die Jagd aufzugeben. Im Walde herrschte vollkommene Stille, mit Ausnahme des Schwatzens und Schreiens der Affen, die von einem der hängenden Äste zum anderen sprangen.


Typus vom Aruwimi.

Mit zu Fetzen zerrissenen Kleidern und von dem Dornengesträuch arg zerkratztem Körper kehrte ich nach den Kanoes zurück. Diese kleine Episode lieferte meinen Leuten während des ganzen übrigen Tages Gesprächsstoff, und die Unterhaltung wurde ganz lebhaft, wenn sie von dem Fleisch sprachen, das wir verloren hatten, und mit Zeichen und Gesten die Zuckungen des armen verwundeten Tieres nach jedem Schusse nachmachten.

Die beiden nächsten Tage und Nächte vergingen, ohne daß etwas Besonderes passierte, bis wir plötzlich spät am Nachmittage jemand ironisch sagen hörten:

„Benu Kuieba te kuruka.“ (Ihr Leute könnt nicht rudern.) Aufblickend

bemerkte ich ein schönes, hübsches Bangala-Weib, das mit einem Grasrock bekleidet und mit blanken Hals- und Armbändern aus Messing geschmückt war und, in dem dunklen, olivengrünen Laubwerk teilweise verborgen, mit verschränkten Armen in höchst anmutiger Haltung am bewaldeten Ufer stand. Das plötzliche Erscheinen dieser Gestalt, nachdem wir so lange keine Eingeborenen gesehen hatten, und ihre trockene Bemerkung machte auf uns alle einen höchst angenehmen Eindruck.

Siebentes Kapitel.

Hodister als Beschützer der Mobeka-Weiber. — Die unerschütterlichen Niam-Niam. — Ein Kampfmonat. — Zwei rivalisierende Hippopotamusstiere kämpfen auf einer Sandbank. — „Was haben wir für ein Unglück.“ — Tod Ibakas, des Königs von Bolobo. — Schauerliches Mienenspiel. — „Gerade wie eine alte Dhau auf See.“ — 3800 Kilometer Kanoefahrt auf dem Oberkongo. — Ankunft an der Küste. — Der holländische Dampfer. — Rotterdam. — Auf der Themse. — Blackwall. — Im Emigrantenheim. — „Lebt wohl, Herr, lebt wohl!“

Am nächsten Tage sahen wir mehrere Frauen, welche mit Kanoes über den Fluß fuhren, aber nicht näher kommen wollten und sagten: „Unsere Männer sind im Kriege.“ Später erfuhr ich, daß etwa 1000 Mann von dem Mobeka-Stamm mit 60 Kriegskanoes den Fluß hinaufgefahren seien, um mit den Leuten von Upoto zu kämpfen. Sie mußten uns in der Nacht vorher vorbeigekommen sein, aber anderes Fahrwasser gewählt haben, da wir nichts von ihnen gesehen hatten. Gegen Mitternacht erreichte ich das Lager des Herrn Hodister, eines Agenten der belgischen Handelsgesellschaft und sehr gastfreien Mannes, der mich bis zu den frühen Morgenstunden mit der Erzählung von Vorfällen unterhielt, die während seines Aufenthalts unter den Mobeka-Leuten passiert waren. Hodister hatte ihnen solches Vertrauen einzuflößen gewußt, daß sie während ihrer Abwesenheit auf der Kriegsexpedition gegen Upoto ihre Weiber seiner Obhut anvertrauten; ich fand daher zahlreiche weibliche Verwandte der abwesenden Krieger, die unbedingt an seine Macht, sie verteidigen zu können, glaubten, um die Station versammelt.

Als ich die Station Hodisters am nächsten Morgen in der Frühe verließ und an einer langen Reihe von Mobeka-Dörfern entlang trieb, sammelten die Frauen sich an den Ufern und erkundigten sich eifrig, ob wir keine Nachrichten von dem Ausgang des Krieges mit Upoto hätten. Die einzigen Männer, welche

wir sahen, waren Kranke und Krüppel; alle kräftigen Leute waren mit in den Kampf gezogen.

Die beiden folgenden Tage verflossen ereignislos. Vier von meinen Leuten waren hülflos erkrankt an Erkältung, Rheumatismus und Fieber infolge der Strapazen in den kalten, miasmenreichen Nebeln bei Nacht und der glühenden Tropenhitze bei Tage. Auch meine Gesundheit war schlecht, da die Risse und Wunden, welche ich mir zwei Tage vorher auf der erfolglosen Elefantenjagd zugezogen hatte, sich entzündet hatten und sich zu Geschwüren entwickelten. Von der ganzen Mannschaft schien der große schwarze Affe sich am meisten in seinem Element zu befinden, und er entwickelte einen Appetit, wie die Niam-Niam, die es, wie ich an den verlangenden Blicken erkennen konnte, welche sie oft nach seinem fetten Körper warfen, es für eine fürchterliche Verschwendung von Paradiesfeigen und Bananen meinerseits hielten, daß ich dem Tiere so viel davon gab, während doch Affe und Bananen eine so schöne Mahlzeit für zwei arme, hungrige Niam-Niam abgegeben hätten.



Dorfbild aus Bangala.

Als ich Bangala erreichte, erfuhr ich, daß zwischen den Eingeborenen einiger Dörfer dieses Distrikts und dem Kongostaate Krieg stattgefunden hatte. Mehrere dem Staate gehörende Gebäude waren zerstört und ein durch einen Speerstich getöteter Soldat der Garnison zwei Tage nach seiner Beerdigung von den feindlichen Wilden wieder ausgegraben und aufgefressen worden. Während der kurzen Zeit, welche ich in der Station Bangala verblieb, kam einer der feindlichen Häuptlinge und bot seine Unterwerfung an, worauf er ohne Widerstreben die

ihm von dem Vertreter des Freistaates auferlegte Strafe bezahlte, die aus 2000 Messingstangen, zwei großen Kanoes und zwei Sklaven, einem Gesamtwert von 3000—4000 Mark, bestand.

Bis lange nach Mitternacht trieben wir bei den Wachtfeuern der Eingeborenen vorbei und hörten die Alarmtrommeln, deren Echo von einer Seite des Flusses nach der anderen wiederhallte, doch wurden wir nicht belästigt. Gegen 3 Uhr morgens wurde es sehr nebelig und stieß uns ein Unfall zu, der beinahe unglücklich geendet hätte. Die rasche Strömung jagte uns nämlich auf einen großen treibenden Baumstamm, und da wir dabei mit der Breitseite gegen den Fluß zu liegen kamen, nahmen wir eine Menge Wasser über. In der nächsten Nacht wurden wir von einem wütenden Tornado überfallen und mußten bis Tagesanbruch, von den Wellen umhergeschaukelt und gerollt, elend und durchnäßt, am Ufer liegen bleiben. Es bedurfte der vereinigten Anstrengungen meiner halben Mannschaft, um durch beständiges Ausschöpfen die Fahrzeuge am Vollschlagen zu verhindern.

Infolge neuer Krankheitsfälle hatte ich nur noch fünf erwachsene Leute, welche unsere beiden großen und schweren Kanoes rudern konnten, drei bei Tage und zwei bei Nacht; infolgedessen konnten wir nicht viel mehr thun, als mit der Strömung weiterzutreiben, wobei wir ganz regellose Versuche mit dem Steuern machten und uns meist der Führung des Flusses überließen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang kündigte die veränderte Farbe des Wassers uns an, daß wir uns in der Nähe des Lulugu befanden, als wir plötzlich nach Passieren einer kleinen Insel in Sicht von Hunderten von brennenden Eingeborenenhütten kamen. Der Rauch stieg in großen Wolken zu einer riesigen, ununterbrochenen Säule auf, dem Ufer entlang lagen überall glimmende Bäume, und in der Ferne hörten wir starkes Gewehrfeuer. Mehrere große Kanoes mit Kriegern im vollen Kriegsfarbenschmuck schossen an uns vorüber, und als ich mich erkundigte, was los sei, erhielt ich trotzig zur Antwort, das sei eine kleine private Angelegenheit von ihnen, sie wünschten meine Einmischung nicht und wir könnten, wenn wir uns nicht weiter in den Fluß hinaus und vom Ufer fern hielten, zufälligerweise erschossen werden.

Im Vorbeitreiben bei den brennenden Dörfern hatten wir etwa 50 Meter vom Ufer entfernt einen prachtvollen Anblick des Kampfes. Auf jeder Seite befanden sich etwa 400 bemalte und mit Federschmuck gezierte Eingeborene, die in einer dichten Bananengruppe fast im Handgemenge miteinander waren. Auf allen Seiten schossen Feuerstrahlen hervor, denen jedesmal ein lauter Knall folgte, während wir in der Zwischenzeit die dunklen Gestalten in dem dichten



Auf allen Seiten schossen Feuerstrahlen hervor.

Rauche hin und her stürzen und ihre Steinschloßgewehre wieder laden sahen. Die brennenden Dörfer dehnten sich über drei Kilometer weit am Flußufer aus, und als die Sonne untergegangen war und die Dunkelheit dem kurzen tropischen Dämmerlichte gefolgt war, spiegelten sich die Flammen der brennenden Hütten, das helle Aufblitzen der Gewehre, welches für Augenblicke die wallende Rauchwolke erhellte, die über der Scene der Zerstörung schwebte und noch dunkler als die Nacht wie ein Berg in der Luft hing, auf der ruhigen Oberfläche des Flusses wieder und boten uns ein höchst eindrucksvolles Schauspiel.

Der alte Djuma bemerkte, dies sei ein „Kampfmonat", und in der That hatten wir, seit wir den Hunderte von Kilometern flußaufwärts von uns liegenden Aruwimi verlassen hatten, wenig anderes gesehen, als Kriegsscenen.

Am zweiten Abend darauf wurden wir von einem Hippopotamus angegriffen, der mittschiffs auf unsere Kanoes eindrang, die Befestigungen, mit denen beide zusammengebunden waren, zerbrach und uns große Unbehaglichkeit verursachte. Die Nacht war wundervoll klar, und am Himmel funkelten und glitzerten die Sterne. Bis zum Anbruch des Tages am nächsten Morgen passierte uns nichts von Bedeutung, dann aber hatten wir, gerade als ich mich rasierte, einen weiteren heftigen Zusammenstoß mit einem Hippopotamus. Nach einem Schuß aus meiner Büchse zog das Tier sich schleunigst in tieferes Wasser zurück. Gleich darauf kamen wir in einem engen Kanal durch Hunderte von Flußpferden, von denen ein altes männliches Tier uns ein so trotziges Wesen zeigte, daß ich gezwungen war, es zu erschießen.

Gegen Mittag sahen wir zwei große, männliche Flußpferde, deren Körper den Umfang eines Elefanten von Durchschnittsgröße hatten, auf einer Sandbank im Kampfe miteinander. Die Ungetüme stürzten, die ungeheuren Rachen weit geöffnet, aufeinander los und durchbohrten sich gegenseitig mit den mächtigen Fangzähnen, worauf sie, sich auf den Hinterbeinen erhebend, mit den massiven Köpfen dermaßen zusammenstießen, daß beide schwer auf den Sand hinfielen. Nachdem sie sich wieder erholt, machten sie einige Schritte rückwärts, um dann, aus den Nasenlöchern blutigen Sand ausschnaubend, aufs neue einander anzugreifen, sich wieder auf den Hinterbeinen zu erheben und gleich darauf nochmals zu Boden zu stürzen, wobei wir deutlich das Krachen der sich treffenden Zähne und das wütende Grunzen vernehmen konnten. Wir beobachteten den Kampf länger als eine halbe Stunde, bis die riesigen Tiere, vollständig zerfetzt, mit Blut beschmiert und mit Schaum bedeckt, den Kampf schließlich in tiefem Wasser fortsetzten, in einem Meer von Schaum und Spritzwasser verschwanden und das aufgeregte Wasser in ganzen Wellen über die soeben verlassene Sandbank schleuderten.

Später passierten wir mehrere Gruppen von Eingeborenen, welche mit dem Brennen von Grashalmen zur Herstellung von pottaschehaltigem Salz beschäftigt waren. Erschreckt von dem ungewohnten Anblick eines mit seinen Leuten in zwei so großen Kanoes den Fluß hinabtreibenden Weißen, stürzten sie in den Wald, offenbar in dem Glauben, daß etwas sehr Ernstes passiert sei und mich veranlaßt habe, mit einem solchen Fahrzeuge eine Reise zu unternehmen.

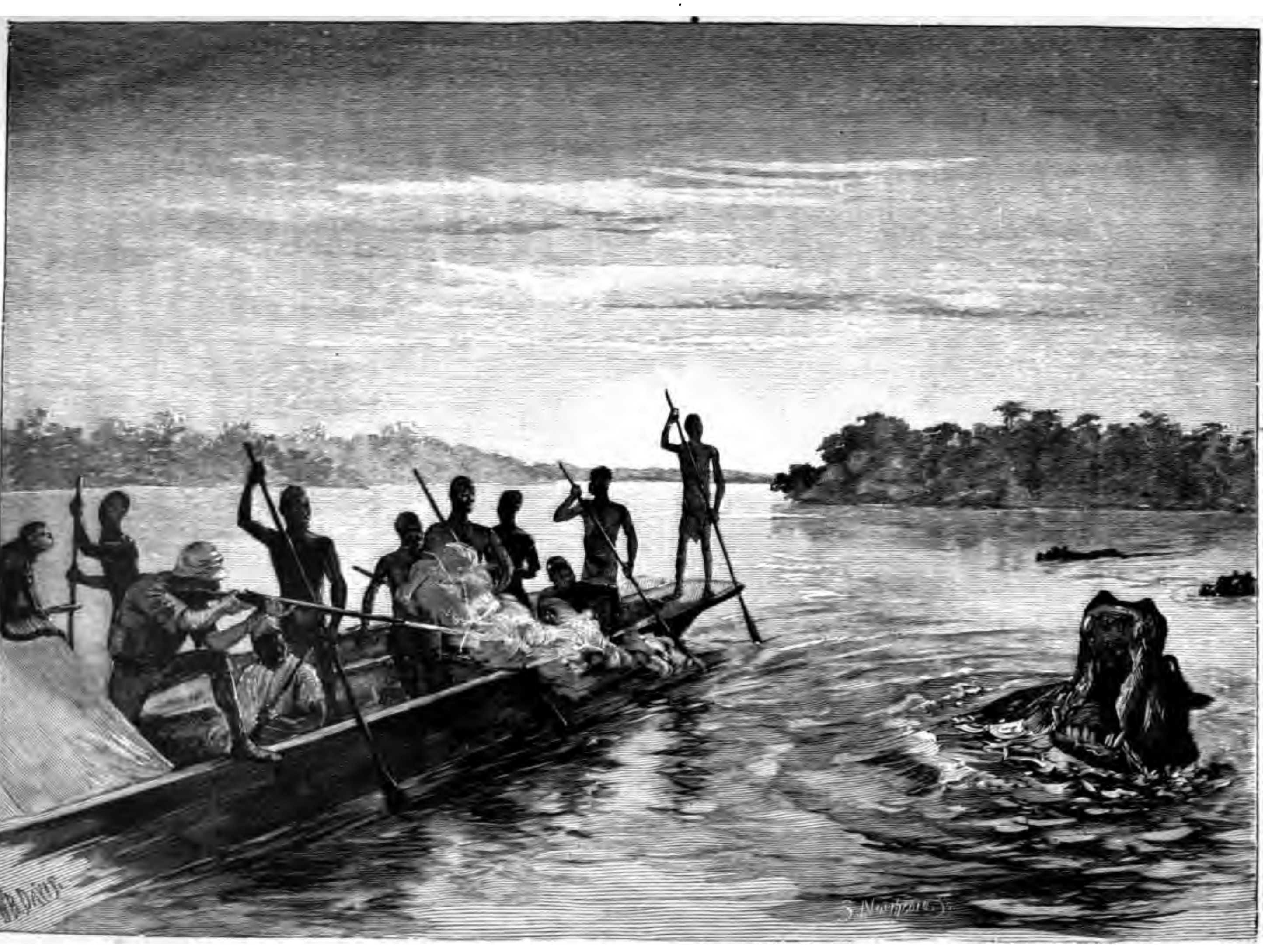
Bald darauf wurden wir von einem neuen schweren Gewittersturm vollständig durchnäßt. Nachdem wir unsere Sachen wieder in Ordnung gebracht hatten, legte ich mich zur Ruhe nieder, während mein Diener Msa mit meinem alten eisernen Kessel kam, um mir eine Tasse heißen Kaffee einzuschenken. Plötzlich erhob sich um drei oder vier Meter von uns entfernt mit wütendem Grunzen und geöffnetem Rachen ein großes Flußpferd aus dem Wasser, tauchte dann aber sofort wieder in die Tiefe zurück, um uns im nächsten Augenblick von unten anzugreifen, wobei das kleinere Kanoe beinahe von einem Ende bis zum anderen zersplitterte. Msa wurde auf mich geschleudert, wobei der kochend heiße Kaffee uns beide verbrühte; die Befestigungen der Kanoes waren zerrissen, vier von meinen Leuten ins Wasser geschleudert, und in der Verwirrung und Dunkelheit hielt ich ihre schwarzen Schatten für den wütenden Hippopotamus und stand gerade im Begriff zu schießen, als ich den alten Djuma erkannte und derselbe hastig hervorstotterte:

„Tu na-ona, tabu, sana 'bwana" (Was haben wir für Unglück).

Wir ruderten ans Land und waren den Rest der Nacht mit der Ausbesserung des Schadens beschäftigt. Nach allen den Strapazen bei der glühenden Sonnenhitze bei Tage und dem kalten Tau bei Nacht während der zweiundzwanzig Tage, welche wir in dem gebrechlichen alten Fahrzeug eingepferchst gewesen, nach den zahlreichen Tornados und durchdringenden Regengüssen, denen wir ausgesetzt gewesen waren, sowie nach der elenden, schlechten Nahrung und dem Mangel an Lebensmitteln hatten wir alle die Reise herzlich satt und wünschten nichts sehnlicher, als unseren Bestimmungsort zu erreichen.

Mit größtem Eifer arbeiteten wir daher an der Ausbesserung der Kanoes, sodaß wir früh am nächsten Morgen die Reise fortsetzen konnten.

Als wir uns den oberen Dörfern des volkreichen Distrikts von Bolobo näherten, fand ich die Bewohner in größter Aufregung; einige tanzten wie wahnsinnig umher, während andere wehklagten und jammerten, weil der alte Häuptling Jtaka vor sieben Tagen gestorben und bei unserer Ankunft soeben beerdigt war, wobei man drei von seinen Weibern lebendig mit der Leiche be-



Nach einem Schuß aus meiner Büchse zog das Tier sich in tieferes Wasser zurück.

graben hatte. Außerdem hatte man vorher sechs Sklaven enthauptet und kurz vor unserem Kommen noch an einem weiteren armen Opfer die Exekution vollzogen; die Kinder ahmten noch das schauerliche Zucken des Gesichts, nachdem der Kopf abgeschlagen war, nach. Da Itaka ein großer Häuptling gewesen war und mit einem entsprechenden Gefolge in der andern Welt erscheinen mußte, so sollten noch weitere Sklaven den Tod erleiden.

Nachdem wir Bolobo verlassen hatten, erhob sich eine günstige Brise, worauf ich meine alte wollene Decke als improvisiertes Segel aufzog. Auf diese Weise kamen wir rasch weiter, während die armen, erschöpften Sansibar-Leute auf dem Boden der Kanoes lagen und bewundernd die alte, rote Decke betrachteten, die sich wie ein Ballon aufblähte. Der alte Djuma Abdallah Susa meinte, diese Art zu fahren, erinnere ihn an das Leben auf den Dhaus an der Küste von Sansibar, was Bilalli, der sorgfältig ein Tabaksblatt in sein Lendentuch einwickelte, durch ein Kopfnicken bestätigte. Im nächsten Augenblicke riß die alte Decke, welche die Kraft des Windes nicht mehr auszuhalten vermochte, plötzlich in der Mitte durch. Inzwischen nahm der Wind immer mehr zu, und wir wurden von den Wellen dermaßen hin und her geschaukelt und gerollt, daß ich jeden Augenblick eine Katastrophe befürchtete. Um unsere unbehagliche Lage noch zu vergrößern, waren die Ufer mit häßlichen, schwarzen Felsen eingefaßt, auf welchen die Wellen sich zu weißem Schaum zerschlugen. Alles war durch und durch naß; die armen Hühner, welche ich als Lebensmittel mitgenommen hatte, gackerten vor Furcht, die Züge der Sansibariten zeigten einen ängstlichen Ausdruck, und alle meine Leute nahmen die Lendentücher ab, um für den schlimmsten Fall bereit zu sein.

„Gerade wie auf einer alten Dhau auf See," bemerkte der alte Djuma, während er seinen Südwester zu einer kleinen Kugel zusammenrollte und der Sicherheit wegen mit einer Schnur sich um den Leib befestigte. Glücklicherweise erreichten wir bald darauf eine sumpfige Stelle am Ufer, wo wir bei einem verlassenen Dorfe alle unsere Sachen ans Land trugen und naß und kalt die Nacht über lagerten. Ehe wir aber einschliefen, erhielten wir von einem vorüberkommenden Fischer noch die Nachricht, daß wir uns in einem Dorfe befänden, das wegen der Feindseligkeiten zwischen zwei benachbarten Orten verlassen worden sei; der Krieg sei noch nicht beendet und wir würden daher wahrscheinlich in der Nacht beunruhigt werden. Trotz dieser keineswegs beruhigenden Versicherung streckten wir unsere ermüdeten Glieder auf einigen Haufen kürzlich geschnittenem Grases unter den verfallenen, räucherigen Dächern des verlassenen Dorfes aus, nachdem wir die notwendige Vorsichtsmaßregel ge-

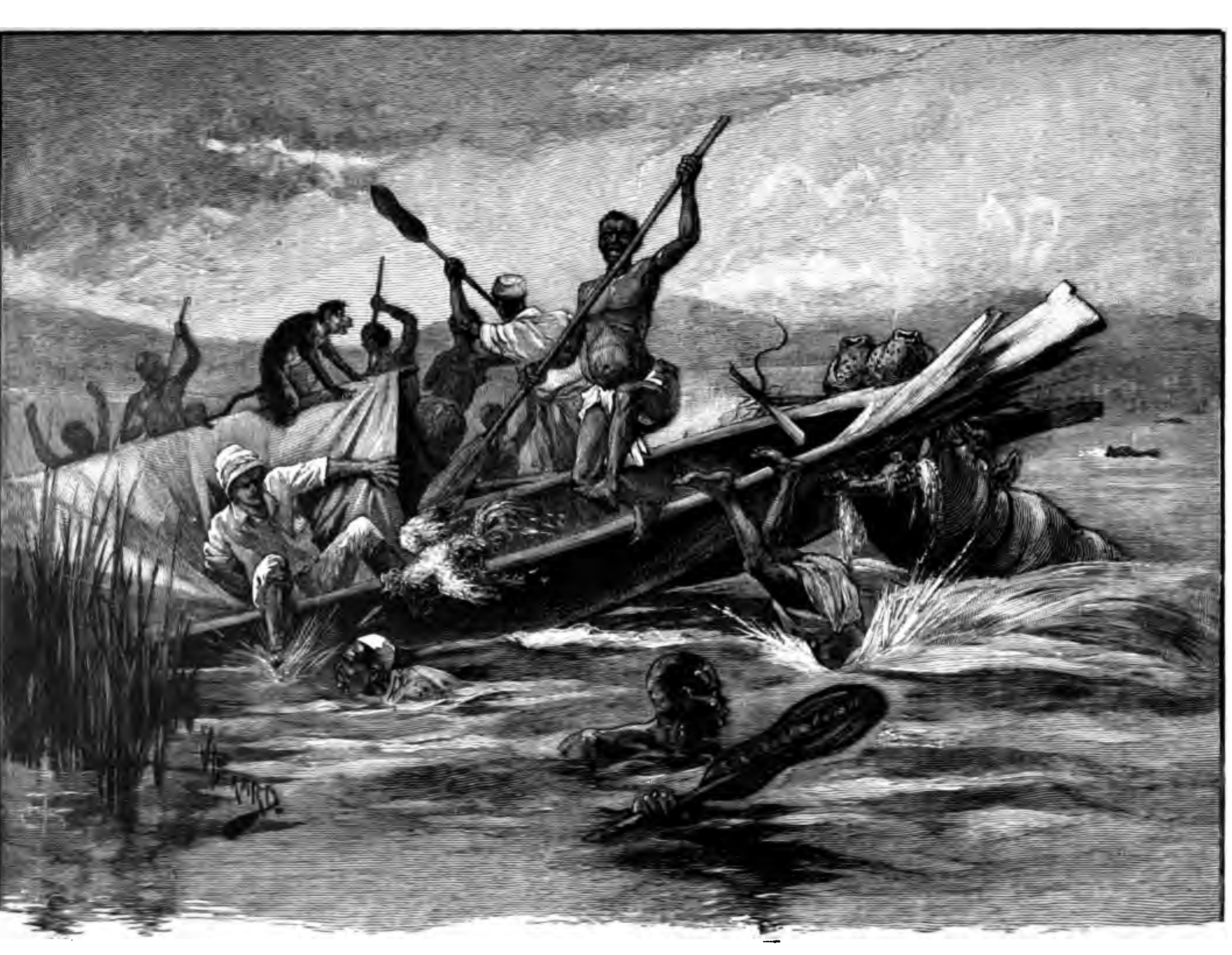
troffen hatten, Posten auszustellen, die uns bei drohender Gefahr warnen sollten. Als wir am nächsten Morgen erwachten, war der Sturm vorbei und der Himmel wieder wolkenlos.

Nachdem wir schleunigst einige Maiskolben zum Frühstück geröstet hatten, schifften wir uns wieder ein und ruderten, durch die Nachtruhe gestärkt, fröhlich weiter, bis wir früh am Nachmittage des zweiten Tages einen an dem bewaldeten Ufer liegenden kleinen Dampfer erblickten, dessen eingeborene Mannschaft eifrig mit dem Hacken von Holz zum Heizen der Kessel beschäftigt war, und deren Axtschläge über den Fluß uns entgegenhallten. Zu meiner Freude fand ich, daß der Dampfer von meinen alten Freunden E. J. Glave und T. Thompson befehligt wurde, die ich schon seit längerer Zeit nicht mehr gesehen hatte. Sie befanden sich auf dem Wege nach dem Ruki-Flusse, den sie erforschen wollten; wir beschlossen, die Nacht zusammenzubleiben, und erzählten uns die verschiedenen Abenteuer, welche wir seit unserem letzten Beisammensein erlebt hatten, nachdem ich zuvor ein im Vergleich zu der spärlichen Beköstigung während unserer langen Fahrt vorzügliches Mittagsmahl eingenommen und dasselbe mit einem Glas Wein hinuntergespült hatte.

Am folgenden Morgen setzten wir nach herzlichem Händedrucke unsere Reisen nach den verschiedenen Richtungen fort, und am nächsten Abend erreichte ich einige Stunden nach Eintritt der Dunkelheit meinen Bestimmungsort, den Stanley-Pool, nachdem ich mit meiner aus 6 kräftigen Männern, 4 Invaliden und 5 Jungen bestehenden Mannschaft in 27 Tagen und Nächten die Strecke von etwa 1725 Kilometer zurückgelegt hatte. Damit waren meine Kanoefahrten auf dem Kongo beendet, auf welchem ich insgesamt ungefähr 3800 Kilometer gefahren war.

Vom Stanley-Pool marschierten wir 15 Tage über Land, und bei der Ankunft an der Küste erhielt ich von dem Komitee zum Entsatze Emin Paschas die Weisung, mich mit meinen 12 Sansibar-Leuten nach London einzuschiffen, von wo letztere durch den Suezkanal nach Sansibar zurückgeschickt werden sollten.

Der erste Dampfer, welcher von Banana nach Europa abging, war der der Holländischen Handelsgesellschaft gehörende und nach Rotterdam bestimmte „Afrikaander", welcher auf der Ausreise den Kaufleuten Vorräte und den Eingeborenen Missionare mitbringt, während auf der Rückreise die Matrosen den Umstand, daß keine Passagiere an Bord sind, benützen und ganze Scharen von schwatzenden Affen mit heimbringen und in jedem Winkel des Schiffes Käfige mit schreienden Papageien aufhängen, deren gemeinsamer Lärm auf der Heimreise mehr Leben verursacht, als angenehm ist.



Angriff eines Flußpferdes auf die Kanoes.

An einem Sonntage trafen wir in der alten Stadt Rotterdam ein, wo die Bürger sich in ihrem Sonntagsstaat scharenweise auf den Quais versammelten, um die auf der Back des afrikanischen Dampfers versammelte seltsame Gruppe von Sansibariten zu betrachten. Da der Londoner Dampfer gerade im Begriff war, abzufahren, eilte ich mit meinen verwunderten Begleitern über mehrere Quais und verschiedene Brücken und brachte sie bei dem englischen Schiffe an Bord, doch hatte ich vor der Abfahrt rasch zwölf Anzüge aus grobem blauen Wollenstoff besorgt, da die Leute in London etwas anständiger gekleidet erscheinen sollten, als in den zerlumpten Lendentüchern, welche sie während der Reise getragen hatten. Bei Nebel und Regen fuhren wir die Themse hinauf, und da die Leute begierig waren, die seltsamen Wunder im Lande des weißen Mannes zu sehen, so blieben sie im Regen auf Deck stehen und wurden infolgedessen vollständig durchnäßt. Bald darauf hörte ich, wie einer zu den anderen sagte, er würde sich freuen, wenn sie so früh landeten, daß er noch in der Themse baden könnte.

„Ihr könnt aber in der Themse nicht wie im Kongo baden," antwortete ich ihm.

„Nun, Herr, was sollen wir aber machen?" entgegnete er, sein Hemd öffnend, „wir sind ganz blau."

Infolge der vollständigen Durchnässung hatte die Farbe der billigen Seemannskleidung ihre Haut himmelblau gefärbt.

In Blackwall brachte ich meine Leute in ein Emigrantenheim, und einige Tage später befanden sie sich wieder auf dem Deck eines nach Sansibar bestimmten Dampfer der British India Steam Navigation Company. Am 4. Juli 1889 trennte ich mich von meinen einfachen, treuen Begleitern, mit denen ich so manche Abenteuer erlebt und so viele Gefahren geteilt hatte. Ihre Ergebenheit war oft auf eine schwere Probe gestellt worden, sodaß ich mich jetzt nur noch ihrer Freundlichkeit und Geduld erinnerte und ihre Fehler und Untugenden vergaß; ich konnte daher, während ich auf dem Hafendamm stand und das Schiff sich langsam aus dem Dock entfernte, das Gefühl der Traurigkeit nicht unterdrücken, als die Schar meiner an Deck stehenden Sansibar-Leute mit ihren zerfetzten Turbanen winkten und mir als letztes Lebewohl zuriefen: „Kwa heri! Kwa heri, bwana wangu!" (Lebt wohl, Herr, lebt wohl!)

Altenburg
Pierer'sche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

vergriffen

